

# Plekos

**P**eriodicum on**L**ine zur **E**rforschung der  
**KO**mmunikationsstrukturen in der **S**pätantike

HERAUSGEGEBEN VON

KAI BRODERSEN · JOACHIM GRUBER

MARTIN HOSE · PETER VON MÖLLENDORFF

FERDINAND R. PROSTMEIER · STEFAN REBENICH

MARCUS REUTER

---

Jahrgang 11, 2009

## Inhalt Plekos 11, 2009

### Rezensionen

- Christian Schäfer (Hrsg.):  
Kaiser Julian ‚Apostata‘  
und die philosophische Reaktion gegen das Christentum.  
Berlin/New York: Walter de Gruyter 2008.  
(Ulrich Lambrecht) [82,1 KB] ..... 1–5
- David Kennedy:  
Gerasa and the Decapolis.  
London: Duckworth 2007.  
(Leonardo Gregoratti) [62,5 KB] ..... 7–10
- Sebastian Brather (Hrsg.):  
Zwischen Spätantike und Frühmittelalter.  
Berlin/New York: Walter de Gruyter 2008.  
(Marcus Reuter) [65,5 KB] ..... 11–15
- Ugo Martorelli:  
Redeat verum.  
Stuttgart: Franz Steiner 2008.  
(David Amherdt) [63,2 KB] ..... 17–19
- Jan den Boeft u. a. (Hrsg.):  
Ammianus after Julian.  
Leiden/Boston: Brill 2007.  
(Ulrich Lambrecht) [88,2 KB] ..... 21–27
- Rumen Ivanov, Gerda von Bülow:  
Thracia. Eine römische Provinz auf der Balkanhalbinsel.  
Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 2008.  
(Christian Körner) [74,3 KB] ..... 29–32
- Charlotte Lerouge:  
L’image des Parthes dans le monde gréco- romain.  
Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2007.  
(Marek Jan Olbrycht) [87 KB] ..... 33–36
- Klaus Martin Girardet:  
Die Konstantinische Wende.  
Voraussetzungen und geistige Grundlagen der Religionspolitik  
Konstantins des Großen.  
Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006 (2. Auflage 2007).  
(Christian Körner) [82 KB] ..... 37–42

<u>Martin Zimmermann (Hrsg.):</u> Extreme Formen von Gewalt in Bild und Text des Altertums. München: Utz Verlag 2009. (Uwe Herrmann) [95 KB] .....	43–51
<u>U. Brandl, M. Vasić (Hrsgg.):</u> Roms Erbe auf dem Balkan. Spätantike Kaiservillen und Stadtanlagen in Serbien. Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 2007. (Christian Körner) [87 KB] .....	53–57
<u>Kostas Buraselis:</u> Θεία δωρεά. Das göttlich-kaiserliche Geschenk. Studien zur Politik der Severer und zur Constitutio Antoniniana. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2007. (Ulrich Lambrecht) [92 KB] .....	59–62
<u>Britta Everschor:</u> Die Beziehungen zwischen Römern und Barbaren auf der Grundlage der Briefliteratur des 4. und 5. Jahrhunderts. Bonn: Habelt 2007. (Ulrich Lambrecht) [68 KB] .....	63–67
<u>Steffen Diefenbach:</u> Römische Erinnerungsräume. Heiligenmemoria und kollektive Identitäten in Rom des 3. bis 5. Jahrhunderts n. Chr. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2007. (Katharina Hornjak) [69,4 KB] .....	69–72
<u>Stefan Freund:</u> Laktanz, Divinae Institutiones, Buch 7: De vita beata. Einleitung, Text, Übersetzung und Kommentar. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2009. (Wolfram Schröttel) [69,9 KB] .....	73–77
<u>Massimiliano Vitiello:</u> Il principe, il filosofo, il guerriero. Lineamenti di pensiero politico nell'Italia ostrogota. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2006. (Joachim Gruber) [88,7 KB] .....	79–82
<u>Heiko Steuer, Volker Bierbrauer (Hrsgg.):</u> Höhensiedlungen zwischen Antike und Mittelalter von den Ardennen bis zur Adria. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2008. (Marion Brüggler) [67,5 KB] .....	83–88

Andreas Goltz:

Barbar – König – Tyrann.

Das Bild Theoderichs des Großen in der Überlieferung  
des 5. bis 9. Jahrhunderts.

Berlin/New York: Walter de Gruyter 2008.

(Joachim Gruber) [104,7 KB] ..... 89–93

Richard Alston, Sam Lieu (Hrsgg.):

Aspects of the Roman East.

Papers in Honour of Professor Fergus Millar FBA.

Turnhout: Brepols 2007.

(Michael Sommer) [56,3 KB] ..... 95–96

Stefan Freund, Meinolf Vielberg (Hrsgg.):

Vergil und das antike Epos. Festschrift Hans Jürgen Tschiedel.

Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2008.

(Wolfram Schröttel) [80,7 KB] ..... 97–103

Patrick Schollmeyer:

Das antike Zypern. Aphrodites Insel zwischen Orient und Okzident.

Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 2009.

(Christian Körner) [69,3 KB] ..... 105–108

Klaus-Peter Johne (Hrsg.):

Die Zeit der Soldatenkaiser.

Krise und Transformation des Römischen Reiches

im 3. Jahrhundert n. Chr. (235–284).

Berlin: Akademie-Verlag 2008.

(Marcus Reuter) [72,7 KB] ..... 109–112

Mirjana Sanader:

Dalmatia. Eine römische Provinz an der Adria.

Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 2009.

(Christian Körner) [68 KB] ..... 113–115

Peter Gemeinhardt:

Das lateinische Christentum und die antike pagane Bildung.

Tübingen: Mohr Siebeck 2007.

(Ulrich Lambrecht) [99 KB] ..... 117–124

Jan den Boeft u. a.:

Philological and Historical Commentary on Ammianus Marcellinus XXVI.

Leiden/Boston: Brill 2008.

(Ulrich Lambrecht) [82,2 KB] ..... 125–130

Lukas de Blois, Elio Lo Cascio (Hrsgg.):

The Impact of the Roman Army (200 BC – AD 476).

Leiden/Boston: Brill 2007.

(Marcus Reuter) [67,7 KB] ..... 131–134

Bruno Bleckmann:

Die Germanen. Von Ariovist bis zu den Wikingern.

München: Beck 2009.

(Ulrich Lambrecht) [74,5 KB] ..... 135–139

Michael Kulikowski:

Die Goten vor Rom.

Stuttgart: Theiss 2009.

(Ulrich Lambrecht) [72,3 KB] ..... 141–145

Gérard-Henry Baudry:Les Symboles du Christianisme ancien I<sup>er</sup>–VII<sup>e</sup> siècle.

Paris: du Cerf 2009.

(Peter Kritzing) [72,3 KB] ..... 147–150

Sven Günther:

„Vectigalia nervos esse rei publicae“.

Die indirekten Steuern in der Römischen Kaiserzeit

von Augustus bis Diokletian.

Wiesbaden: Harrassowitz 2008.

(Michael Hesse) [79,6 KB] ..... 151–154

**Berichte und Anzeigen**Millennium 6, 2009 ..... 1\***Neuerscheinungen**Neuerscheinungen 2009-1 – 20. Februar 2009 ..... i–vNeuerscheinungen 2009-2 – 10. Juni 2009 ..... vi–xiiNeuerscheinungen 2009-3 – 10. Oktober 2009 ..... xiii–xviiiNeuerscheinungen 2009-4 – 17. November 2009 ..... xix–xxiv

Christian Schäfer (Hrsg.): Kaiser Julian ‚Apostata‘ und die philosophische Reaktion gegen das Christentum. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2008 (Millennium-Studien 21). XIII, 266 S. EUR 68.00. ISBN 978-3-11-020541-1.

Als Forschungsgegenstand erfreut sich Kaiser Julian Apostata nach wie vor großen Interesses. In jüngster Zeit betrifft das namentlich die intellektuellen Grundlagen seiner Persönlichkeit wie die neuplatonische Philosophie und die aus ihr resultierende Ablehnung des Christentums.<sup>1</sup> Diesem Thema ist auch der vorliegende Sammelband gewidmet, der aus einer Tagung des Lehrstuhls für Christliche Philosophie und des Martin-Grabmann-Forschungsinstituts der Ludwig-Maximilians-Universität München unter Beteiligung von Vertretern der Disziplinen Philosophie, klassische Philologie und Alte Geschichte hervorgegangen ist. Die Aufsatzsammlung hat zum Ziel, „Aufschluss und neue Einsichten über die geistige Reaktion gegen das Christentum zu Zeiten und im Umfeld des Kaisers Julian II. . . . zu erhalten“ (S. X). Die dazugehörigen elf Beiträge lassen sich, vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreitend, in vier Gruppen gliedern: in Überblicksdarstellungen zum Verhältnis von Platonismus und christlichem Denken, Aufsätze zu Julians Selbsteinschätzung als Philosoph allgemein, ferner zu Einzelproblemen seines philosophischen Denkens und schließlich zu speziellen Themen, die er in seinen Werken anspricht, um für bestimmte Anliegen zu werben und seine Selbstdarstellung zu unterstreichen.

Im ersten Themenblock skizziert Jens Halfwassen das Verhältnis von „Neuplatonismus und Christentum“ (S. 1–15). Dabei diskutiert er die sich aus dem Denken des Porphyrios und des Plotin ergebenden, in der späteren historischen Entwicklung sich miteinander verbindenden christlichen Rezeptionsvarianten der neuplatonischen Gottesvorstellung. Dies betrifft nicht nur die Überzeugung von der Einheit von Religion und Philosophie, sondern vor allem auch die aus Gedanken Plotins von Porphyrios zum trinitarischen Gottesbegriff weiterentwickelte Vorstellung, die zur Anregung für das Dogma von der Trinität Gottes führte. Die „Hellenisierung“ bzw. „Platonisierung“ des Christentums war eine Voraussetzung der Aufnahme der antiken Kultur durch das Christentum und seiner Weiterentwicklung zur Weltreligion. Theo Kobusch differenziert diese allgemeinen Einsichten in seinem Beitrag „Philosophische Streitsachen. Zur Auseinandersetzung zwischen christlicher und griechischer Philosophie“ (S. 17–40) weiter aus: Als Streitpunkte zwischen antiker Philosophie und Christentum, wie sie an der antichristlichen Kritik vor allem bei Kelsos, Porphyrios und Julian

1 Vgl. zuletzt Ilinca Tanaseanu-Döbler: Konversion zur Philosophie in der Spätantike. Kaiser Julian und Synesios von Kyrene. Stuttgart 2008 (Potsdamer altertumswissenschaftliche Beiträge 23); Rezension von Ulrich Lambrecht, in: H-Soz-u-Kult, 21. 10. 2008.

erscheinen, bezeichnet er im einzelnen die Lehre von der Seelenwanderung auch in Tierkörper, den Irrationalismus des christlichen Glaubens, die Gottesvorstellung und die Kultpraxis, das Verhältnis zum Gesetz und zum Herkommen, die Ausrichtung des christlichen Bildungsdenkens auf alle Bevölkerungskreise statt auf eine kleine Elite, die Ergänzung von apriorischer Gotteserkenntnis durch äußere Belehrung, das Verhältnis von Natur und göttlichem Willen und schließlich die Vorstellung vom verzeihenden Gott. Mit der Abgrenzung von Auffassungen der antiken Philosophie stellte das Christentum sein neues Denken betont heraus. Demgegenüber liegt das Augenmerk des Herausgebers Christian Schäfer in seinem Beitrag (Julian ‚Apostata‘ und die philosophische Reaktion gegen das Christentum. Die „Pseudomorphosen“ des platonischen Denkens im „magischen Zeitalter“, S. 41–64) mehr auf dem Verbindenden zwischen platonischer Philosophie und Christentum, deren die Unterschiede betonende Positionen, wie Julian sie zum Ausdruck bringt, eher die Auseinandersetzung um die Charakterisierung gemeinsamer Grundlagen im je eigenen Sinne ansprechen. Dies erweist sich in der von Julian bemühten Überbietung des Christentums durch Theurgie und Magie ebenso wie im Gegenüber von mythischer Zeitlosigkeit und christlich-heilsgeschichtlicher Historizität.

Im zweiten Abschnitt geht es um Julians generelle Selbsteinschätzung als Philosoph und als Kaiser in der Rolle des Philosophen. Dirk Cürsgen bietet mit „Kaiser Julian über das Wesen und die Geschichte der Philosophie“ (S. 65–86) Einsichten, wie Julian die Philosophie als Gegenbild des Christentums hervortreten läßt. Philosophie und Theologie fallen für Julian zusammen, als Alternative zu Christus dient Helios. Die zentrale Rolle bei der Erhaltung des überkommenen Wertesystems nimmt die Bildung ein: Sie „bedeutet die tradierende Vermittlung ewiger Wahrheiten zur Aufrechterhaltung der Wahrheit, weswegen die Christen als geschichts- und traditionslose ... Eindringlinge ... gelten, die die ... uralte Ordnung nur stören können“ (S. 77). Der Mythos und seine Auslegung dienen dem Zusammenspiel von altgriechischer Volksreligion und platonischer Philosophie ebenso wie der Ausgrenzung des Christentums. Um diesem den Boden zu entziehen, sucht Julian die Christen folgerichtig durch sein Rhetorenedikt von 362 von den hellenistischen Bildungsgrundlagen abzukoppeln und ihnen so Wurzeln zu nehmen, auf die ihre Theologie angewiesen ist. Wie Julians Philosophie in dessen Selbstdarstellung als Kaiser eingepaßt ist, stellt Klaus Bringmann, *Julian, Kaiser und Philosoph* (S. 87–104), vor. Er setzt die Wende des Kaisers zum Heidentum als Ergebnis seiner Beschäftigung mit dem Neuplatonismus in den frühen 350er Jahren an und mißt ihr sogar eine Rolle bei der Vorbereitung der Usurpation zum Augustus bei.<sup>2</sup> Zugleich

2 Vgl. Bringmann S. 90 f. mit Anm. 9; 94 f.; ferner dens.: *Kaiser Julian*. Darmstadt 2004, S. 36. Die Gegenposition, die Bekehrung Julians sei erst mit der Erringung der Alleinherrschaft im November 361 abgeschlossen gewesen, vertritt Klaus Rosen: *Kaiser Julian auf dem Weg vom Christentum zum Heidentum*. JbAC 40,

skizziert er Julians Glauben an eine Berufung und seine letztlich vergeblichen Bemühungen, mit vom Christentum entlehnten Methoden die alte Religion wiederzubeleben.

Die bisherigen Aufsätze beleuchten mittels verschiedener Zugänge das geradezu dialektisch wirkende Verhältnis von Neuplatonismus und Christentum. Die vehemente Betonung des Gegensatzes durch Julian und andere kann man auf das nichteingestandene Bewußtsein einer engen Verwandtschaft der kulturellen Grundlagen dieser beiden „philosophischen“ Richtungen zurückführen. Der aus den Erfolgen des Christentums resultierenden Gefahr einer Marginalisierung der nichtchristlichen philosophischen und religiösen Grundlagen der Antike sucht Julian mit allen Mitteln zu begegnen. Daß für einen Anhänger der neuplatonischen Philosophie auch ein anderer, integrativer Weg offensteht, erweist beispielsweise der christliche Bischof Synesios von Kyrene.

Der nächste Themenkreis widmet sich spezielleren Problemen im Zusammenhang mit Julians philosophischen Vorstellungen. Matthias Perkams, *Eine neuplatonische politische Philosophie – gibt es sie bei Kaiser Julian?* (S. 105–125), verneint nach einer Untersuchung der einschlägigen Quellen<sup>3</sup> die im Titel seines Beitrags gestellte Frage. Dabei kann er immer wieder aufweisen, daß die Fundamente der politischen Philosophie Julians nicht aus dem Neuplatonismus stammen, sondern aus den stoisch geprägten herrschaftsideologischen Vorstellungen Dions von Prusa, die sich ins neuplatonische Denken gut einfügen ließen. Die die Grundlagen des herrscherlichen Gottesgnadentums reflektierenden Überlegungen Dions konstituierten im Einklang von Königtum und Philosophentum Julians Selbstverständnis als Kaiser; der Neuplatonismus vermochte dies aus sich heraus nicht zu bieten; er diente demgegenüber vielmehr der Rechtfertigung der alten Religion. Sodann rekonstruiert Jan Opsomer unter der Überschrift „Weshalb nach Julian die mosaisch-christliche Schöpfungslehre der platonischen Demiurgie unterlegen ist“ (S. 127–156) aus Angaben des Kaisers in seinen Reden auf den König Helios und auf die Göttermutter die julianische Sicht der Weltentstehung. Dem jüdisch-christlichen, regional machtbeschränkt gesehenen Gott steht nach Julian im platonischen Denksystem als universeller Demiurg „der Große Helios“ (S. 144), Repräsentant des zweiten der drei ontologischen Bereiche, das heißt „Sprössling des ersten Prinzips und Erzeugers der sichtbaren Sonne“ (S. 139), gegenüber.

Der vierte und letzte Thementeil umfaßt vier philologische Beiträge zu bestimmten Schriften Julians unter dem Blickwinkel der im Sammelband auf-

1997, S. 126–146; ders.: *Julian. Kaiser, Gott und Christenhasser*. Stuttgart 2006, zum Beispiel S. 230–232.

3 Vor allem Julians zweite Rede an Constantius II. (or. III); sein Brief an den Philosophen Themistius (or. VI); ein Sendschreiben an den Oberpriester Theodoros (Bidez/Rochefort Nr. 89 = Weis Nr. 47f.).

geworfenen Fragestellung. Martin Hose, *Konstruktion von Autorität: Julians Hymnen* (S. 157–175), knüpft an Opsomer an und behandelt aus literaturwissenschaftlicher Sicht Aspekte der Götterhymnen, die der Konstruktion einer heidnischen Theologie durch Julian dienen. Markus Janka, *Quae philosophia fuit, satura facta est. Julians ‚Misopogon‘ zwischen Gattungskonvention und Sitz im Leben* (S. 177–206), setzt sich unter der Fragestellung nach der satirischen Qualität gründlich mit dem „Barthasser“ auseinander:<sup>4</sup> Als Resultat dieser Schrift sieht Janka eine mit dem Abbruch der Beziehungen zu der kaiserlichen Residenzstadt Antiochia durch Julian manifest werdende Krisenverschärfung; allerdings wäre es seines Erachtens nicht von vornherein unmöglich gewesen, durch die in der – freilich von Julian nicht konsequent durchgehaltenen – Satire angeregte Selbsterkenntnis der Antiochener den Konflikt vielmehr zu entschärfen. Sodann widmet sich Heinz-Günther Nesselrath, Mit „Waffen“ Platons gegen ein christliches Imperium. Der Mythos in Julians Schrift *Gegen den Kyniker Herakleios* (S. 207–219), der Bedeutung mythischen Erzählens für die Fundierung der eigenen nicht- und antichristlichen Theologie durch Julian. Zugleich dient vor allem der Mustermythos dazu, „Julians eigene göttliche Sendung als Alleinherrscher des römischen Reichs, um diesem wieder Stabilität und den alten Götterglauben zurückzubringen“ (S. 217), zu propagieren.<sup>5</sup> Abschließend handelt Katharina Luchner über „Grund, Fundament, Mauerwerk, Dach“? Julians *φιλοσοφία* im Netzwerk seiner Briefe“ (S. 221–252). Als Briefeschreiber kultiviert Julian zentrale Werte wie Freundschaft, Bildung und Frömmigkeit. Dabei geht er über die traditionellen Mittel hergebrachter Epistolographie weit hinaus, wenn er die Philosophie in seinem Denken verortet, etwa als höchstes Ziel der Bildung und als bewegendes Moment für religiös-politisches Engagement. Andererseits bleibt es in den Briefen meist mehr bei der Berufung auf die Philosophie als daß sie konkret mit Leben erfüllt würde.

Den Sammelband abschließend mit wenigen Worten zu würdigen, fällt nicht ganz leicht; zu heterogen wirken die Beiträge, zu disparat die Quellenlage, zu widersprüchlich vielleicht auch Julians Charakter. Jedenfalls scheint die philosophische Reaktion gegen das Christentum, wie sie Julian als Kaiser in die Tat umsetzt, aus seinem Werk nicht widerspruchsfrei rekonstruierbar zu sein. Immerhin werden aus unterschiedlichen fachlichen Perspektiven zahlreiche wich-

4 Stellungnahme gegen das Julians Schrift eine zielgerichtete Konzeption absprechende Urteil von Hans-Ulrich Wiemer: Ein Kaiser verspottet sich selbst. Literarische Form und historische Bedeutung von Kaiser Julians „Misopogon“, in: Peter Kneißl und Volker Losemann (Hrsgg.): *Imperium Romanum. Studien zu Geschichte und Rezeption. Festschrift für Karl Christ zum 75. Geburtstag*. Stuttgart 1998, S. 733–755.

5 Eine eingehendere Interpretation mit genauen Verweisen auf weitere Quellen und Literatur bietet Klaus Rosen: *Julian. Kaiser, Gott und Christenhasser*. Stuttgart 2006, S. 54–69; 466–468.

tige Einzelfacetten angesprochen und interpretiert, selbst wenn auf eine Systematisierung – deren Umsetzung ohnehin fraglich bleiben wird – hier verzichtet werden muß. Leider werden am Schluß des Sammelbandes die unterschiedlichen und sich – zumindest dem äußeren Anschein nach – in Einzelproblemen differenzierenden Arbeitsergebnisse nicht wenigstens zu Fragestellungen gebündelt, die die weitere Forschungsrichtung im ganzen und im einzelnen bestimmen sollten, um die Chance auszuloten, ob die aufgeworfenen Fragen und Lösungsansätze zu einem – schlüssigen? – Gesamtbild zu verdichten sind.

Ulrich Lambrecht, Koblenz  
[lambre@uni-koblenz.de](mailto:lambre@uni-koblenz.de)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

David Kennedy: *Gerasa and the Decapolis. A "Virtual Island" in Northwest Jordan*. London: Duckworth 2007. Pp. 216. ISBN 0-7156-3567-0. £ 12.99.

Al fine di fornire una più esauriente presentazione del libro in questione si rende prima di tutto necessario chiarirne preliminarmente alcuni aspetti. Pare evidente come "Gerasa and the Decapolis" sia un libro in grado di fornire molte più informazioni per l'appassionato e molte più indicazioni per lo studioso di quanto la succinta veste determinata dalle scelte editoriali della collana possano lasciare intendere. "Gerasa and the Decapolis" non è assolutamente un'opera divulgativa. In essa le tematiche storico-archeologiche sono presentate in modo semplice e chiaro evitando di dilungarsi troppo su questioni troppo specifiche per le quali in ogni caso si rimanda all'esauriente e recente apparato bibliografico. L'approccio alla materia trattata resta volutamente generale, ma l'intento principale non sembra essere quello di attrarre o di interessare un pubblico di non antichisti, effetto secondario comunque largamente apprezzabile. "Gerasa and the Decapolis" non costituisce nemmeno un'opera riassuntiva e il suo approccio generale non va comunque interpretato come la volontà dell'autore di fornire una sorta di summa delle conoscenze o un quadro d'insieme dello stato della ricerca relativi ad un ambito geografico del quale David Kennedy è un profondo e indiscusso conoscitore. Questa serie di considerazioni risultano evidenti se si conviene di accettare un fatto inoppugnabile chiarito dall'autore stesso nell'introduzione al libro: "Gerasa and the Decapolis", a prescindere dal titolo scelto, non parla di Gerasa e nemmeno della Decapoli, o meglio non ha per oggetto né la città né l'area geografica tra le attuali Giordania settentrionale e Siria del sud della quale essa dall'epoca romana era parte. L'intento dell'autore è illustrare un nuovo approccio di indagine storico-archeologica del territorio, maturato in anni di attività di ricerca sul campo dedicato proprio allo studio della Decapoli e della Giordania nord-occidentale. In sostanza la regione e l'imponente lavoro di raccolta dati svolto su di essa dal Kennedy, da oggetto delle sue ricerche diviene ora un mezzo, un esempio, ma il più efficace e documentato, per illustrare e spiegare un nuovo modo di indagare e interpretare la storia di un'area geografica circoscritta.

Come chiarito sin dall'inizio del primo capitolo ("Defining the topic") l'idea principale si rifà ad un libro di P. Horden e N. Purcell, *The Corrupting Sea. A Study of Mediterranean History*, nel quale l'intera area mediterranea è considerata come la successione di distinte microregioni con caratteristiche peculiari. L'intento è quello di analizzare le possibili applicazioni di tale concezione allo studio della Giordania del nord-ovest. Essa si configura come un'area particolarmente adatta allo scopo per la mole della documentazione a disposizione e per la durata e l'intensità degli insediamenti nel corso del cosiddetto "Long

Classical Millennium” compreso tra la conquista alessandrina e il dominio islamico. La condizione di relativo isolamento geografico, essendo l’area racchiusa tra le aree desertiche orientali e il fiume Giordano ad ovest, la configura quale esempio di “Virtual Island”, come precisato nel titolo, mentre la compresenza di diversi elementi etnico-culturali, tra i quali l’elemento nomade gode di particolare attenzione, la rendono un laboratorio ideale per testare il nuovo approccio.

Nel secondo capitolo (“Evidence and methodologies”) l’autore passa brevemente in rassegna l’insieme delle fonti documentarie ed archeologiche in grado di fornire utili dati sulla regione. Ampio spazio è dedicato ai testi epigrafici di origine nomade indizio dell’esistenza di gruppi non sedentari, spesso sottovalutati per importanza dalla storiografia tradizionale, genti attive nelle regioni pre-desertiche in grado di influenzare l’esistenza dei gruppi sociali stanziali e giocare un importante ruolo nella vita sociale ed economica della Giordania nord-orientale.

La sezione successiva (“The natural and human landscape and environment”) illustra le diverse microregioni presenti nell’area in oggetto: l’altopiano di Ajlun, la valle del Giordano, la Belqa. La fascia predesertica e la zona desertica vera e propria, ognuna caratterizzata da condizioni peculiari di piovosità, uso del suolo, capacità agricola, densità e organizzazione abitativa. Viene meglio chiarito il concetto di “Virtual Island”, sottolineando l’importanza che l’area in questione non sia totalmente isolata, ma goda di una condizione di connettività nei confronti delle regioni limitrofe e delle realtà geopolitiche più grandi nelle quali è inserita.

Il quarto capitolo (“Settlement”) prende in considerazione l’evoluzione delle forme di insediamento nella regione in un arco di tempo suddiviso in cinque diverse fasi temporali: dal Periodo Ellenistico (300–50 a. C.), al Romano (50 a. C.–350 d. C. con ulteriori suddivisioni), al Bizantino (350 d. C.–600 d. C.). Notevole attenzione è dedicata alla costruzione di un efficace sistema di comunicazioni viarie e al significativo aumento della popolazione nel corso dell’epoca romana seguito in epoca bizantina da un incremento eccezionale delle comunità rurali e della densità di popolazione nelle campagne.

I metodi per stabilire l’ammontare della popolazione civile e militare in antichità, la difficoltà di ottenere stime attendibili e l’incertezza dei dati a disposizione sono oggetto del quinto capitolo (“Population and people”) mentre in “A world of writing” (capitolo sesto) l’uso della scrittura come espressione delle varie lingue è interpretato come il principale indizio della compresenza di diversi elementi culturali. La scomparsa dei testi cosiddetti safaitici, attribuiti

ai gruppi nomadi alla fine del IV secolo d. C. è messa in relazione con la contemporanea rinascita delle comunità di villaggio. Secondo l'autore i gruppi nomadi autori di tali testimonianze scritte si sarebbero, a partire da tale periodo, definitivamente sedentarizzati fondando nuovi villaggi e passando all'uso del greco nelle proprie testimonianze scritte.

Carattere molto più generale presentano i due capitoli successivi ("6. The structures of the roman state" e "7. Everyday life"). In essi l'autore cerca di riportare l'attenzione sui caratteri che accomunavano l'area esaminata alle altre realtà amministrative iscritte nell'impero romano. Egli si sofferma quindi a sottolineare il ruolo della Giordania nordoccidentale quale distretto amministrativo romano in cui è attivo il complesso apparato governativo di Roma, e nel quale la vita quotidiana degli abitanti poco si discostava nei suoi caratteri basilari da quella delle altre provincie dell'impero.

La sezione conclusiva ("9. Where to next?") riepiloga l'evoluzione urbanistica e insediativa della regione nel "Long Classical Millennium" sottolineando la crescente importanza rivestita nell'area dalle formazioni urbane prima e dai centri rurali periferici poi. Le future attività di survey oltre che l'analisi e la pubblicazione dei dati emersi da quelle sino ad ora effettuate costituiranno la chiave per approfondire la conoscenza degli estesi spazi compresi tra le metropoli cittadine i quali costituivano il tessuto connettivo dell'intera regione. È probabile che le future ricerche saranno in grado di chiarire l'importanza di tali aree per quanto riguarda l'insediamento abitativo e la produzione di beni di prima necessità.

In conclusione l'opera di David Kennedy ha il merito di mettere in relazione l'insieme delle indagini effettuate nell'area della Decapolis rielaborandole e organizzandole secondo un nuovo e interessante punto di vista. L'utilità dei suggerimenti proposti dal Kennedy e l'opportunità o meno della loro utilizzazione nelle future indagini saranno sicuramente oggetto di una stimolante discussione. Un libro semplice nella forma e nella trattazione quanto complesso e ricco per intento e idee metodologiche. Il libro che racconta più di quanto il titolo non lasci intendere e che offre altro rispetto a ciò che il medesimo titolo sembra promettere. Per comprenderlo a fondo e non restarne delusi nel corso della lettura ciò va tenuto ben presente.

**Summary:** Main purpose of the book consists in presenting and collecting the data provided by recent and past field research on the Northwestern Jordan region coordinating them in the light of a new methodological approach. The geographical area taken in examination, well known by the author for having been the main subject of his past decades work, is considered as an isolated

geopolitical entity ("Virtual Island"). Its peculiar historical and archaeological features are analyzed in strict relation with the environmental and climate conditions proper of the different microregions in which it can be subdivided. Particular attention is given to the evolution and the characteristics of strongly inhabited areas (cities and countryside villages) in relation to the process of settlement of the nomadic tribes.

Leonardo Gregoratti, Udine  
<mailto:dergrego@googlemail.com>

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

Sebastian Brather (Hrsg.): Zwischen Spätantike und Frühmittelalter. Archäologie des 4. bis 7. Jahrhunderts im Westen. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde Bd. 27. Berlin/New York: Walter de Gruyter Verlag 2008. 480 S. \$ 205.00. ISBN 978-3-11-020049-2.

Vom 27.–29. April 2005 fand in der Universität Freiburg eine internationale Tagung unter dem Titel „Gräber, Siedlungen und Identitäten. Das 4. bis 7. Jahrhundert im Westen“ statt. Der hier zu besprechende Band enthält insgesamt 16 der dort gehaltenen Vorträge sowie ein Vorwort des Herausgebers, das einen resümierenden Rückblick auf das Kolloquium und einen Ausblick auf künftige Forschungsperspektiven enthält (S. 1–9).

Da sich die Beiträge des Bandes z. T. recht unterschiedlichen Fragestellungen widmen, wurden die Aufsätze in fünf große Themenbereiche untergliedert. Der erste Abschnitt des Buches trägt die Überschrift „Geschichte und Archäologie“ und geht der wichtigen Frage nach, inwieweit archäologisches Fundmaterial einer bestimmten ethnischen Gruppe – z. B. den Goten oder den Franken – zugewiesen werden kann, wobei der erste Beitrag von W. Pohl mit einigen grundsätzlichen Gedanken zum Thema einen guten Einstieg in das Problem ethnischer Identitäten bietet (S. 13–26). Daran anschließend zeigt M. Kulikowski in seinem äußerst lesenswerten Aufsatz „Wie Spanien gotisch wurde. Der Historiker und der archäologische Befund“ (S. 27–43), welche Gefahren und Irrtümer bei der Verknüpfung von historischer Überlieferung mit archäologischen Befunden lauern können. Den Abschluss des ersten Themenbereiches bildet ein Beitrag aus der Feder von Ph. von Rummel, der sich mit der Frage nach einer typisch gotischen Kleidung auseinandersetzt (S. 45–64). Da die genannten drei Aufsätze das Thema der ethnischen Identität aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchten, entsteht für den Leser ein recht anschauliches Bild von den Möglichkeiten, aber auch den Grenzen archäologisch-historischer Forschung.

Der zweite große Abschnitt des Buches ist mit der Überschrift „Von der Spätantike zum Frühmittelalter“ versehen und enthält drei Aufsätze zu unterschiedlichen Aspekten der spätantik-frühmittelalterlichen Gräberfeldforschung. Der Beitrag von H. Fehr „Germanische Einwanderung oder kulturelle Neuorientierung? Zu den Anfängen des Reihengräberhorizontes“ (S. 67–102) beschäftigt sich mit der noch immer kontrovers diskutierten Frage nach dem Verbleib der romanischen Bevölkerung im Limesgebiet nach dem Ende der römischen Herrschaft. Der Autor versucht darin nachzuweisen, dass es damals keinen markanten Bevölkerungswechsel gab, sondern sieht in dem später aufkommenden Phänomen der Reihengräberfelder ein deutliches Indiz für eine romanische Siedlungskontinuität im südwestdeutschen Raum. Sein Urteil, dass „die archäologische Forschung mittlerweile recht einhellig von einer gewissen Kontinuität

der römischen Bevölkerung und Strukturen in diesem Raum ausgeht“ (S. 99), ist für das ehemalige Limesgebiet allerdings nicht ganz unstrittig. Dort wurden nämlich fast alle römischen Einzelsiedlungen spätestens bei der Aufgabe des Limes verlassen, so dass es damals zur Verödung weiter Landstriche kam. In den wenigen Fällen, in denen bislang eine Weiterbesiedlung mittelkaiserzeitlicher Gutshöfe nachgewiesen werden konnte, war ein deutlicher Bruch in der Sachkultur und Siedlungsweise feststellbar, die nun unübersehbar vom elbgermanischen Kulturkreis geprägt wurde. Dennoch sind die Beobachtungen und Überlegungen, die H. Fehr zum Ursprung der Reihengräbersitte anstellt, sehr lesenswert und regen zum Nachdenken an. Auch der zweite Aufsatz von G. Halsall, „Gräberfelduntersuchungen und das Ende des römischen Reichs“ (S. 103–117), betont eine weitgehende Siedlungskontinuität während des Überganges von der Spätantike in das Frühmittelalter. Dies ist für viele Gebiete des ehemaligen Imperium Romanum – etwa Gallien oder Italien – sicherlich eine zutreffende Einschätzung, während die archäologische Befundlage im südwestdeutschen Raum, wie bereits erwähnt, auf einen etwas anderen Ablauf der Siedlungsgeschichte hindeutet. In dem Aufsatz „Auf der Suche nach Frankreichs ersten Christen. Camille de la Croix und die Schwierigkeiten eines Klerikers als Archäologe im späten 19. Jahrhundert“ (S. 119–146) von B. Efros schildert die Autorin die Forschungsgeschichte eines 1879 bei Poitiers aufgefundenen Hypogäums, das vom Ausgräber, dem Jesuitenpater Camille de la Croix, als Grabstätte christlicher Märtyrer interpretiert wurde. Diese sehr subjektive Bewertung, fraglos bedingt durch den klerikalen Hintergrund des Finders, wurde bereits damals von der Fachwelt stark angezweifelt und gilt heute als wissenschaftlich überholt. Der vorliegende Fall zeigt auf sehr eindringliche Weise, wie dogmatische Sichtweisen die Interpretation archäologischer Befunde beeinflussen können.

Der dritte Abschnitt des Kolloquiumsbandes ist der „Archäologie der getes“ gewidmet und enthält, wie die vorangegangenen Kapitel auch, insgesamt drei Beiträge. Der Aufsatz von M. Kazanski, A. Mastykova u. P. Périn, „Die Archäologie der Westgoten in Nordgallien. Zum Stand der Forschung“ (S. 149–192) gibt einen guten Überblick über das Vorkommen ostgermanischer Fibeln in Nordfrankreich, die als Indiz für die Anwesenheit ortsfremder Barbarengruppen im 5. Jh. n. Chr. gewertet werden. Anschließend beschäftigt sich A. Jepure in seiner Studie „Integrationsprobleme der Westgotenarchäologie. Zurück zu den Altgrabungen anhand bisher unausgewerteter Dokumentationen“ (S. 193–209) mit verschiedenen westgotischen Gräberfeldern in Spanien, die bislang leider nur unzureichend publiziert worden sind und deren wissenschaftliches Potential noch bei weitem nicht ausgeschöpft scheint. Schließlich geht C. Theune in ihrem Aufsatz „Methodik der ethnischen Deutung. Überlegungen zur Interpretation der Grabfunde aus dem thüringischen Siedlungsgebiet“ (S. 211–233) ebenfalls der zentralen Fragestellung des Kolloquiums nach, inwieweit sich eth-

nische Gruppen im archäologischen Fundmaterial widerspiegeln. Zu recht weist sie darauf hin, dass „man versuchte, die Grabfunde entsprechend der Aussagen aus den schriftlichen Nachrichten zu deuten“ und dass „eine von den Schriftquellen unabhängige Analyse auch andere Erklärungsmuster eröffnet“ (S. 230). So gelangt sie zu dem Schluss, dass zwischen Harz, Thüringer Wald und Saale eine kontinuierliche Bevölkerungsgruppe lebte, die verschiedenen Kultureinflüssen unterworfen war und sich „dynamisch veränderte“ (S. 233).

Der vierte Abschnitt des Buches vereint unter der Überschrift „Bestattung und Identität“ insgesamt vier Beiträge. Der Aufsatz von S. Brather, „Kleidung, Bestattung, Identität. Die Präsentation sozialer Rollen im frühen Mittelalter“ (S. 237–273) untersucht Identifizierungsmöglichkeiten ethnischer Gruppen anhand von Kleidung und Bestattungssitten, wobei der Autor bei seinen Betrachtungen auch die Frage des Lebensalters der Toten berücksichtigt. Dabei sind ihm einige recht interessante Beobachtungen gelungen: So ließ sich etwa nachweisen, dass qualitätvolle Kleidungsbestandteile – Bügel- und Kleinfibeln, Nadeln und Ohringe – vornehmlich bei Frauen im Alter von 18 bis ca. 50 Jahren auftreten, während ältere Geschlechtsgenossinnen dagegen meist mit einer deutlich ärmeren Grabausstattung bedacht wurden. Resümee des Autors: „Die klare Abhängigkeit von Kleidung und Grabausstattung vom Lebensalter weist darauf hin, dass altersspezifische soziale Rollen und damit verbundenes Prestige ausgedrückt werden wurden. Alte Menschen bestattete man ebenso wie Kinder meist nicht so ‚reich‘ und aufwendig wie adulte und mature Erwachsene“ (S. 270). Zu ganz ähnlichen Ergebnissen gelangt auch der daran anschließende Beitrag von E. Stauch, „Alter ist Silber, Jugend ist Gold. Zur altersdifferenzierten Analyse frühgeschichtlicher Bestattungen“ (S. 275–295). Einem gänzlich anderen Themenkreis widmet sich danach K. Hoiland Nielsen mit ihrem Aufsatz „Stil II als Spiegel einer Eliteidentität? Der Tierstil von der Herkunftsmythologie bis zur Königssymbolik und Kirchenkunst im angelsächsischen Britannien“ (S. 297–321), der vor allem eine typologische Untersuchung des kurzlebigen sog. „angelsächsischen Stils II“ beinhaltet. Im letzten Beitrag dieses Buchabschnittes berichtet schließlich L. Blackmore unter dem Titel „Schätze eines angelsächsischen Königs von Essex. Die Funde aus dem Prunkgrab von Prittlewell und ihr Kontext“ (S. 323–340) über ein erst Ende 2003 entdecktes Prunkgrab aus dem 7. Jh. mit außergewöhnlich reichen Grabbeigaben. Es handelt sich dabei „um den bedeutendsten Grabfund angelsächsischer Zeitstellung in England seit der Entdeckung des berühmten Schiffsgrabes von Sutton Hoo im Jahr 1939“ (S. 337 f.). Dem Toten wurden allein 22 Gefäße, darunter ein koptisches Bronzebecken, ein byzantinischer Henkelkrug mit drei identischen bildlichen Reitermedaillons sowie diverse Glasgefäße mit ins Grab gegeben, von denen einige Stücke im vorliegenden Buch mit Farabbildungen wiedergeben sind. Die im Fundmaterial fassbaren, vielfältigen kulturellen und religiösen Einflüsse führen die Autorin schließlich zur Frage nach der Identität des Verstorbenen, den sie

vermutungsweise mit dem um 616 n. Chr. verstorbenen christlichen König Sabert in Verbindung bringt.

Der letzte Abschnitt des Buches enthält zwei Beiträge zum Thema „Handwerk und Austausch“ sowie einen zusammenfassendes Resümee des Herausgebers. H.-U. Voss zeigt zunächst unter der Überschrift „Fremd – nützlich – machbar. Römische Einflüsse im germanischen Schmiedehandwerk,“ (S. 343–365) verschiedene Beispiele auf, wie römische Herstellungstechniken in der Metallverarbeitung die germanische Sachkultur beeinflusst haben. Darüber hinaus weist der Autor auf Belege für die Herstellung typisch germanischer Objekte (vor allem Fibeln) in römischen Werkstätten hin, die dort offenkundig für den Export in das Barbaricum angefertigt wurden. Auch dieser Sachverhalt stellt einen wichtigen Aspekt bei der Diskussion um Aussagefähigkeit von archäologischen Fundobjekten hinsichtlich ethnischer Identitäten dar. Im zweiten Beitrag dieses Abschnittes referiert J. Drauschke „Zur Herkunft und Vermittlung ‚byzantinischer Importe‘ der Merowingerzeit in Nordwesteuropa“ (S. 367–423). Hierzu zählen vor allem Münzen, Metall- und Glasgefäße sowie Schmuck, aber auch Waffen und Gürtelschnallen, die vom ausgehenden 5. Jh. bis um 700 n. Chr. in das nordwestliche Europa gelangten. Der Autor untersucht verschiedene Fundgruppen hinsichtlich ihrer Produktionsorte innerhalb des oströmischen Reiches sowie ihrer späteren Verbreitung merowingischen Siedlungsraum. Wie die Objekte im Einzelfall in den Nordwesten gelangten, lässt sich nicht sicher bestimmen. Zu recht sieht der Autor ein „vielfältiges Spektrum von Austauschmechanismen“ (S. 422).

In einem sehr umfassenden Resümee mit dem Titel „Zwischen Spätantike und Frühmittelalter. Zusammenfassung“ (S. 425–465) zieht schließlich der Herausgeber eine Bilanz der abgedruckten Beiträge, wobei er ein „geschärftes Bewusstsein für die methodischen Probleme der Quelleninterpretation“ (S. 465) fordert. Dies gilt allerdings nicht nur für den hier behandelten Zeitraum, sondern generell für alle Kulturen und Zeitabschnitte. Insofern ist die Lektüre des Bandes auch für Forscher anderer geschichtlicher Epochen gewinnbringend, geht es hier doch um allgemeine methodische Fragen der Archäologie. Am Ende des vorliegenden Bandes findet der Leser schließlich noch ein Autorenverzeichnis sowie ein Orts- und Personenregister. Insgesamt stellt der Band ein äußerst gelungenes und sehr gehaltvolles Werk dar, dessen Aufsätze sicher häufig (und zu recht!) zitiert werden dürften. Ein klein wenig verwundert war der Rezensent lediglich über den Umstand, dass in keinem der Beiträge die naturwissenschaftlichen Erkenntnismöglichkeiten in der Archäologie Berücksichtigung fanden. Lediglich S. Brather weist in seinem Beitrag zur „Kleidung, Bestattung, Identität“ auf S. 261 kurz auf die Möglichkeit einer DNA-Analyse hin. Durch die vielfältigen naturwissenschaftlichen Analysemöglichkeiten, die heute der Archäologie zur Verfügung stehen, haben sich gerade für Fragen z. B. nach geographischer Herkunft, nach Verwandtschaftsbeziehungen etc. spannen-

de Perspektiven eröffnet. Diese kleine Anmerkung soll aber das wissenschaftliche Gewicht des Buches keineswegs schmälern, das der Rezensent gerne und mit sehr großem Gewinn gelesen hat.

Xanten, Marcus Reuter  
[Marcus.Reuter@lvr.de](mailto:Marcus.Reuter@lvr.de)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

Ugo Martorelli: *Redeat verum. Studi sulla tecnica poetica dell’Alethia* di Mario Claudio Vittorio. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2008 (Palingenesia 93). 240 p. Euro 52.00. ISBN 978-3-515-09197-8.

L’*Alethia*, paraphrase de la *Genèse* (de la création jusqu’à la destruction de Sodome) de plus de 2000 hexamètres, est l’œuvre de Marius Claudius Victorius, rhéteur de Marseille mort dans la première moitié du V<sup>e</sup> siècle. Le poème tel qu’il nous est parvenu comporte trois livres, précédés d’une *precatio*. La question souvent débattue de savoir si nous avons affaire au poème complet ou si un quatrième livre ne nous est pas parvenu reste ouverte.

Le but premier de l’*Alethia* est l’éducation de la jeunesse, à qui l’auteur veut présenter la «vérité» (ἀλήθεια – alétheia en grec) en lui dévoilant la signification spirituelle et les implications morales et théologiques du récit biblique. Le but second, mais non secondaire, de ces vers est de présenter à la jeunesse et aux lettrés un texte de haute qualité littéraire.

Victorius fait des choix dans les épisodes de la *Genèse* et en organise la matière à sa façon afin de rendre la lecture plus dynamique. Il retravaille les situations, les personnages et les événements. Ainsi, il omet certains versets, amplifie des épisodes pour rendre la narration plus vivante ou pour donner plus de poids à l’interprétation, passe du discours indirect au discours direct, tout en citant parfois textuellement la Bible – on peut montrer qu’il se rattache à la tradition de la Septante ainsi qu’aux versions latines pré-hiéronimiennes.

Les lecteurs contemporains considéraient l’*Alethia* comme un commentaire de la *Genèse*. Et de fait, l’exégèse est omniprésente dans le poème. Elle revêt des formes diverses : longs développements, incises, comparaisons, sentences, etc. Une grande partie des commentaires ne sont autres qu’une catéchèse sur Dieu ; par exemple, Victorius met en lumière la clémence de Dieu et exalte la présence de sa Providence dans tous les événements. Les commentaires servent aussi à approfondir le sens historique du texte biblique ; c’est ainsi que le poète explique l’état d’âme de tel ou tel personnage, l’implication éthique de telle action, la signification de l’interdiction de manger du fruit de l’arbre, par exemple. En revanche, rares sont les commentaires allégoriques ; un exemple : Victorius explique que les plantes du jardin d’Eden sont l’expression corporelle des mouvements intérieurs de l’âme. Les grands thèmes qui se dégagent de son exégèse sont la toute-puissance de Dieu, le pouvoir que celui-ci concède à l’homme, le lien entre péché et punition, la justice et la clémence des châtiments divins, les diverses attitudes de l’homme face à Dieu. Dans un excursus d’une dizaine de pages, Ugo Martorelli s’intéresse en outre à la question de savoir

dans quelle mesure l'*Alethia* a été influencée par le débat théologique sur le libre arbitre et la grâce, qui fit couler beaucoup d'encre à l'époque. Bien qu'il soit difficile de définir précisément la position de Victorius, il semble bien que le rhéteur ait défendu la nécessité d'harmoniser libre arbitre et appel de la grâce.

D'autres thèmes clés apparaissent dans les deux digressions du poème (2,1–196 et 3, 95–209) : les progrès techniques (feu, métaux, techniques agricoles, etc.) sont inspirés par la Providence ; la sagesse humaine s'étirole lorsque l'homme s'adonne à la magie et à l'idolâtrie. Ces deux digressions forment ainsi un diptyque dont le premier volet est la glorification de la Providence et le second le déclin tragique de la connaissance qui se produit lorsque l'homme s'éloigne de Dieu.

Formellement Victorius se situe dans la tradition classique, tout en s'en écartant par son message religieux et moral : la vraie sagesse n'est pas la sagesse antique, mais la connaissance de Dieu. D'un côté, en effet, l'*Alethia* se rattache clairement à la tradition épique classique (Virgile en particulier), mêlant ample narration et récit d'événements grandioses. De l'autre côté, plusieurs traits de l'*Alethia* sont étrangers à la tradition épique, en particulier le caractère didactique marqué du poème, qui met l'accent sur le message moral et religieux. L'*Alethia* ne peut pas pour autant être qualifiée de poème didactique, en particulier en raison du fait que la présence des commentaires n'est pas systématique. Pour Ugo Martorelli, l'*Alethia* est donc un mélange entre tradition épique et tradition didactique. On reconnaît là les deux visées programmatiques de l'auteur : garantir la compréhension correcte de la Bible et favoriser l'utilisation du poème comme texte scolaire (concernant ce dernier point, le poème offre à l'élève de nombreux modèles linguistiques et stylistiques à imiter). Ce texte répond en fait aux nouvelles exigences morales d'une société de plus en plus christianisée : il faut adapter la méthode classique aux nouvelles conditions. L'essai de Victorius, qui fut longtemps soupçonné d'hétérodoxie, n'eut pas de postérité.

Tout au long des six parties de l'ouvrage (biographie de l'auteur et extension originale de la pièce; visées programmatiques ; résumé du poème; organisation de la matière ; analyse des techniques de paraphrases ; caractéristiques de l'exégèse ; digressions ; l'*Alethia* comme mélange entre tradition épique et tradition didactique), le lecteur est conduit pas à pas, avec clarté et rigueur, à des conclusions convaincantes, s'appuyant sur les textes ainsi que sur une abondante littérature secondaire. Rien n'est laissé dans l'ombre. Bien que l'ouvrage n'ait pas la forme d'un commentaire, il n'est pas loin d'en tenir lieu, comme en témoigne l'index des vers commentés, auquel s'ajoute un index des passages bibliques, un index des passages d'auteurs grecs et latins, un index des thèmes

et des personnages, ainsi qu'une bibliographie excellemment mise à profit tout au long de l'ouvrage. Plus qu'un livre sur la technique poétique de Victorius (c'est ce qu'annonce le titre), ces «Studi» sont désormais l'ouvrage de référence sur le poème du rhéteur marseillais.

David Amherdt, Université de Fribourg (Suisse)  
[david.amherdt@unifr.ch](mailto:david.amherdt@unifr.ch)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

Jan den Boeft, Jan Willem Drijvers, Daniël den Hengst, Hans C. Teitler (Hrsg.): *Ammianus after Julian. The Reign of Valentinian and Valens in Books 26–31 of the Res Gestae*. Leiden/Boston: Brill 2007 (Mnemosyne Supplementa 289). X, 326 S. EUR 99.00. ISBN 978-90-04-16212-9.

Nachdem das niederländische Projekt des philologischen und historischen Kommentars zu den erhaltenen Büchern der *Res gestae* des Ammianus Marcellinus mit dem im Jahre 2005 erschienenen Kommentar zu Buch 25<sup>1</sup> zum Abschluß der Behandlung des Julian gewidmeten Teils dieses Geschichtswerks gekommen war, fand zur Einstimmung auf die Bearbeitung der letzten sechs Bücher mit der Darstellung der valentinianischen Dynastie bis zur Schlacht bei Adrianopel eine internationale Konferenz statt, deren Erträge von dem Team der Ammian-Kommentatoren in einem Sammelband publiziert wurden. Die fünfzehn Jahre vom Tod Julians im Perserkrieg (363) bis zur Niederlage des Valens gegen die Goten (378) gewinnen in der Darstellung Ammians, abgesehen von der Erzählstruktur, ihren eigenen und eigenartigen Charakter aus der Tatsache, daß der Geschichtsschreiber sein positives Julian-Bild in die Zeit der so andersartigen pannonischen Kaiser ausstrahlen läßt und diese damit einer hintergründigen Bewertung unterzieht. Damit bewegt sich die Publikation in einem inzwischen recht dicht beforschten Feld, wie die Vielzahl der Veröffentlichungen zu Ammian in letzter Zeit deutlich bekundet.

Der erste Teil des Sammelbandes ist mit sechs Beiträgen Fragen von Geschichte und Geschichtsschreibung im engeren Sinne gewidmet. Eröffnet wird er durch Bruno Bleckmanns Aufsatz „Vom Tsunami von 365 zum Mimas-Orakel. Ammianus Marcellinus als Zeithistoriker und die spätgriechische Tradition“ (S. 7–31). Ammian griff, wie Bleckmann an Beispielen quellenkritisch ausführt, trotz gegenteiliger Bekundungen<sup>2</sup> keineswegs in erster Linie im Stile des Thukydides auf Primärquellen zurück, sondern stützte sich auch bei der Behandlung jüngster Vergangenheit vorwiegend auf historiographisch oder panegyrisch aufbereitetes Material. Da Ammians Quellen größtenteils nicht erhalten sind, führt der Nachweis über spätere griechische Traditionsquellen, die erkennen lassen, daß ihnen dasselbe Material wie Ammian zugrundeliegt. Die Originalität Ammians sei daher weniger in der Darstellung der Ereignisgeschichte selbst als in ihrer gekonnten literarischen Aufarbeitung zu finden.

- 1 Vgl. Jan den Boeft, Jan Willem Drijvers, Daniël den Hengst, Hans C. Teitler: *Philological and Historical Commentary on Ammianus Marcellinus XXV*. Leiden/Boston 2005.
- 2 Vgl. Amm. 15, 1, 1, eine Aussage, der Bleckmann mißtraut, anders als die derzeitige *communis opinio*, wie sie Klaus Rosen, *Ammianus Marcellinus*, Darmstadt 1982 (Erträge der Forschung 183), S. 53, wiedergibt.

Unterschiedlichen Facetten des Valentinian-Bildes bei Ammian widmen sich Hartmut Leppin, *Der Reflex der Selbstdarstellung der valentinianischen Dynastie bei Ammianus Marcellinus und den Kirchenhistorikern* (S. 33-51), sowie Hans Teitler, *Ammianus on Valentinian. Some Observations* (S. 53-70). Leppin führt aus, wie Ammian die Darstellung des Herrschaftsantritts Valentinians mit dem Stilmittel der Ironie bricht, so daß eine gewisse Reserve des Autors gegenüber der Qualifikation des neuen Kaisers zum Ausdruck kommt. Dies formuliert Ammian vor dem Hintergrund einer genauen Kenntnis der Selbstdarstellung des pannonischen Kaiserhauses, wie sie Hinweisen in der Panegyrik des Themistios über die Einsetzung Valentinians durch göttlichen Willen (vgl. Them. or. 6, 73 c) und die Bedeutung der Lebenserfahrung für das Kaiseramt (vgl. Them. or. 6, 81 b; 9, 121 a-b) zu entnehmen ist. Im Unterschied dazu ist den Kirchenhistorikern diese Reserve dem valentinianischen Kaiserhaus gegenüber fremd; sie äußern keine direkte oder indirekte Kritik an Valentinian und Valens. Anders als Leppin sucht Teitler in Auseinandersetzung besonders mit François Paschoud<sup>3</sup> zu belegen, daß der Geschichtsschreiber bei aller Reserviertheit gegenüber Valentinian doch die Verdienste des Kaisers anerkenne, ohne ihn herabzusetzen. Zur Veranschaulichung führt er als Beispiel Ammians Bericht von der Wahl Valentinians zum Kaiser an. Eine gegensätzliche Sichtweise vertritt neben Paschoud auch Leppin unter Hinweis auf die – bei Teitler keine Rolle spielende – Ironie als wesentliches Stilmittel Ammians zur Charakterisierung Valentinians (vgl. S. 38 mit Anm.14); dies spielt sich auf einer Metaebene ab und muß der Selbstverpflichtung des Geschichtsschreibers zur Wahrheit keineswegs entgegenstehen.

David Hunt, *Valentinian and the Bishops. Ammianus 30.9.5 in Context* (S. 71-93), bestätigt das Ansehen des Kaisers bei Christen und Heiden als eines religiös moderaten Herrschers, wie es Ammian in die Worte *inter religionum diversitates medius stetit* (Amm. 30, 9, 5) kleidet. Um die Bedeutung dieses Verhaltens zu ermessen, zeigt Hunt an verschiedenen Beispielen auf, daß der getaufte und praktizierende Christ Valentinian Kirchenpolitik nicht, wie Konstantin und dessen Sohn Constantius II., als Einmischung in Kirchenangelegenheiten betrieb, sondern die weltlich-politische und die religiöse Sphäre streng trennte. Daher empfing er etwa christliche Kleriker wie Martin von Tours oder Hilarius von Poitiers nicht an seinem Hof und sah in der Kirchenpolitik – zum Beispiel in seiner Haltung gegenüber Auxentius von Mailand wie in seiner Unterstützung für die Wahl des Ambrosius als dessen Nachfolger – ein Mittel, politisch Ordnung und Ruhe zu wahren. In diesem

3 Vgl. François Paschoud, *Valentinien travesti, ou: De la malignité d’Ammien*, in: Jan den Boeft, Daniël den Hengst u. Hans C. Teitler (Hrsg.): *Cognitio gestorum. The Historiographic Art of Ammianus Marcellinus*, Amsterdam 1992 (Verhandlungen der Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen, Afd. Letterkunde, N. R. 148), S. 67-84.

Sinne seien auch die Prozesse von Antiochia in der Reichshälfte des Valens durch kaiserliches Sicherheitsdenken und nicht religiös motiviert gewesen.<sup>4</sup> Zugleich kritisiere Ammian mit seiner Einschätzung der valentinianischen Kirchenpolitik die religionspolitischen Zustände seiner eigenen Gegenwart unter Kaiser Theodosius.

Ausgehend von Otto Seecks chronologischen Feststellungen zu Ammians Geschichtswerk und insbesondere zur römischen Außenpolitik gegenüber dem Osten in der Regierungszeit des Valens stellt Noel Lenski, *The Chronology of Valens' Dealings with Persia and Armenia, 364–378 CE* (S. 95–127), Überlegungen zur Berichtigung der chronologischen Ordnung der Ereignisse im Zusammenhang mit Persien, Armenien, Iberien und den Sarazenen vor. Deren Notwendigkeit begründet er nicht nur mit dem Anspruch, die von Seeck vorgeschlagene zeitliche Ordnung der Geschehnisse im Osten des Römischen Reiches in den Jahren zwischen 368 und 371 im Lichte des gesamten in Frage kommenden Quellenmaterials kritisch zu überprüfen und zu vervollständigen, sondern er unterzieht zugleich spätere Forschungen, in denen die Chronologie keine primäre Rolle spielt, diesbezüglich einer Revision.

Jan Willem Drijvers, *Ammianus on the Revolt of Firmus* (S. 129–155), behandelt die Niederschlagung der wohl durch innermaurische Streitigkeiten ausgelöst und Steuerforderungen der römischen Seite verstärkten nordafrikanischen *rebellio barbarica* des Maurenführers Firmus durch Theodosius d. Ä. im Auftrag Kaiser Valentinians. Das ausführliche Eingehen auf diese Ereignisse (vgl. Amm. 29, 5) wird mit dem Bemühen um Wahrung der Parallelität in der Behandlung des Ostens (Usurpation Prokops) und des Westens (Aufstand des Firmus) durch Ammian begründet, ebenso wie mit der Absicht, ein genaues Charakterbild des Theodosius zu liefern, der in Analogie zu Valentinian und Valens nicht durchgängig positiv dargestellt, sondern moderat kritisch mit auch grausamen Zügen versehen werde. Des weiteren habe Ammian literarisch an die Darstellung des Jugurthinischen Krieges durch Sallust und der Revolte des Tacfarinas bei Tacitus angeknüpft.

Der zweite Teil des Sammelbandes enthält vier Beiträge, die unterschiedliche literarische Gesichtspunkte des ammianischen Geschichtswerkes – ohne die freilich auch die bisherigen Aufsätze in der Regel nicht umfassend argumentieren könnten – in den Mittelpunkt stellen. Zunächst behandelt Daniël den Hengst „Literary Aspects of Ammianus' Second Digression on Rome“ (S. 159–179). Im Vergleich zwischen den beiden Rom-Exkursen Ammians (14, 6 und 28, 4) geht Drijvers dem satirischen Charakter des zweiten Exkurses nach, den er in der Idealisierung der Vergangenheit bei gleichzeitiger Herabsetzung

4 Argumentation mit Noel Lenski, *Failure of Empire. Valens and the Roman State in the Fourth Century A.D.*, Berkeley u. a. 2002 (The transformation of the classical heritage 34), gegen Franz Josef Wiebe, *Kaiser Valens und die heidnische Opposition*, Bonn 1995 (Antiquitas I 44).

der Gegenwart und in der Übernahme von Elementen Juvenals, der Menippeischen Satire, ferner Lukians und der Caesares Julians repräsentiert findet. Sodann parallelisiert Stéphane Ratti, *La traversée du Danube par les Goths. La subversion d'un modèle héroïque* (Ammien Marcellin 31.4) (S. 181–199), die Flußüberschreitung durch die Goten bei Ammian mit entsprechenden Leistungen des Xerxes und Alexanders d. Gr. Der Geschichtsschreiber habe in der Brechung dergleichen positiv konnotierter Verhaltensweisen das Gebaren der Goten und nicht zuletzt des Valens als Gegenteil solcher „Heldentaten“ in schlechtes Licht rücken wollen. Diese Argumentation Rattis erscheint konstruiert und recht weit hergeholt.

Des weiteren stellt Giuseppe Zecchini, *Greek and Roman Parallel History in Ammianus* (S. 201–218), griechische und römische *exempla* bei Ammian vor, die, nach dem Vorbild der Parallelbiographien Plutarchs aus der Zeit des Prinzipats, dem Vergleich zwischen griechischem und römischem Kulturerbe im spätrömischen Reich dienen. Auf diese Weise versuche Ammian, der vollständigen Gleichberechtigung beider Kulturen Ausdruck zu verleihen, und zwar ungeachtet der herkömmlichen Anschauung einer Favorisierung der Überlegenheit Griechenlands auf den Sektoren von Kultur und Bildung und der Roms im politisch-militärischen Bereich. Dies leiste der *miles quondam et Graecus* (Amm. 31, 16, 9) in lateinischer Sprache vor dem Hintergrund der Einsicht, daß das zweisprachige Reich mit dem doppelten historischen Erbe auseinanderbreche und ein Bewußtsein über diese Tradition unumgängliches Bildungsgut sei.

Dem Abschluß des Werkes Ammians widmet sich Gavin Kelly, *The Sphragis and Closure of the Res Gestae* (S. 219–241). Anders als Roger Blockley<sup>5</sup> sieht Kelly in der abschließenden Sentenz des Geschichtswerks weit mehr als eine literarische Stellungnahme. Der Gedanke: *scribant reliqua potiores aetate, doctrinis florentes. quos id, si libuerit, aggressuros, procudere linguas ad maiores moneo stilos* (Amm. 31, 16, 9) sei anspielungsreich ironisch gefaßt und enthalte sowohl den Hinweis, daß über die der pannonischen Kaiserdynastie nachfolgende – theodosianische – Zeit große Geschichtsschreibung durch *potiores* denkbar sei, als auch die Warnung, daß dies möglicherweise panegyrischen Stil (*maiores ... stilos*; vgl. Eutr. 10, 18, 3) erforderlich mache – wodurch eine historiographische Darstellung natürlich ad absurdum geführt wird. Mit diesem offenen, in zwei Richtungen auslegbaren Schluß dokumentiere Ammian seine Unzufriedenheit mit dem Regime des Theodosius, über das er selbst nicht schreibt, sondern auf das er nur anzuspielen vermag. Dadurch, daß er sich als der letzte lateinisch schreibende Historiograph erweist, erscheint seine ironische Skepsis im nachhinein gerechtfertigt. Auch hinsichtlich der historischen Zäsuren hält Kelly das Ende des Werkes für offen: Ammian

5 Vgl. Roger C. Blockley: *Ammianus and Cicero. The Epilogue of the History as a Literary Statement*. Phoenix 52, 1998, S. 305–314.

beende seine Darstellung weniger mit der Schlacht bei Adrianopel als mit der bevorstehenden Berufung des Theodosius zum Heermeister und bald darauf zum Kaiser, wofür die Einbeziehung weiterer Ereignisse nach Adrianopel (vgl. Amm. 31, 15 f.) spreche. Der Valentinian und Valens betreffende Erzählstrang sei im Sommer 378 an ein Ende gekommen, auch wenn die Herrscherdynastie durch Gratian im Westen weitergeführt werde; der Gotenkrieg werde aber zunächst nur auf seinen – eine Fortsetzung erfordernden – Höhepunkt geführt. So dokumentiere Ammian, ein militanter, nur scheinbar unparteiischer Heide, seine Unzufriedenheit mit der römischen Gotenpolitik gerade der nachfolgenden, von ihm nicht mehr behandelten Jahre. Dieses Fazit, das Kelly aus dem Schluß des ammianischen Geschichtswerks zieht, kann als überzeugende, gegensätzliche Anschauungen vereinigende Interpretationsleistung auf gewichtige Argumente verweisen.<sup>6</sup>

Den Schlußteil des Bandes bilden drei Aufsätze zur Frage nach der – bisher auch schon mehr als einmal indirekt mitbehandelten – „Crisis of Empire“, die ebensogut den literaturwissenschaftlich orientierten Beiträgen hätten zugeordnet werden können. Sigrid Mratschek behandelt mit ihren Ausführungen zum Thema „*Et ne quid coturni terribilis fabulae relinquerent intemptatum* . . . (Amm. Marc. 28. 6. 29). Die Göttin der Gerechtigkeit und der comes Romanus“ (S. 245–270) an einem signifikanten Beispiel die offenkundig dramatisierende, tragische Ausgestaltung von Geschichtsschreibung durch Ammian. Der Historiograph evoziert zu der valentinianischen Zeit in Rom und im Reich eine Abfolge von Szenerien, die von Ungerechtigkeit, Terror und Katastrophen gekennzeichnet sind. Der Maurenaufstand des Firmus erscheint dabei fast weniger bedeutsam als das Gebaren des *comes Africae* Romanus, mit dessen Ambitionen die Aufgaben des älteren Theodosius, Firmus zu bekämpfen, kollidierten. *Iustitia* schien durch Theodosius zunächst für den Sieg der richtigen Ordnung zu arbeiten, doch tragischerweise überlebte Romanus und wurde, nachdem der siegreiche Theodosius 375/76 einer Intrige zum Opfer gefallen war, sogar freigesprochen. Mratschek versteht es auf sehr überzeugende Weise, Ammians dramatische Inszenierung und deren Aussage lebendig werden zu lassen: Ammian richtet den Blick fort vom Schicksal des Theodosius als Opfer der Machtkämpfe nach Valentinians Tod auf seine Sieghaftigkeit. So bestätigt er mit seinen Mitteln die Anerkennung des älteren Theodosius als ein „Identifikationsmodell für die Nachwelt“ (S. 268) nach der Niederlage von Adrianopel; diese Entwicklung hat der jüngere Theodosius als Herrscher 384 durch die postume Rehabilitierung seines Vaters eingeleitet. Hinzufügen läßt sich, daß Ammian hinsichtlich der Erfolgsaussichten dieser Bemühungen skeptisch bleibt, was in der von Drijvers an anderer Stelle herausgearbeiteten Charakterisierung des älteren Theodosius durch Ammian

6 Vgl. nun auch Gavin Kelly: *Ammianus Marcellinus. The Allusive Historian*. Cambridge 2008, besonders S. 318–320.

angedeutet sein könnte.

Christopher Kelly, *Crossing the Frontiers. Imperial Power in the Last Books of Ammianus* (S. 271–292), untersucht sodann die episodische Komposition und Erzählstruktur der letzten Bücher Ammians und stellt dabei die Berichte über die Magieprozesse in Rom und in Antiochia in den Mittelpunkt, die an der Wechselhaftigkeit der Ereignisse mit dramatischer Ironie die Instabilität der Verhältnisse veranschaulichen: „The Roman Empire ist breaking up: surrounded by enemies, divided between East and West, split between two rulers. A unified account, a final judgement, a clear-cut conclusion is not possible“ (S. 292). Diese Sichtweise bestätigt schließlich Jan den Boeft mit seinem den Band abschließenden Beitrag „*Non consolandi gratia, sed probrose monendi* (Res Gestae 28.1.4). The Hazards of (Moral) Historiography“ (S. 293–311). Hier arbeitet er aus dem negativen Urteil über die Brüder Valentinian und Valens die mit dem Nützlichkeitspostulat der antiken Historiographie gerechtfertigte moralische Sichtweise Ammians heraus, der in den letzten Büchern seines Geschichtswerks wesentlich zahlreichere direkte Werturteile als vorher fällt. Dies liegt vor allem an dem pessimistischen Blick Ammians von einem gegenüber der Zeit Julians wesentlich negativer gesehenen Abschnitt römischer Geschichte unter Valentinian und Valens auf eine ungewisse Zukunft: die von Ammian zwar erlebte, aber nicht mehr behandelte Zeit des Kaisers Theodosius.

Ammian ist ein Geschichtsschreiber von hoher Gestaltungskraft. Dies läßt sich den verschiedenartigen Beiträgen dieses Sammelbandes immer wieder entnehmen. Deutlich wird das nämlich nicht zuletzt an den nachjulianischen letzten sechs Büchern seines Werkes, in denen unter einer durchaus einheitlichen Fragestellung im Zusammenhang mit der Behandlung römischer Geschichte unter neuen Rahmenbedingungen nach dem Ende der ammianischen Lichtgestalt Julian ganz unterschiedliche Aspekte zur Sprache kommen. Dabei spielt immer wieder der nicht ausgesprochene Vergleich zwischen den Jahren der pannonischen Kaiser 363–378 und der Gegenwart Ammians unter der Herrschaft des Theodosius eine Rolle, von der nicht festzustehen scheint, ob sie eine Fortsetzung mit Neigung zur Beschleunigung des Niedergangs ist oder eine Wende zum Besseren zu bringen vermag. Insofern spielen die Subjektivität und der moralische Anspruch des Autors bei der literarischen, ja dramatischen Gestaltung der Darstellung des Geschichtsverlaufs eine mindestens ebensogroße Rolle wie das den Zeitgeist repräsentierende, wenngleich nur mühsam erfaßbare Quellenmaterial, auf das er sich stützt. Für diese verschiedenen Facetten des Geschichtswerks sensibilisieren die Beiträge des Sammelbandes. Sie stecken daher in wünschenswerter Weise den Rahmen ab, den die philologisch-historischen Kommentare zu den letzten Büchern der Res gestae des Ammianus Marcellinus zu berücksichtigen haben werden. Insofern dürfte der Band die Erwartungen der Autoren und Herausgeber

ebenso erfüllen wie den wissenschaftlichen Diskurs nicht zuletzt im Interesse der Detailarbeiten am Kommentar<sup>7</sup> anregen.

Ulrich Lambrecht, Koblenz  
[lambre@uni-koblenz.de](mailto:lambre@uni-koblenz.de)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

<sup>7</sup> Inzwischen erschienen ist Jan den Boeft, Jan Willem Drijvers, Daniël den Hengst, Hans C. Teitler: *Philological and Historical Commentary on Ammianus Marcellinus XXVI*. Leiden/Boston 2008.

Rumen Ivanov, Gerda von Bülow: *Thracia. Eine römische Provinz auf der Balkanhalbinsel*. Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 2008. 118 S., zahlr. Abb. EUR 24.90. ISBN 978-3-8053-2974-3.

Die Provinz Thracia dürfte einer breiteren Öffentlichkeit weniger bekannt sein, handelte es sich doch weder um eine der für besonderen wirtschaftlichen Reichtum und kulturelle Blüte bekannten Provinzen wie beispielsweise Asia oder Aegyptus noch um eine der Grenzprovinzen, die in jüngerer Zeit durch das vermehrte Interesse für die Begegnungen zwischen Reichsbewohnern und außerrömischen Volksgruppen ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt sind. Der Band aus der Reihe „Orbis Provinciarum“ schließt somit eine Lücke gerade für den deutschsprachigen Raum. Die Grundstruktur des Werks folgt einer chronologischen Gliederung: Auf einen äußerst kurz gehaltenen Abriss zum vorrömischen Thrakien und zur römischen Eroberung folgen zwei größer angelegte Kapitel über Thrakien in der Kaiserzeit bzw. in der Spätantike, die wiederum in sich thematisch untergliedert sind und Aspekte wie Infrastruktur, Gesellschaft, Wirtschaft und Religion behandeln. Das Schwergewicht liegt auf den archäologischen Quellen, daneben werden epigraphische Zeugnisse herangezogen.

Der Überblick über das vorrömische Thrakien (S. 7–13) geht nur sehr knapp auf die thrakischen Traditionen und die griechische Kolonisation ein. So bleiben wesentliche Fragen offen, die zum Verständnis des kulturellen Hintergrunds der späteren römischen Provinz beigetragen hätten: Worin besteht die ethnische Identität der zahlreichen namentlich aufgezählten thrakischen Volksstämme? Was ist über die Sprachen bekannt? Welche Position nahmen die Odrysen und ihre Könige gegenüber anderen thrakischen Stämmen ein? Was sind typische Charakteristika thrakischer Kultur? Worin bestehen die „lokalen Traditionen“ der einheimischen Kunst (S. 9)? Was ist bekannt über die einheimischen religiösen Traditionen? Was sind Ordnungsprinzipien eines „thrakischen Tempels“ (S. 9)? Unklar bleibt ferner das Ausmaß der Hellenisierung durch Griechen und Makedonen. Welches sind denn nun die ersten griechischen Gründungen (S. 7)? Auch die Motive Roms für die zunehmende Einflussnahme werden nicht näher erläutert. Dass diese Fragen zentral zum Verständnis der späteren Provinz sind, zeigt der einleitende Band der Reihe „Orbis Provinciarum“ von Tilmann Bechert, der in seinem kurzen Überblick über die Provinz Thracia sehr viel sorgfältiger und klarer die unterschiedlichen Interessen auf römischer Seite, die Einbeziehung Thrakiens in die römischen Bürgerkriege und die Provinzialisierung erklärt und auch die makedonischen Einflüsse klarer benennt.<sup>1</sup>

Das erste Hauptkapitel über das kaiserzeitliche Thrakien (S. 14–63) gibt zunächst eine detaillierte Schilderung der Einrichtung der Provinz und der

1 Tilmann Bechert: *Die Provinzen des Römischen Reiches. Einführung und Überblick*, Mainz am Rhein 1999 (Orbis Provinciarum, Zaberns Bildbände zur Archäologie, Sonderbände der Antiken Welt), S. 177–180.

häufigen Verlegungen ihrer Grenzen (S. 14–18). Ein kurzer, informativer Überblick geht auf die Verwaltung der Provinz ein (S. 19 f.). Dabei wird differenziert nach den verschiedenen Formen von Selbstverwaltung und Stadtrechtsformen. Als thrakisches Erbe in der Verwaltung wird die Einteilung in Strategien gesehen. Diese scheint am Beginn des 2. Jh. n. Chr. nach und nach zugunsten einer Administration durch die Städte und ihre Territorien aufgegeben worden zu sein. Trotz der fortschreitenden Urbanisierung und Ausstattung mit Infrastruktur blieb der Charakter der Provinz stark von agrarischen Strukturen geprägt (S. 22–27). Da die Provinz in der hohen Kaiserzeit kaum bedroht war, wurden keine Legionen stationiert, lediglich verschiedene Kohorten (S. 27–31).

Ausführlich wird auf den Städtebau und die damit verbundene Infrastruktur wie Wasserversorgung und Straßenbau eingegangen (S. 31–43). Zahlreiche Befestigungen datieren aus der Zeit Marc Aurels und dürften mit den Einfällen der Kostoboken in Zusammenhang stehen. Während die meisten übrigen antiken Siedlungen von modernen Städten überbaut worden sind, war eine umfassende Untersuchung der Strukturen in Nicopolis ad Istrum möglich: Der Ausbau der Stadt erfolgte vor allem in antoninischer und severischer Zeit. Ein ungewöhnlicher epigraphischer Beleg benennt einen *thermoperipatos*, eine beheizbare Wandelhalle.

Gesellschaft (S. 44–51) und Wirtschaft (S. 52–55) sind zentrale Aspekte der Forschungen zur Kaiserzeit. Die thrakische Wirtschaft war von der Landwirtschaft (Getreide, Viehzucht) und den Bergwerken (prokonnesischer und thasischer Marmor) geprägt. Manche Handwerker organisierten sich wie auch in anderen Teilen des Reichs in Kollegien. Die Romanisierung Thrakiens sollte durch Veteranenansiedlungen vorangetrieben werden. Die Gesellschaft der Provinz scheint geprägt gewesen zu sein von einem Küstenbereich, der stärker gräzisiert bzw. romanisiert war, und einem Binnenland, in dem die einheimischen Traditionen dominierten. Der Veranschaulichung hätten hier sicher einige prosopographische Angaben dienen können: Welche Thraker sind eigentlich namentlich bekannt? Was lässt sich den epigraphischen Zeugnissen über ihre Karrieren und ihre Bildung entnehmen? Interessant wäre in diesem Zusammenhang zum Beispiel die von Bechert zitierte Inschrift gewesen, in der die Namen von 33 thrakischen Strategen aus claudischer Zeit überliefert sind, die neben ihren thrakischen Namen das Pränomen und das Gentiliz *Tiberius Claudius* trugen.<sup>2</sup> Ein großes Gewicht legen die Verfasser auf die Darstellung der architektonischen Überreste von Theatern, Amphitheatern und Stadien.

Der Überblick über die Religion (S. 56–63) zeigt, dass mit der Provinzialisierung die Kapitolinische Trias eingeführt wurde. Daneben hielten sich einheimische Traditionen, wie sie sich in den Darstellungen des „Thrakischen Reiterheros“ manifestieren, dessen Verehrung sich auch mit Apollon oder Asklepios verbinden konnte. Gibt es literarische oder epigraphische Zeugnisse für die The-

<sup>2</sup> Bechert (wie Anm. 1), 178.

se, dass nach thrakischen Vorstellungen der Verstorbene durch die Vereinigung mit dem „Thrakischen Reiter“ heroisiert worden sei (so S. 62)? Neben den einheimischen und griechisch-römischen Kulturen finden sich durch Zuwanderung natürlich auch religiöse Vorstellungen aus dem Nahen Osten und Ägypten wie das Judentum, die Verehrung der Kybele, der Dea Syria, des Jupiter Dolichenus und natürlich des Mithras.

Der zweite Hauptteil des Werks geht auf Thrakien in der Spätantike ein (S. 64–88). Die Neueinteilung der Provinzen und die Verwaltung der Diözese werden kurz vorgestellt (S. 64–67). Die Gesellschaft scheint sich durch Zuwanderung in ihrer ethnischen Zusammensetzung stark verändert zu haben. Die Abnahme epigraphischer Zeugnisse ist aber nicht damit zu erklären, dass die Neuankömmlinge „aus dem Nordosten und den sibirischen Steppengebieten“ nicht mehr Latein hätten sprechen können (so S. 67). Vielmehr lässt sich ein Rückgang der Inschriften im ganzen Reich feststellen und hängt mit veränderten Formen der Repräsentation und Selbstdarstellung zusammen.

Ausführlich wird auf die Überreste der spätantiken Befestigungsbauten eingegangen (S. 70–76). Hierbei wäre eine Einordnung in die übergeordneten strategischen Überlegungen, die hinter den Befestigungen standen, hilfreich gewesen: Zu welchem Zweck wird beispielsweise die Stadt Diocletianopolis gegründet (S. 72)? Weitere Themen betreffen den spätantiken Städtebau (S. 76–79), die Wirtschaft (S. 80–85) und den frühchristlichen Kirchenbau (S. 86–88).

Am Ende werden die Eigenarten der Provinz Thracia übersichtlich zusammengefasst (S. 89f.). Dabei wird betont, dass die Provinz im Unterschied zum benachbarten Mösien nie eine starke Romanisierung erlebte, sondern eher von hellenischen Einflüssen geprägt blieb. Daneben dürfte das einheimische Element sehr stark geblieben sein, wie auch Bechert zeigt<sup>3</sup>. Ein Ausblick schildert die bulgarische Reichsbildung im 7. Jh. (S. 90–93).

Im Vergleich mit anderen Bänden aus der Reihe wie Lycia-Pamphylia von Hartwin Brandt und Frank Kolb oder Pontus-Bithynia von Christian Marek bietet das Werk lediglich einen allgemeinen Überblick über die Provinz.<sup>4</sup> Während Brandt/Kolb und Marek sorgfältig die jeweiligen Provinzialisierungsprozesse nachzeichnen und detailliert auf die Forschungsdiskussionen im Zusammenhang mit den Fragen der Verwaltung oder dem Verhältnis von römischer Zentralgewalt zu lokalen Selbstverwaltungsstrukturen eingehen, bleibt der Thracia-Band in diesen für die Reihe *Orbis Provinciarum* eigentlich zentralen Themen an der Oberfläche. Erstaunlich ist, dass der Kaiser Maximinus

<sup>3</sup> Bechert (wie Anm. 1), 179.

<sup>4</sup> Hartwin Brandt; Frank Kolb: *Lycia et Pamphylia. Eine römische Provinz im Südwesten Kleinasiens*. Mainz am Rhein 2005 (besprochen in *Plekos* 9, 2007, 93–98); Christian Marek: *Pontus et Bithynia. Die römischen Provinzen im Norden Kleinasiens*. Mainz am Rhein 2003 (besprochen in *Plekos* 7, 2005, 85–89).

Thrax (235–238), der wohl aus der Provinz stammte, kaum Erwähnung findet (lediglich in der Zeittafel S. 95). Auch die zahlreichen Einfälle von Stammesverbänden im 3. Jahrhundert, die gerade Thrakien stark betrafen, werden nicht einer eingehenderen Betrachtung unterzogen.<sup>5</sup> Häufig fehlen präzisere Angaben zu den Quellen.<sup>6</sup> Bedauerlich sind ferner einige orthographische Fehler und falsche Nummerierungen, die das im Übrigen einwandfreie äußere Erscheinungsbild stören.<sup>7</sup> Auch finden sich Anzeichen mangelnder Überarbeitung: So ist kein Grund ersichtlich für die doppelte Auflistung lateinischer Bezeichnungen für römische Handwerksberufe sowohl im Text selbst in einem Kasten (S. 81) als auch in einer Fußnote (Anm. 12). Eine Zeittafel (S. 94 f.) und ein Orts-, Sach- und Personenregister (S. 96–104) und eine umfangreiche Bibliographie (S. 106–114) erleichtern immerhin die Arbeit mit dem Band, hingegen vermisst man Register.

Anstelle einer vertieften Analyse im Stile der übrigen Bände der Reihe bietet „Thracia“ in erster Linie einen gut illustrierten Überblick über die archäologischen Zeugnisse. Das Bildmaterial ist auf einem sehr hohen Niveau, der begleitende Text bietet eine allgemein verständliche kurze Einführung in Geschichte und Leben in der Provinz.

Christian Körner, Bern  
[christian.koerner@hist.unibe.ch](mailto:christian.koerner@hist.unibe.ch)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#)   [Startseite Plekos](#)

---

- 5 Siehe dazu zum Beispiel Andreas Goltz: Die Völker an der mittleren und nordöstlichen Reichsgrenze, in: Klaus-Peter Johné; Udo Hartmann; Thomas Gerhardt (Hrsg.): Die Zeit der Soldatenkaiser. Krise und Transformation des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. (235–284). Bd. 1. Berlin 2008, S. 449–464, hier 457–459; Bechert (wie Anm. 1), S. 179 f.
- 6 Hier seien nur einige Beispiele aufgeführt: Wo bei Arrian findet sich der Mythos von Thrake (S. 7)? Wo ist die neugefundene Inschrift eines Grenzsteins aus dem Jahr 101 n. Chr. publiziert (S. 16)? Welche zwei Inschriften aus Perinth deuten darauf hin, hier den Statthaltersitz zu suchen (S. 19)? Wo sind die thrakischen Märtyrerlegenden überliefert (S. 86)? Welche arabische Quelle ist S. 92 f. gemeint? Positiv hervorzuheben ist hingegen die gründliche Aufzählung der epigraphischen Belege der verschiedenen thrakischen Dörfer (S. 114 f., Anm. 4).
- 7 So sollte der Verweis auf S. 4 die Abb. 33, nicht 34 betreffen; auf S. 20 sollte auf Abb. 11, nicht 12 hingewiesen werden; auf S. 42 wird für Nicopolis ad Istrum auf Abb. 38 verwiesen, die dortige Bildlegende spricht aber von Philippi.

Charlotte Lerouge: *L'image des Parthes dans le monde gréco-romain. Du début du I<sup>er</sup> siècle av. J.-C. jusqu'à la fin du Haut-Empire romain.* Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2007 (Oriens et Occidens 17). 427 pp. EUR 62.00. ISBN 978-3-515-08530-4.

In her book, Charlotte Lerouge tackled the picture of the Parthians as it existed in the literature of Rome beginning from its first contacts with the Arsacid state in the 90's BC until the end of the Parthian empire (224 AD). Among the most comprehensive monographs of the Parthians to have been published recently, and certainly the largest in French historiography of Parthian Iran, the book consists of two main parts. The first discusses generalized imagery of the Parthians in Rome and relations between the two (pp. 43–169), and part two projects an “ethnographic image” of the Parthians (pp. 173–360). Between them, the parts comprise nine chapters with these further divided into many subchapters. It must be said that the subject Lerouge chose is no *terra incognita* in ancient studies.<sup>1</sup>

Part one first analyzes contacts between the Parthians and Rome under Sulla, Lucullus, and Pompeius, and tries to decide whether the Romans well understood the extent of Parthian power. Lerouge accepts the date 92 BC for Sulla's meeting with the Parthians (p. 43). More likely dating seems to be 94 or possibly 93 BC.<sup>2</sup> Lerouge wonders if Sulla concluded a formal treaty and maintains that the Parthians remained neutral in Eupator's war against Rome, which if fact is dubious (p. 46, n. 14). While this is not a widely accepted view in scholarship, it seems that Parthia at the time actively supported Mithradates VI Eupator, while Tigranes, Pontus' chief ally, was a loyal vassal of the Arsacids until ca. 80 BC. Through Tigranes, the Parthians under Mithradates II (123–87) intervened in the conflict between Pontus and Rome with an eye on their own sphere of influence in Commagene and Syria.<sup>3</sup> Considering the

- 1 There already are in existence fundamental works on both chief aspects, i. e., political history (cf. J. Wolski: *L'Empire des Arsacides.* Acta Iranica 32, Lovanii 1993; K. H. Ziegler: *Die Beziehungen zwischen Rom und dem Partherreich.* Wiesbaden 1964) and ethnographic understanding of Parthia (the excellent work by H. Sonnabend: *Fremdenbild und Politik.* Frankfurt 1986).
- 2 Cf. S. Dmitriev: *Cappadocian Dynastic Rearrangements on the Eve of the First Mithridatic War.* *Historia* 55, 2006, 285–297; M. J. Olbrycht: *Mithradates VI Eupator and Iran*, in: J. M. Højte (ed.): *Mithridates VI Eupator and the Pontic kingdom.* Aarhus 2009, forthcoming).
- 3 See M. J. Olbrycht: *Bosporos, the Steppe Peoples of the Black Sea Area and Parthian Iran in the Grand Strategy of Mithradates VI Eupator*, in: V. N. Zinkov (ed.): *Bospor Kimmeriyskiy i varvarskiy mir v period antichnosti i srednevekov'ya.* Militaria. Kerch 2008, 324–325).

political situation in Anatolia, Syria, and Transcaucasia in the 90's–80's BC, more attention should be given to the Arsacids' political aims.

The next two chapters show Roman relations with Parthia from the battle of Carrhae till the time of Augustus (pp. 83–128). Lerouge supplies a brief characteristic of political relations and the Roman ideology which had become fully formed under Augustus, with the Parthians as a grand adversary playing a key role in it. They were seen as dangerous enemies whom, however, Augustus reputedly subdued through diplomacy. Lerouge rightly notes and appreciates the notions of equality between Rome and Parthia as two great powers, as expressed by several Augustus-time authors, including by *Iust.* 41, 1, 1 (pp. 119–123).

Relatively little room is devoted to Roman-Parthian relations in the period 14–224 AD, all compressed in just a single chapter (pp. 129–169). Lerouge rightly acknowledges the importance of Armenia to both powers. In her assessment of Trajan's actions, she accepts Roman propaganda too literally, treading within existing paradigms. And so, Parthamaspates' coronation, feted in Roman propaganda, was in itself a defeat for Trajan, who had tried to organize the territories won from the Parthians into provinces, and not a vassal puppet state. For the king of the Parthians and for the *Imperium Parthicum* elites, the coronation itself carried little weight as the usurper could claim no backing from any major Parthian faction.

The second part of the book supplies not only, as the somewhat misleading title suggests, an ethnographic image of the Parthians, but also an analysis of important aspects of their history. These include the beginnings of the Arsacid state, geography and the empire's territorial extent, political institutions, warfare, religion, and mores of the Parthians. Many of these issues, such as the Parthian empire's borders and military matters, clearly go beyond the declared "ethnographic image".

A valuable discourse is offered for the names records applied to the Arsacid empire (pp. 196–198). The discussion of the eastern frontier (pp. 215–223) reveals certain conceptual shortcomings resulting in an erroneous treatment of Mithradates I's (ca. 170–132 BC) eastern conquests. The relevant information from *Trogus/Iustinus* and *Diodoros* about that king's conquests reaching India is considered laudatory first, historical a distant second (pp. 219–220), as these authors are said to have simply tried to show a match for Alexander. Here, the desire to study a "picture of the Parthians" visibly biased a sober assessment of their historical attainments. In speaking about Mithradates I's eastern conquests, Lerouge should have cited such key sources as *Orosius* 5, 4, 16 and *Strabo* 11, 9, 2. Lerouge devotes much thought to fairy-tale Roman visions of the east and their dreams of conquest all the way to India (pp. 221–223). By and large, then, Lerouge does not treat the Parthian conquest of Bactria and adjacent lands as historical fact. Mithradates I's operations reaching India are

not figment of the imagination.<sup>4</sup> The analysis of information on Parthia's eastern fringes virtually ignores Apollodoros of Artemita, who merits only marginal mention (p. 218, n. 125) and is absent from the index of authors.

Lerouge describes in detail the land of Parthyene (pp. 226–244). Like A. Kuhrt and S. Sherwin-White<sup>5</sup> she believes that originally the Parthian state was limited to lands north of Kopet Dagh (pp. 228–229), which is wrong if Polyb. 10,28–31 is to be believed. A discussion of a strictly geographically and politically understood Parthia/Parthyene would require a closer study of sources for Alexander's era. Already by then, Parthia/Parthyene as a province of north-eastern Iran had expanded to include lands as far as the Caspian Gates in the west. This is not an extent only achieved by the Arsacids, as Lerouge would have us believe (pp. 230–231).

Honest coverage is given to Parthian political institutions. The author analyzes a passage by Poseidonios apud Strab. 11,9,3 on how the Parthians elected a king. The passage speaks of a dual senate existing. In this reference, the meaning of the verb *καθιστάναι* (pp. 245–255) is disputed. Lerouge correctly concludes that the account does not suggest that the Parthian monarchy was elective but rather that the senate played an advisory role (p. 250). Lerouge rejects Wolski's hypothesis that the term *βασίλαιοι* could refer to governors (p. 250, n. 15). Here, however, it would be worth citing Plinius 6,112 and his phrase about 18 kingdoms (*regna*) in Parthia. The author points to the considerable importance of priests (*μάγοι*) under the Arsacids (pp. 254 f.), but their status certainly was not as elevated as under the Sasanians.

Lerouge offers a detailed discussion of the Arsacids' royal banquets as described by Poseidonios. She rightly points to similarities between Poseidonios' account and the relevant fragment by Herakleides on 4<sup>th</sup>-century Persia (p. 257). Furthermore, she cites Tang-e Sarvak and Hatra reliefs as material useful for her analysis (p. 258). Poseidonios relates the original custom of the Parthian king tossing bits of food among courtiers. A similar practice was observed among Thracians by Xenophon (*Anab.* 7,3,21). Lerouge sees Poseidonios' descriptions as an illustration of Parthian despotism (pp. 260–267).

Much space is devoted to warfare (pp. 273–321). In studying respective wars of the Parthians against the Seleucids, Lerouge belittles the struggles under Seleucos II (p. 274). In terms of Parthian armament and tactics, the chapter has little originality, but valuable insights are offered on the overall character of the military and its perceptions by Roman authors. The author

4 Lerouge fails to quote the seminal book by P. Daffinà: *L'immigrazione dei Sakā nella Drangiana* (ISMEO 9), Roma 1967. Another notable, if not wholly successful publication is J.R. Gardiner-Garden: *Apollodoros of Artemita and the Central Asian Skythians*. *Papers on Inner Asia*, No. 3. Bloomington, Indiana 1987, as it offers some interesting proposals.

5 *From Samarkhand to Sardis*. London 1993.

points to Trogus/Iustinus' accounts and tries to justify the opinion held by the ancients that Parthian warfare was Persian and Scythian in origin (pp. 303–305). During the late Republic, the Romans thought highly of Parthian military prowess, especially after Carrhae and Pakoros' invasion. Among Roman opinions (pp. 305–308), Lerouge rightly stresses not only the many voices of poets, but, more importantly, of dispassionate historians like Fronto, who said, *olim adversus Romanos intentum et infestum et instructum, bellis exercitatus ac tam ab insidiis Romanorum* (Princ. Hist. 9). Other views of Parthia were also persistent: In an instructive set of accounts, some Roman authors dismissed Parthians as unskilled at hand-to-hand combat, poor at poliorcetics, perfidious, treacherous, and lacking perseverance (pp. 308–317). Lerouge makes an interesting comparison of accounts of two wars: the campaign of Ventidius in which he defeated the Parthians in 38 and the campaign of Antonius of 36 BC. Both differ greatly in their descriptions of the Parthians, partly reflecting the respective authors' prejudices (pp. 310–313).

In religious matters, valuable remarks are offered about Mithra (pp. 327–330) which aptly point to the ceremony with Nero and Tiridates (66 AD) and to Parthian coins as an important source on beliefs. Lerouge discusses the possibility that Roman Mithraism derived from Parthia.

In the summary, Lerouge notes that stereotypical notions about Parthians as known from Roman accounts largely continue Greek prejudices against the Achaemenid Persians (pp. 360 f.). In the end, the “ethnographic image” and “political image” prove inextricably bound up (p. 363). The work concludes with a comprehensive bibliography (pp. 365–390).

The concept of the book seems not thoroughly thought out as both parts, political and ethnographic, intertwine throughout (such as in the military and in political institutions). At times, the reader is at a loss about whether the author is citing Roman notions or is trying to uncover historical truth.

Despite its shortcomings, Lerouge's book is a valuable contribution to the study of Parthian history. The author has put in much effort into compiling sources and presenting views existing in scholarship. Often she contributes her own findings and valuable remarks. What with the book being Lerouge's scholarly debut, it deserves appreciation.

Marek Jan Olbrycht, Rzeszów (Polen)  
[marekolbrycht@wp.pl](mailto:marekolbrycht@wp.pl)

Klaus Martin Girardet: Die Konstantinische Wende. Voraussetzungen und geistige Grundlagen der Religionspolitik Konstantins des Großen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006 (2. Auflage 2007). 204 S. 24 Abb. EUR 44.90. ISBN 978-3-534-19116-1.

„Aber der allmächtige Gott, der in der Warte des Himmels sitzt, ließ mir zukommen, was ich nicht verdiente: Schon kann weder genannt noch aufgezählt werden, was er alles mit seinem himmlischen Wohlwollen mir, seinem Diener, gewährte.“<sup>1</sup> Mit diesen Worten umreißt Konstantin in einem Brief von 314 n. Chr. an die in Arelate zur Synode versammelten Bischöfe seine religiöse Beziehung zum Gott der Christen. Doch war Konstantin wirklich der erste christliche Kaiser? Und wie ist seine „religiöse Wende“ zu beurteilen – wenn es denn wirklich eine Wende war?<sup>2</sup> Mit diesen Fragen hat sich Klaus Martin Girardet 1998 in zwei Aufsätzen befasst, deren zweiter heute zu den grundlegenden Beiträgen der Konstantinsforschung gehört.<sup>3</sup> Diese sind 2006 anlässlich des Jubiläums der Erhebung Konstantins zum Augustus 306 n. Chr. in einem Band zusammengefasst worden.

In einer kurzen Einleitung, die den beiden Aufsätzen vorangestellt ist (S. 9–12), geht Girardet auf die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Christentum und Staat im 3. Jahrhundert ein. Problematisch ist die Formulierung, Gallienus habe 260 nach der Valerianischen Verfolgung „dem Christentum [...] den Status einer *religio licita* wiedergegeben“ (S. 10). Mit Sicherheit lässt sich lediglich festhalten, dass die Christenverfolgungen beendet wurden; das christliche Bekenntnis wurde aber nicht als *religio licita* eingestuft, vielmehr scheint Gallienus zur Praxis Trajans zurückgekehrt zu sein, der zufolge das Bekenntnis zum

- 1 Optatus, Appendix 5 = H. von Soden: Urkunden zur Entstehungsgeschichte des Donatismus. Bonn 1913, 2. Auflage, Berlin 1950 (Kleine Texte und Vorlesungen für Übungen, Nr. 122), Nr. 18. Übersetzung von B. Bleckmann: Konstantin der Große. Reinbek bei Hamburg 1996, S. 66.
- 2 Sehr skeptisch beispielsweise Bleckmann, S. 66 (siehe Anm. 1): „Aber auch wenn man die Echtheit dieses problematischen Dokuments anerkennen will, ist unklar, ob Konstantin hier wirklich von einer Bekehrung spricht.“
- 3 K. M. Girardet: Christliche Kaiser vor Konstantin d. Gr.?, in: P. Kneissl / V. Losemann (Hrsgg.): Imperium Romanum. Studien zur Geschichte und Rezeption. Festschrift für Karl Christ zum 75. Geburtstag. Stuttgart 1998, S. 288–310; K. M. Girardet: Die Konstantinische Wende und ihre Bedeutung für das Reich, in: E. Mühlberg (Hrsg.): Die Konstantinische Wende. Gütersloh 1998 (Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie, Bd. 13), S. 9–122. Die Thesen des zweiten Aufsatzes finden sich auch kürzer formuliert in K. M. Girardet: Konstantin – Wegbereiter des Christentums als Weltreligion, in: A. Demandt / J. Engemann (Hrsgg.): Konstantin der Große, Mainz am Rhein 2007, S. 232–242 [Rez.: [Plekos 9, 2007, 145–153](#)].

Christentum nach wie vor mit dem Tode bestraft, eigentliche Verfolgungen jedoch nicht durchgeführt wurden.<sup>4</sup>

In antiken Quellen gibt es verschiedene Hinweise auf Kaiser, die bereits vor Konstantin das Christentum angenommen hätten (Severus Alexander, Philippus Arabs, Constantius I., Maxentius) oder zumindest den Christen sehr freundlich gesinnt gewesen seien (Tiberius, Hadrian). Am meisten Unterstützung hat in der Forschung die Annahme gefunden, Philippus Arabs sei Christ gewesen. Gerade in diesem Fall aber zeigt eine detaillierte Quellenanalyse, in welchem Ausmaß die späteren Zeugnisse von Eusebios abhängen, der selbst jedoch klar Konstantin als den ersten christlichen Kaiser bezeichnet und für Philipps christliches Bekenntnis lediglich von einem Gerücht spricht.<sup>5</sup> Zudem gibt es genügend Zeugnisse, die Philipp bei Opferszenen zeigen, so dass sich die Behauptung, er habe dem Heidentum abgeschworen, nicht halten lässt. Auch die Annahme einer Trennung in ein öffentliches, vorgetäushtes Bekenntnis zu den paganen Religionen und eine private Hinwendung zum Christentum läuft antiker Denkweise zuwider, die eine solche Scheidung von öffentlichem und privatem Bereich im Religiösen nicht kannte.

Entsprechend kommt Girardet in seinem ersten Aufsatz (S. 13–38) zum Ergebnis, dass für keinen der Kaiser vor Konstantin die Annahme eines christlichen Bekenntnisses haltbar ist. Zwar ist es im Falle von Severus Alexander und Philippus Arabs möglich, dass sie dem Christentum wohlwollend gegenüber standen, auch Constantius I. könnte aufgrund henothelistischer Überzeugungen ein Christenfreund gewesen sein. Der erste christliche Kaiser bleibt jedoch eindeutig Konstantin I.

Der sehr viel umfangreichere zweite Aufsatz widmet sich der Konstantinischen Wende (S. 39–155). Begrifflich werden zunächst die persönliche *conversio* des Kaisers einerseits und die Wende in der staatlichen Religionspolitik andererseits geschieden.

In der Forschung wird die Frage nach der persönlichen *conversio* kontrovers diskutiert. Die Auffassungen reichen von der Annahme, Konstantin sei bereits in einem christlichen Haushalt (seines Vaters Constantius I.) aufgewachsen (T. G. Elliott), bis zur Hypothese, die Wende habe lediglich politische Ziele verfolgt und den Gedanken des Christentums massiv verfälscht (A. Kee). Girardet hält

4 Siehe dazu jetzt A. Goltz / U. Hartmann: Valerianus und Gallienus, in: K.-P. Johne / U. Hartmann / T. Gerhardt (Hrsgg.): Die Zeit der Soldatenkaiser. Krise und Transformation des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. (235–284), Bd. 1, Berlin 2008, S. 223–295, hier S. 257.

5 Siehe dazu die ausführliche Quellenanalyse in C. Körner: Philippus Arabs. Ein Soldatenkaiser in der Tradition des antoninisch-severischen Prinzipats. Berlin 2001 (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte, Bd. 61), S. 260–273.

demgegenüber daran fest, dass es eine Hinwendung Konstantins zum christlichen Monotheismus wirklich gegeben habe und dass die religionspolitische Wende im Reich auch diesem Kaiser und nicht etwa Galerius oder Licinius (so J. Bleicken) zuzuschreiben sei (S. 48–52). Konstantins entscheidender Schritt der *conversio* lässt sich nach Girardet auf das Jahr 312 datieren. Hinweise auf eine frühere Hinwendung zum Christentum (so von T. D. Barnes vorgebracht) widerlegt er. Geht man von Laktanz' Definition der Abkehr von paganen Opfern und Riten als erste Stufe des Christseins (ira 2,2) aus, so ist ein solcher Verzicht erstmals beim Einzug des Kaisers in Rom nach dem Sieg über Maxentius festzustellen.<sup>6</sup>

Doch wie konnte es zu diesem Wandel kommen, hatte Konstantin doch zwei Jahre zuvor noch eine Apollonvision im Elsass gehabt? Einen nicht zu unterschätzenden Einfluss sieht Girardet im Edikt des Galerius von 311: Dieses hatte nicht nur das Christentum toleriert, sondern dem christlichen Gebet zum Wohle des Staates eine angemessene Bedeutung eingeräumt, so dass „eine enorme ‚Hemmschwelle‘ für einen gleichsam probeweisen und offenen Übergang zum Christentum beseitigt war“ (S. 73). Konstantin setzte im Konflikt mit Maxentius nun auf den Christengott und vollzog nach seinem Erfolg konsequent die Abkehr vom Heidentum. Dass sich in offiziellen Zeugnissen wie der Münzprägung auch danach noch heidnische Symbole (*Sol Invictus*) finden, hat nach Girardet nichts mit der persönlichen Überzeugung des Kaisers zu tun, sondern ist als Zeugnis seines „politischen Instinkt[s] und [...] politischen Fingerspitzengefühl[s]“ zu werten (S. 80).<sup>7</sup>

Girardet stellt sich dezidiert gegen die Auffassung, Konstantin habe sich dem Christentum zugewandt, da die Christen bereits eine maßgebliche Rolle als potentielle Anhänger hätten spielen können: Nicht nur schätzt Girardet die Gesamtzahl der Christen im Reich am Beginn des 4. Jh. nicht übermäßig hoch ein, sondern er betont zu Recht, dass es in den Führungsschichten in Verwaltung und Militär, denen ja entscheidende Bedeutung für die Herrschaft zukam, viel zu wenige Christen gab, als dass diese Überlegung für Konstantin hätte ausschlaggebend sein können. Die Frage nach den Gründen für die Motive der persönlichen *conversio* muss nach Girardet letztlich offen bleiben.

6 So bereits J. Straub: Konstantins Verzicht auf den Gang zum Kapitol, *Historia* 4, 1955, S. 297–313, wieder abgedruckt in: Ders.: *Regeneratio Imperii. Aufsätze über Roms Kaisertum und Reich im Spiegel der heidnischen und christlichen Publizistik*, Bd. 1. Darmstadt 1972, S. 100–118; ebenso Ders.: *Vom Herrscherideal in der Spätantike*. 2. Auflage, Darmstadt 1964 (1. Auflage Stuttgart 1939 [Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte, Bd. 18]), S. 98 und 194.

7 Nach M. Clauss, *Konstantin der Große und seine Zeit*, München 1996, S. 40f., trug der Sonnengott zudem viele Züge, die für Konstantin leicht christlich umzudeuten waren.

Doch welche Konsequenzen hatte die von Konstantin proklamierte *renovatio imperii*, also die Religionspolitik im Staat? Unmittelbare Folgen, das heißt noch am Beginn des 4. Jahrhunderts, dürfte es im politischen Bereich, vor allem in der Regierungspraxis, nicht gegeben haben, hingegen sind die Veränderungen in der Mentalität greifbar. Auch für die Christen selbst war der Wandel in ihrem Selbstverständnis wie in ihrer Organisationsstruktur und sozialen Zusammensetzung deutlich greifbar. Aus der Rolle des Princeps als *pontifex maximus* heraus ergab sich zwangsläufig, dass Konstantin es als seine Aufgabe ansehen musste, für eine regelrechte Ausübung der Kulte, auch des christlichen, zu sorgen, um so die *pax deorum* aufrechtzuerhalten, die für die *salus imperii* von zentraler Bedeutung war. Durch die Legalisierung der christlichen Gemeinden als *corpora* des *ius publicum* wurden diese folgerichtig dem Kaiser unterstellt. Aus dieser durchaus noch heidnischen Tradition heraus verstand Konstantin es als seine Pflicht, in innerchristliche Konflikte einzugreifen, sollte das Reich keinen Schaden nehmen.

Doch für Girardet wandte sich Konstantin bereits 311/312 auch klar vom Polytheismus ab und dem Monotheismus zu. So interpretiert er den Brief des Kaisers an den afrikanischen Proconsul Anullinus von 313<sup>8</sup> dahingehend, dass Konstantin seinen Sieg an der Milvischen Brücke eindeutig dem Christengott zugeschrieben bzw. in der Niederlage des Maxentius die Wirkungslosigkeit der heidnischen Götter zu erkennen geglaubt habe. Den mit Licinius in Mailand 313 ausgehandelten Kompromiss der Toleranz gegenüber allen Religionen sieht Girardet als „kleinsten gemeinsamen Nenner“ (S. 104) zwischen den beiden Herrschern. Konstantin habe sich nicht mit seiner weiterreichenden Konzeption durchsetzen können (im westlichen Reichsteil wurde der christliche Klerus bereits privilegiert durch Immunität und Finanzhilfen), sich zu diesem Zeitpunkt aber schon eine monotheistisch-universalistische Grundhaltung des Christentums zu Eigen gemacht.

Aus dieser Haltung heraus war eigentlich keine Toleranz in Religionsfragen mehr möglich,<sup>9</sup> vielmehr musste Konstantin zwangsläufig den christlichen Missionsgedanken aufnehmen, wobei dieser sich mit der traditionellen Aufgabe des Kaisers, zum Wohle des Reiches die korrekte Religionsausübung zu garantieren, verbinden konnte. Die Duldung anderer Bekenntnisse hing damit nur noch von ordnungspolitischen Überlegungen ab und konnte bei einer Veränderung der politischen Situation wegfallen. Konstantins Haltung gegenüber dem Judentum verdeutlicht diese Problematik: Der Kaiser hielt an der bisherigen Praxis

8 Euseb., Hist. eccl. 10, 7, 1 = von Soden (siehe Anm. 1), Nr. 9. Clauss (siehe Anm. 7), S. 99, hingegen nimmt an, dass die Abkehr von den heidnischen Göttern erst nach dem Sieg über Licinius 324 n. Chr. erfolgte.

9 Zu Recht zeigt Girardet, S. 114, auf, dass unser Toleranzbegriff ohnehin durch Aufklärung und Säkularisierung geprägt ist und damit nicht antikem Denken entsprechen kann.

fest, die jüdische Religion als *religio licita* zu behandeln, versuchte aber, zum Teil unter Verwendung einer sehr aggressiven Wortwahl, Konversionen vom Christentum zum Judentum zu unterbinden. Auch die paganen Religionen erlebten keine direkte Unterdrückung, wobei sich Konstantin damit bewusst von der Verfolgungspolitik seiner heidnischen Vorgänger abgrenzen wollte, wurden aber zum Teil verbal diskriminiert und erfuhren Verbote einzelner paganer Praktiken, die sich als unmoralisch oder politisch gefährlich denunzieren ließen. Das in der Forschung oft diskutierte generelle Opferverbot lässt sich hingegen nicht belegen. Auch die Armee und die Reichsverwaltung erlebten keine rasche Christianisierung, wie prosopographische Studien zeigen. Hingegen konnte Konstantin nicht tolerieren, dass es innerhalb des Christentums Spaltungen gab (Donatistenstreit, Arianischer Streit): In der Wahrnehmung seiner Aufgabe für das Wohlergehen des Reiches musste er als Kaiser auf eine einheitliche Verehrung des christlichen Gottes hinarbeiten und wurde so zum obersten Richter in Fragen des Glaubens und Kultes.

Insgesamt ergibt sich bei Girardet so das Bild eines Kaisers, der ab 311/312 innerlich die Abkehr vom Polytheismus vollzogen und sich ganz der universalistischen monotheistischen Religion des Christentums zugewandt hatte. Angesichts einer nach wie vor mehrheitlich paganen Umwelt, zumal im Bereich der Verwaltung und des Heeres, konnte er allerdings nicht unmittelbar an ein direktes Zurückdrängen des Heidentums gehen, sondern duldete andere Religionen vorläufig. Die tiefe Überzeugung, als Kaiser Garant der *pax deorum* zu sein, musste zwangsläufig dazu führen, dass Konstantin in innerchristliche Konflikte stark eingriff.

Girardets Darstellung zeichnet sich durch eine meist gut nachvollziehbare und stringente Interpretation der Quellen aus und legt eine klar formulierte These zur Konstantinischen Wende vor. Dass diese nicht unumstritten bleiben konnte, liegt auf der Hand: Elisabeth Hermann-Otto zeigt in einem kurzen Forschungsüberblick die kontroversen Diskussionen auf und charakterisiert den Gang der bisherigen Konstantinforschung als mäandrierend: „Einmal steht mehr der Machtmensch und Politiker, einmal der Gott Suchende und aus einem religiösen Sendungsbewusstsein heraus Handelnde im Vordergrund, je nach Interpretation der widersprüchlichen Quellen.“<sup>10</sup> Martin Wallraff beispielsweise empfiehlt, die Hinwendung des Kaisers zum Christentum stärker aus dem Vergleich mit anderen spätantiken Religionen mit monotheistischen Tendenzen zu erklären, und vertritt die Auffassung, dass Konstantin den Ausschließlichkeitsanspruch des Christentums nicht erkannt habe.<sup>11</sup> In dieser nach wie vor

10 E. Hermann-Otto: Konstantin der Große. Darmstadt 2007 (Gestalten der Antike), S. 42–48, hier S. 47.

11 M. Wallraff: Christus Verus Sol. Sonnenverehrung und Christentum in der Spätantike. Münster 2001 (Jahrbuch für Antike und Christentum, Ergänzungsband 32), S. 126–137.

intensiven Diskussion um die Hintergründe und Folgen von Konstantins Konversion stellt Girardets Aufsatz einen anregenden und zentralen Beitrag dar.

Christian Körner, Bern  
[christian.koerner@hist.unibe.ch](mailto:christian.koerner@hist.unibe.ch)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

Martin Zimmermann (Hrsg.): *Extreme Formen von Gewalt in Bild und Text des Altertums*. München: Utz Verlag 2009 (Münchner Studien zur Alten Welt Bd. 5). 350 S., 50 Abb. Euro 39.00. ISBN 978-3-8316-0853-9.

Gewalt ist ein in den letzten Jahren in starkem Maße Aufmerksamkeit heischendes Thema der Altertumswissenschaften. Sprechendes Zeugnis dafür bilden die zahlreichen Kolloquien, die sich unlängst dieser Thematik annahmen.<sup>1</sup> Auf eines davon, das im Sommer 2003 an der LMU München stattfand, geht der vorliegende Band zurück. Der Herausgeber sieht dabei das Charakteristikum des Bandes im Hinblick auf die anderen Kolloquien explizit darin, dass diese entweder „thematisch weiter gefaßt oder in ihrem zeitlichen Fokus wesentlich enger“ (5) seien. Der Band versammelt elf Aufsätze, die einen zeitlichen Bogen vom Alten Ägypten bis hin zur Spätantike spannen, dabei aber auch den Alten Orient mit in den Blick nehmen. Als übergeordnete Fragen lassen sich erkennen: Welche Rückschlüsse lassen die in den schriftlichen und bildlichen Zeugnissen dargestellte Gewalt auf die vorherrschende Einstellung zur Gewalt zu? Welche Verbindungen zwischen den Darstellungen und der vermeintlich realen Gewalt des jeweiligen Kultur- und Zeitraums lassen sich ziehen? Und: Welche Funktionen hatten die Darstellung extremer Gewalt in Bild und Text?

Einleitend bietet Martin Zimmermann, „Zur Deutung von Gewaltdarstellungen“, (S. 7–45) einen profunden Überblick zur Gewaltproblematik und zieht damit den Rahmen des Bandes. Unter Berücksichtigung aktueller soziologischer Ansätze plädiert er für eine Auseinandersetzung mit Gewaltdarstellungen in antiken Texten und Bildern unter Ausschluss der Annahme, die gesamte Antike sei im Kontrast etwa zur Neuzeit und Moderne besonders gewalttätig gewesen. Die aktuelle Gewaltsoziologie mit ihren Methoden und Debatten, so Zimmermann richtig, könne aber bei dieser Auseinandersetzung nur marginal von Nutzen sein. Neben bereits etablierten Forschungsfeldern – etwa Ursachen und Motive staatlich ausgeübter Gewalt, die Gewalt auf der Straße, das Verhältnis von „Wirklichkeitsbezug und Fiktion“ (39) sowie die Funktion der Gewaltdarstellung im historischen Kontext – sieht Zimmermann einen Ansatzpunkt in den Forschungen zur Körpererfahrung und Körperlichkeit in der Antike. Daran werde deutlich, dass Gewalt vorrangig als ein historisches Phänomen zu begreifen sei, dem man nur mittels eines kulturhistorischen Zugriffs gerecht

1 J.-M. Bertrand (Hrsg.): *La violence dans les mondes grec et romain*. Paris 2005; G. Fischer; S. Moraw (Hrsgg.): *Die andere Seite der Klassik. Gewalt im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr.* Stuttgart 2005; H. Drake (Hrsg.): *Violence in Late Antiquity. Perceptions and Practices*. Aldershot 2006; B. Seidensticker, M. Vöhler (Hrsg.): *Gewalt und Ästhetik: Zur Gewalt und ihrer Darstellung in der griechischen Klassik*. Berlin 2006; J. Styka (Hrsg.): *Violence and Aggression in the Ancient World*. Krakau 2006.

werden könne. Völlig zu Recht geht Zimmermann daher davon aus, dass es „historische Formen von physischer Gewaltpraxis“ (39) gibt. Gleiches gelte auch für deren mediale Repräsentation, welche „nie eine bloße Abbildung eines Geschehens, sondern [...] immer ein mit weiteren Konnotationen angereichertes Narrativ“ (40) darstelle. Mit bestimmten Konventionen, Motiven und Topoi sei daher immer zu rechnen, was insbesondere auf die Darstellungen extremer Gewalt zutrefte, welche den Akzeptanzrahmen von Gewalt durch Überschreitung bestimmter Grenzen deutlich mache. Durch sein abschließendes Fazit, mit welchen Grundannahmen antike Gewaltdarstellungen zu interpretieren seien – sie beziehen sich auf reale Gewalt, unter Nutzung von Motiven und Topoi, die wiederum von den Rezipienten verstanden werden konnten – bietet Zimmermann eine gute Ausgangslage für eine weitere Erforschung der Gewalt in der Antike.

Renate Müller-Wollermann untersucht im Anschluss „Symbolische Gewalt im Alten Ägypten“ (S. 47–64). Etwas befremdlich wirkt es, wenn ihr, nach den programmatischen Ansätzen von Zimmermann, die Behandlung von Gewalt generell fernliegt. Unter Zuhilfenahme Bourdieus zielt sie auf die symbolische Gewalt ab. Was aber nun unter symbolischer Gewalt zu verstehen sei, und wie von realer zu unterscheiden, erläutert sie äußerst knapp: Sie versteht darunter Darstellungen, die „den Erfahrungen der Alltagswelt“ (48) widersprechen bzw. „den Realitätscharakter widerlegen“ (48). Anhand von bildlichen Darstellungen wie dem viel verbreiteten „Erschlagen der Feinde“ einerseits, welche die potentielle Macht des Pharaos symbolisierten, sowie Schlachtenreliefs andererseits, die vorrangig der Legitimation des Pharaos gedient hätten, arbeitet die Autorin heraus, dass diese Darstellungen keinen direkten Bezug zu realen Ereignissen und Vorgänge herstellten, sondern als topisch geformt zu verstehen seien: Verschleierung der Kräfteverhältnisse und Idealisierung der Vergangenheit zeichneten sie aus. Ganz in diesem Sinne seien auch die Textquellen, wie Inschriften (Königseulogien) und Ritualtexte (Ächtungstexte), zu verstehen, die im Unterschied zu den Bildern auf einen inneren Diskurs zielten. Texte wie Bilder seien daher „unter das Thema ‚Feindvernichtung‘ zu subsumieren“ (64). In ihren Schlussüberlegungen verwirft sie auf nicht ganz nachvollziehbare Weise den Gedanken, symbolische Gewalt könne reale verhindern helfen, und favorisiert stattdessen, dass in Ägypten erfolgreiche reale Gewalt symbolische zu generieren scheine. Sie begründet ihre Entscheidung damit, dass alle Zeugnisse aus einer Zeit der Stärke des Reiches stammten. Dass ein hoher Grad an Stärke allerdings keineswegs zwangsläufig zu einem Mehr an Gewalt führen muss, übersieht sie dabei; genauso gut ließe sich auch das Gegenteil annehmen, weshalb dann symbolische eben doch reale Gewalt verhindern könnte.

Andreas Fuchs geht der Frage nach: „Waren die Assyrer grausam?“ (S. 65–119), und bezieht sich dabei auf die vorherrschende Meinung über die Gepflogenheiten der Assyrer in der Zeit vom 10. bis 7. Jh. v. Chr. Sein Fokus

liegt dabei nicht auf den Kriegshandlungen, die immer schon gewalttätig seien, sondern auf dem Umgang mit bereits besiegten, wehrlosen Feinden im Zeitraum der Herrschaft der Könige Assurnasirpal II. (883–859) und Assurbanipal (669–631), die als besonders grausam gelten. Da keineswegs alle Arten der Gewalt und Grausamkeit (Vergewaltigungen; Gewalt von Feinden an Assyriern) überliefert wurden, seien die Fragen von hohem Interesse, weshalb und wozu gerade bestimmte Gewalttaten – das Pfählen, Schinden und Enthaupten, das „Verbrennen, Herausreißen des Herzens, das Ausdärmen und das Zerstückeln“ sowie das „Blenden, Abschneiden von Händen und Füßen, Lippen und Nase [...] das Herausreißen der Zunge“ (73) – in solch detaillierter Weise verewigt wurden. Er kommt zu dem Schluss, dass die politische Nützlichkeit das Kriterium für die Darstellung von Grausamkeiten bildete: Die Feinde sollten in ihrer Bedeutungs- und Schutzlosigkeit gezeigt werden, rebellierende Untertanen als abschreckendes Exempel für andere dienen. Die insgesamt positive Konnotation der Schilderungen, die heutige Leser befremde, sieht Fuchs auf plausible Weise aus dem assyrischen Verständnis von Herrschaft resultieren, in dem die Erniedrigung der Gegner dazu diene, den Status des Königs zu erhöhen und seinen Allmachtsanspruch zu untermauern. Die Annahme, dass die Untertanen dieser Vorgehensweise prinzipiell zustimmten, liegt dann nahe. Fuchs' Abschlussgedanken, dass die Assyrer aus heutiger Warte zwar tatsächlich als grausam bezeichnet werden könnten, jedoch die Zeitgenossen wahrscheinlich ganz anders geurteilt hätten, lässt die historische Wandelbarkeit von Wertmaßstäben platisch hervortreten.

In dem Aufsatz „Grausame Hinrichtungen – friedliche Bilder. Zum Verhältnis der politischen Realität zu den Darstellungsszenarien der achämenidischen Kunst“ (S. 121–153) untersucht Bruno Jacobs drei Formen der Exekution bei den Persern näher mit dem Ziel, diese ins Verhältnis zu setzen zu den auffällig friedlichen Bildern ihrer Kultur. Es handelt sich um: In-den-Trog-setzen, Pfählen und In-die-Asche-setzen. Dabei findet sich einzig das Pfählen in den achämenidischen Quellen selbst erwähnt; die beiden anderen sind nur in griechischen, für Jacobs aber glaubwürdigen Quellen überliefert. Das In-den-Trog-setzen nun sei von „ausgesuchter Grausamkeit“ (126) – der Delinquent verweste am lebendigen Leibe –, das Pfählen hingegen wegen des langen Todeskampfes die „effektivste Hinrichtungsart“ (134) gewesen. In-die-Asche-werfen schließlich, obwohl darüber vieles im Dunkeln bleibt, sei wahrscheinlich die Strafe für Illoyalität und kaum maßvoll gewesen: Kalte Asche, so Jacobs' Vermutung, habe das Bronchialsystem verstopft und so zu einem qualvollen Erstickungstod geführt. Den bemerkenswerten Gegensatz nun, in dem diese Hinrichtungsformen zu den friedlichen und harmonischen Reliefs der Königsresidenzen stehen, die das Bild von den Persern bis heute nachhaltig prägen, erklärt sich Jacobs durch die Eigenheit der achämenidischen Kunst, „jegliche Art dramatischer Darstellung“ (150) zu vermeiden. Die Meinung aber, diese

Reliefs zeigten ein „Bild vom neuen Ethos“ (151), sei dringend zu korrigieren. Das Verhalten der Perser, so Jacobs eindringlich, stehe „völlig in altorientalischer Tradition“ (152). Letztlich unangesprochen, aber auch im Rahmen des Aufsatzes wohl kaum möglich, bleibt der widersprüchliche Befund, dass die Assyrer in ihren bildlichen Darstellungen auf extreme Gewalt setzten, während ihre historischen und geographischen Nachbarn, die Achämeniden, die doch fest in der Tradition gestanden hätten, gänzlich darauf verzichteten.

In seinem zweiten Beitrag „Extreme Formen physischer Gewalt in der antiken Überlieferung“ (S. 155–192) unternimmt Martin Zimmermann den erhellenden Versuch, Regeln für die Interpretation extremer Gewaltdarstellungen in den antiken Quellen aufzustellen. Dazu setzt er zwei Prämissen: Die Gewalt werde mittels etablierter Darstellungstopoi geschildert; und beim Hörer und Leser solle damit ein Gefühl des Abscheus erzeugt werden. Weil eine genaue Rekonstruktion sich daher nur selten bewerkstelligen lasse, sei die Bewertung durch den Leser der Schlüssel, „um zu verstehen, welche weitergehenden Inhalte mit diesen Horrorgemälden kommuniziert und welche Ziele eigentlich verfolgt worden sind“ (161). Von Herodot und Thukydides über Polybios und den Hellenismus bis hin zur römischen Kaiserzeit verfolgt Zimmermann die Art und Weise, in der Gewalt geschildert wird und kommt zu dem überzeugenden Schluss, dass die Affekterregung, ob nun affirmativ oder ablehnend, und mit ihr die politischen Implikationen der Darstellungen stets im Fokus der Autoren gestanden hätten. Seine Annahmen, dass sie dabei Assoziationen und Vorkenntnisse der Rezipienten mitbedachten und dass sich die Zeitgenossen über die oftmals fiktive Natur der Schilderungen bewusst gewesen seien, sind dann nur konsequent. Der nunmehr paradoxen Situation – detaillierte, aber ideologisch verklärte Gewaltschilderungen, welche aber die „wirklichen Morde, Vergewaltigungen und Folterexzesse“ (190) verschleierten – begegnet Zimmermann, indem er das Anliegen der Gewaltforschung darin sieht, einen Schlüssel zu liefern, mit dem sich „zeitgenössische Einschätzungen“ und vor allem auch „politische Auseinandersetzungen“ (192) offenlegen ließen. Zimmermanns These, die Autoren hätten, unter Rückgriff auf bekannte literarische Topoi, die auf Affekterregung und Wirkung zielten, also durch eine „kalkulierte Rezeption“ (191), die Gewaltschilderungen bewusst für eine politische Deutungen eingesetzt, ist letztlich hoch interessant. Für weitere Überlegungen bildet sie einen guten Ausgangspunkt. Nur in einem vermag man so nicht zu folgen: dass nämlich die extremen Gewaltdarstellungen immer auf Abscheu beim Rezipienten zielen. Dazu braucht man nur an die Epen Homers und die Assyrer zu denken. Außerdem legt sich Zimmermann, der in der Bewertung durch den Leser doch den Schlüssel zur Interpretation sieht, damit bereits auf einen Schlüssel fest, wo man wahrscheinlich auf einen ganzen Schlüsselbund zurückgreifen könnte.

Susanne Muth, „Zur historischen Interpretation medialer Gewalt“ (S. 193–229), geht der speziellen Frage nach, welche Rückschlüsse die athenischen Va-

senmalereien des späten 6. und frühen 5. Jh. v. Chr. auf jene Zeit zulassen, und versucht dabei generell die Frage zu beantworten, wie mediale Gewalt und Ereignisgeschichte zusammenhängen. Ausgehend von der Beobachtung, dass Gewalt in den Medien für uns „ein naheliegender Spiegel für reale Erfahrungen der Zeitgenossen“ (193) sei, konstatiert sie verschiedene Spielarten, deren Spektrum sie anhand der beiden Pole aufzeigt: Die Gewalt werde entweder „affirmativ thematisiert oder aber radikal ausgeblendet“ (196). Auf die athenischen Vasenmalereien angewandt, zeige sich „eine extreme Affinität zu aggressiven und gewalthaften Szenen“ (197). Die Annahme aber, dass diese Darstellungen die Perserkriege widerspiegeln, sei allein durch den Entwicklungskontext der Gewaltikonographie höchst unwahrscheinlich. Bereits zwischen 530/20, so Muth, seien die Vasenbilder in ihrem Themenkreis erweitert, in ihren Darstellungen verschärft und durch „neue Pathosformeln angereichert“ (206) worden. Um 500 hätten die Vasenbilder die Spitze erreicht: Sie versanken „im Rausch der Gewalt und Aggression“ (219). Das „Ideal der Überlegenheit“ (222) mittels von Gewaltdarstellungen zu verbildlichen: Darin sieht Muth dann auf einleuchtende Weise die Ursache dieser Entwicklung. Ihre Deutung dessen als einer „zunehmende Sorge [des Adels] um das eigene Ansehen und die eigene Vorrangstellung, basierend auf Stärke und Überlegenheit“ (224), sieht sie selbst als keinesfalls zwingend an. Wohingegen sie aber als dadurch gesichert konstatiert, dass die Jahre 530/20 für den gesellschaftlichen Diskurs entscheidender gewesen seien als die Perserkriege selbst. Letztlich steht und fällt ihre Argumentation aber mit einer gesicherten Datenbasis bezüglich der Funde, der Datierung und der Auswahl. Die Vorlage einer solchen hätte dem interessanten und innovativen Aufsatz eine höhere Überzeugungskraft verliehen.<sup>2</sup>

Felix Pirson, „Zur Funktion extremer Gewalt in Kampfdarstellungen der hellenistischen Sepulkralkunst Etruriens“ (S. 231–256), untersucht die Grabkunst (nur die Keltomachien und verwandte Kampfszenen) der Etrusker des 3. und 2. Jh. v. Chr. auf ihre „inhaltliche Funktion“ (235), wobei er unter extremer Gewalt unnötiges Quälen und Erniedrigung versteht. Dabei verzichtet er, neben „Rückschlüsse[n] auf die Mentalität der etruskischen Gesellschaft“ (237), auf eine kontextbezogene Interpretation, die er selbst zuvor als erforderlich erachtet hatte, ohne dies weiter zu erläutern und nur, indem er auf eine abgeänderte, in einem anderen Band veröffentlichte Version seines Vortrages verweist.<sup>3</sup> Nach einem Überblick über die Entwicklung der bildlich dargestellten Keltomachien kommt Pirson zu einer Gruppe von Urnenreliefs des 3. Jh.,

2 Hier sei aber auf ihre Habilitationsschrift hingewiesen, aus der dieser Aufsatz hervorgegangen ist: S. Muth: *Gewalt im Bild. Das Phänomen der medialen Gewalt im Athen des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr.* Berlin 2008.

3 Vgl. Ders.: *Sakrileg und Strafe: Gewalt gegen Kelten in der etruskischen Kunst.* In: J.-M. Bertrand (Hrsg.): *La violence dans les mondes grec et romain.* Paris 2005, S. 163–194.

auf denen die „Wehrlosigkeit der Unterlegenen plakativ“ (242) zu erkennen sei: Ein Reiter attackiert einen rücklings fallenden oder gar kauernden Gegner mit einer Lanze, wobei die „Überlegenheit des Reiters und Passivität des Unterlegenen“ (244) äußerst deutlich werde. Richtig betont Pirson, dass allein formale Kriterien (Anordnung und Auswahl der Figuren) bei der Interpretation solcher Darstellungen zu kurz griffen; ebenso sei auf die inhaltlichen Motive (Überlegenheit, Kraft, Macht) zu achten, wie auf die Wirkung auf den Betrachter. Als Funktion der Darstellungen sieht Pirson das Zeigen „uneingeschränkter Verletzungsmacht des Siegers über den Besiegten“ (248). Als weiterer Aspekt komme bei einigen Darstellungen die sexuelle Erniedrigung hinzu, die eine „Dominanz des Siegers“ (252) noch stärker, hin zu einer „nahezu totalen Verfügungsgewalt“ (255) herausstellen sollten. Letztlich bleibt, trotz der plausiblen These zur Funktion der Reliefabbildungen, ein verhaltener Eindruck, was hauptsächlich der eingangs so rätselhaft explizierten Vorgehensweise geschuldet ist, aber auch dem Umstand, dass hier bereits Vorgetragenes wiederverwertet wird.

Martin Hose widmet sich in seinem aufschlussreichen und konstruktiven Beitrag dem „Sadismus in hellenistischer Dichtung“ (S. 257–273). Seinen Ansatz bildet die Frage: „ob und wie man mit einer modernen Kategorie antikes Material analysieren kann“ (257). In einem ersten Schritt bezieht sich Hose auf Stellen in antiken Quellen, die gemeinhin mit Sadismus verbunden werden, um glaubhaft zu betonen, dass diese sich gar nicht mit dieser Kategorie greifen ließen: Ein Lustgewinn bzw. „ein ‚lustvolles Erleben‘ des Schmerzes“ (260) sei darin nicht zu erkennen. Indem er in einem zweiten Schritt das Traumbuch Artemidors (2. Jh. n. Chr.) untersucht, kommt er zu dem Schluss, dass in den antiken Quellen die „Verhaltenskonfiguration ‚Sadismus‘ [...] außerhalb des Bereichs der Sexualität“ (262) zu suchen sei. In der Ilias und bei Herodot wird Hose schnell fündig: Entscheidend sei nicht die sexuelle Konnotation, sondern das „Herr-Sklave-Verhältnis“ (265). Und ähnliches kann er auch anhand zweier Mimiamben des Herodas aufzeigen. In ihnen (Nr. 3 und 5) werden „Strafexzesse der Frau beschrieben“ (273), einmal am Sohn, ein andermal am Lieblingssklaven, die sich an den Bereich der Sexualität (insbesondere Nr. 5) annäherten.

Dirk Rohmann, „Tyrannen und Märtyrer: Seneca und das Gewaltkonzept in der Literatur des ersten Jahrhunderts n. Chr.“ (S. 275–294),<sup>4</sup> verfolgt das Ziel, die Funktion der Gewaltdarstellungen bei Seneca und den Geschichtsschreibern zu untersuchen. Anhand von Senecas *De ira* und *De clementia* arbeitet Rohmann heraus, „dass die innere Einstellung und Motivation des Täters das allein ausschlaggebende Kriterium für die Legitimation von Gewalt ist“ (280). Konkret heißt das: Grausam „konnte nur sein, wer außerhalb der eigenen Gruppe stand“ (281), also Barbaren, Tyrannen sowie politische und militärische Gegner. Senecas Schriften lassen sich somit als „frühestes Zeug-

4 Dazu auch: D. Rohmann: Gewalt und politischer Wandel im 1. Jahrhundert n. Chr. München 2006.

nis einer Form der politischen Auseinandersetzung“ (283) erkennen. In diesem Sinne seien auch Tacitus' und Suetons Schriften hinsichtlich der Tyrannentopik und der Taten der Kaiser als „Ausdruck einer politischen Tendenz“ (283) zu verstehen. Zwei systematische Punkte des Topischen und Fiktionalen in der Geschichtsschreibung erkennt Rohmann: Der Rezipientenkreis – Gewalt wird einzig an stadtrömischen Senatoren verübt – werde eindeutig bestimmt; die innere Haltung des Täters werde ausschlaggebend für die Bewertung der Tat. Da diese innere Einstellung freilich nie mit Sicherheit beurteilt werden kann, stellt Rohmann sie verständlicherweise unter den Verdacht, „tendenziöse Erfindung zu sein“ (291). Aber nicht nur im dargestellten Verhältnis zwischen Senat und Kaiser sieht Rohmann diese Tendenz, sondern auch in dem zwischen Nichtrömern bzw. Sklaven und der Oberschicht. Insgesamt sei daher von „vielschichtigen semantischen Codierungen“ (293) auszugehen, die ein Spannungsfeld zwischen geschichtlichen Ereignissen und politischer Interpretation erzeugten. Eine „Chronik der Gewalt“ (294) sieht Rohmann abschließend in Rom nicht, und man fragt sich, ob er damit nicht die reale Gewalt, die doch oft unter der fiktionalen und topischen verborgen liegt, zu gering gewichtet.

Ulrich Huttner, „Sterben wie ein Philosoph. Zur Inszenierung des Todes in der Antike“ (S. 295–320), behandelt die Stilisierung des Selbstmordes, und bewegt sich damit über den thematischen Rahmen des Bandes hinaus, weil nicht auf die Gewalt selbst, sondern auf eine bestimmte Einstellung zum Tod fokussiert wird. In Sokrates sieht Huttner das Paradigma: „Der *καλὸς θάνατος*, der edle Tod des Sokrates gerann zum Muster für die nachfolgenden Generationen bis weit in die Spätantike hinein“ (300). Die Anwesenheit von Freunden, der zwar oktroyierte, letztlich aber freiwillige Tod, das Sterben in tiefer Gelassenheit: Hierin erkennt er die Elemente dieses Musters. Daran angelehnt hätten sich etwa Cato d. J., Seneca oder Kaiser Julian. Und wenngleich mit dem Christengott als Leitbild, so hätten sich ebenfalls die Christen der Inszenierung des Todes angenommen, „so daß der Philosoph geradezu zum Brückenpfeiler zwischen den beiden Ideenwelten stilisiert werden konnte“ (305). Deutlich seien aber auch die Gegenreaktionen zu vernehmen, etwa bei Martial, Lukian bis zu den römischen Juristen des 3. Jh. n. Chr. Der Tod, so Huttner abschließend, sei also regelrecht „in Szene gesetzt“ und „auf ein Publikum abgestimmt“ (314) worden, um den eigenen Ruhm weiterzutragen. All dies habe in einem Kontext stattgefunden, in dem die Sicht vom Tod als „Summe des Lebens“ (315) zusammen mit dem Leitbild des Philosophen in der Ethik kombiniert worden seien. Als einleuchtendes, aber nicht neuartiges Fazit stellt Huttner heraus, dass diese Sterbeszenen zwar keinesfalls reelle Abbilder seien, aber doch Zeugnis für eine bestimmte Mentalität ablegten.

Jens-Uwe Krause geht im letzten Beitrag „Staatliche Gewalt in der Spätantike: Hinrichtungen“ (S. 321–350), dem einzigen, der sich explizit der Spätantike widmet, von der *communis opinio* der Forschung aus, dass sich die Todes-

strafe seit dem 2. Jh. n. Chr. auf immer geringere Vergehen erstreckte, dass sich die Formen der Todesstrafe für Freie, insbesondere für die Unterschichten, verschärft hätten und dass es generell zu einer „Zunahme der Gewaltbereitschaft in der spätantiken Gesellschaft“ (322) gekommen sei. Insbesondere zwei Thesen beurteilt er als unhaltbar: dass die Hinrichtungen immer grausamer geworden seien und dass sie kontinuierlich zugenommen hätten. Obgleich nämlich der offensichtlichen Verschärfung des Strafrechts im 2. und 3. Jh. n. Chr., betont Krause zum ersten Punkt den oft übersehenen „gegenläufige[n] Trend“ (322) in der Strafpraxis. So habe die Zahl der Kreuzigungen und der Verurteilungen zum Tode durch wilde Tiere stark abgenommen: *ad bestias* war 325 n. Chr., die Kreuzigung im Laufe des 4. Jh. n. Chr. untersagt und durch Zwangsarbeit ersetzt worden. Krause beobachtet in der beginnenden Spätantike somit eine „Normalisierung der Hinrichtungsformen“ (328) und gerade keine Tendenz zur Grausamkeit: Tod durch Enthauptung als Normalfall, daneben wenige Verbrennungen. Und in gleichem Maße nennt Krause auch die Annahme verfehlt, die Zahl der Hinrichtungen hätte stetig zugenommen. Als Indizien dagegen sieht er einerseits den abschreckenden Zweck der Todesstrafe, der nur für einen kleinen Teil der Delinquenten die volle Strafe erforderlich machte, und andererseits den Mangel „eines großen Polizeiapparates und einer reibungslos funktionierenden Justiz“ (330), der Ahndung nur selektiv ermöglichte. Insbesondere aber das Wirken der christlichen Autoren sei in dieser Hinsicht nicht zu unterschätzen gewesen. Diese hätten eine allmähliche Diskreditierung der Todesstrafe in der öffentlichen Meinung bewirkt und dadurch auch das Verhalten der jeweiligen Statthalter stark beeinflusst: Entstanden sei das „Ideal einer unblutigen Statthalterschaft“ (341), durch Amnestien und Milde klafften „Gesetzgebung und Strafpraxis [...] auseinander“ (342). Krauses Beitrag bietet letztlich eine wichtige Einsicht: dass nämlich, wengleich man seine Deutung von einer gewaltärmeren und insgesamt positiveren Spätantike überzogen finden mag, die normativen Quellen, einzig herangezogen, gerade in strafrechtlicher Hinsicht ein schiefes, teils sogar falsches Bild der „sozialen Realitäten der Spätantike“ (344) liefern.

Im Ganzen hinterlässt der Band einen überaus positiven Eindruck. Das mag vor allem daran liegen, dass er es fertigbringt, einerseits durch sein breites thematisches Spektrum eine bereichernde Methodenpluralität aufzuzeigen, andererseits aber auch, insbesondere durch die systematisierenden und übergreifenden Beiträge von Mcartin Zimmermann, für einen erkennbaren Rahmen und solides Fundament zu sorgen. Für die weitere Gewaltforschung in den Altertumswissenschaften bietet er somit eine ganze Reihe von wertvollen Anknüpfungspunkten. Monieren ließe sich freilich, dass einige Beiträge den thematischen Fokus auf extreme Gewalt ganz verfehlen. Dem Titel des Bandes eignet dann eine eigentümliche Exaltiertheit, die sich leicht hätte vermeiden lassen. Ärgerlicher ist in dieser Hinsicht aber die Drucklegung, für die man

sich eine größere Sorgfalt gewünscht hätte: fehlerhafte griechische Umschriften („mimhthv“, „ajgwnisthv“ (175)), die Fußnotennummern erscheinen sehr häufig im Fließtext. Störend ist auch die uneinheitliche Handhabung der Literaturverzeichnisse, welche nur zwei Beiträge – Fuchs und Krause – aufweisen. Allen diesen kleinen, meist formalen Mängeln aber zum Trotz: Dem eingangs formulierten Anliegen, nämlich das „Spannungsfeld von realer Gewalt, ihrer Umformung in Bild und Text sowie der Kommunikation zwischen den Zeitgenossen“ und damit „die kulturhistorischen Eigenarten der antiken Kulturen“ (45) zu verdeutlichen, wird der Band gerecht.

Uwe Herrmann, Erfurt  
[her.u@web.de](mailto:her.u@web.de)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

U. Brandl, M. Vasić (Hrsgg.): Roms Erbe auf dem Balkan. Spätantike Kaiservillen und Stadtanlagen in Serbien. Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 2007. 135 S. zahlr. Abb. EUR 24.90. ISBN 978-3-8053-3760-1.

Die Balkanregion war im 3. Jahrhundert und in der Spätantike Heimat einer Reihe von Kaisern, die maßgeblich am Wandel von der Hohen Kaiserzeit zur Spätantike beteiligt waren, so der sogenannten Illyrischen Kaiser (Claudius II., Aurelian, Probus),<sup>1</sup> aber auch der Tetrarchen wie Diokletian und Galerius. Die architektonischen Hinterlassenschaften einiger dieser Herrscher im heutigen Staat Serbien sind hingegen einer breiteren Öffentlichkeit im deutschsprachigen Raum weitgehend unbekannt. Dieser Band stellt nun die wichtigsten spätantiken archäologischen Zeugnisse der Region vor. Dabei werden auch neuere Forschungsergebnisse angemessen berücksichtigt, da einige der Verfasserinnen und Verfasser der einzelnen Beiträge selbst an den jüngsten Grabungen beteiligt waren (so Ivana Popović in *Sirmium*, Miloje Vasić in Gamzigrad und *Mediana*, Bernard Bavant und Vujadin Ivanišević in *Iustiniana Prima*, Ulrike Wulf-Rheidt für die Bauforschung in Gamzigrad und Umgebung). In jedem der Beiträge folgt auf einen kurzen Überblick über die Forschungsgeschichte eine systematische Darstellung der Überreste.

Zunächst stellt Armin Eich (S. 7–16) die drei Monarchen vor, deren Spuren sich mit Sicherheit (Galerius und Justinian) bzw. mit einer gewissen Plausibilität (Maximinus Daia) im heutigen Serbien finden lassen. Großes Gewicht legt er auf die Romanisierung der Balkanprovinzen. Die These allerdings, dass die Region „noch einmal charakteristische Züge der klassischen römischen Republik – mit ihrem konsequenten Konservativismus und ihrem glühenden Patriotismus [reproduzierte]“ (S. 7), hätte in den Quellen nachgewiesen werden müssen. Das Herrschaftsverständnis eines Diokletian lässt sich jedenfalls kaum mit „republikanischen Zügen“ in Einklang bringen, und die problematische These eines „römischen Patriotismus“ am Beginn der Spätantike hätte zumindest näher ausgeführt werden müssen.

Die Stadt *Sirmium*, heute Sremska Mitrovica (Beitrag von Ivana Popović, S. 17–32), war ein bedeutender Knotenpunkt der Verbindungsstraßen von Italien über *Singidunum* in den Osten, aber auch an die Donaugrenze. Aus der Gegend von *Sirmium* stammten angeblich mehrere Kaiser des 3. Jahrhunderts, so Decius, Claudius II., Aurelian und Probus. Doch die Herkunft der genannten Kaiser aus *Sirmium* stellt sich bei sorgfältiger Quellenanalyse keineswegs so eindeutig dar, wie es der Beitrag formuliert: So überliefert Eutrop (9, 13, 1)

1 Siehe zu den Illyrischen Kaisern und ihrer Herkunft jetzt K.-P. Johne: Das Kaisertum und die Herrscherwechsel, in: Ders., U. Hartmann, / T. Gerhardt (Hrsgg.): Die Zeit der Soldatenkaiser. Krise und Transformation des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. (235–284), Bd. 1. Berlin 2008, S. 583–632, hier S. 599–601.

für Aurelian eine Herkunft aus *Dacia ripensis*, die *Historia Augusta* bietet *Sirmium* oder die *Dacia ripensis* (Aur. 3, 1) oder *Moesia* (Aur. 3, 2), die *Epitome de Caesaribus* (35, 1) spricht von der Region zwischen *Moesia* und *Macedonia*. Für Claudius II. ist in den antiken Quellen lediglich dalmatische oder dardanische Herkunft belegt (Hist. Aug. Claud. 11, 9).<sup>2</sup> Unumstritten bleibt somit nur die Herkunft des Probus aus *Sirmium* selbst (Eutr. 9, 17) und die des Decius aus dem nahe gelegenen Ort *Budalia* (Eutr. 9, 4; Ps.Aur. Vict. epit. 29, 1; vgl. Aur. Vict. Caes. 29, 1 *Sirmiensem vico ortus*). Dass Marc Aurel in *Sirmium* gestorben sein soll, wie Popović, gestützt auf Tertullian (apol. 25), meint (S. 19 f.), ist angesichts des besser bezeugten *Vindobona* (Aur. Vict. Caes. 16, 14; Ps.Aur. Vict. epit. 16, 12) ebenfalls fragwürdig.

Unter Konstantin war *Sirmium* zeitweise kaiserliche Residenz. Die von anderen spätantiken Residenzen bekannte Verbindung des Palasts mit einem Hippodrom als „Bühne für das kaiserliche Zeremoniell“ (S. 25) lässt sich auch für *Sirmium* nachweisen.<sup>3</sup>

Der aufgrund seiner hervorragend erhaltenen Befestigungsanlagen bekannteste spätantike Kaiserpalast im heutigen Serbien ist zweifellos der von Galerius errichtete Palast *Romuliana* (Gamzigrad) (Beiträge von Miloje Vasić und Gerda von Bülow, S. 33–58). Die Palastanlage wurde nach Galerius' Mutter Romula benannt. Der Name *Felix Romuliana* ist durch eine Inschrift belegt, die Datierung der Anlage unter die Tetrarchen wird auch durch die Medaillons an einem Pilaster des Osttores bestätigt. Dem derzeitigen Ausgräber Miloje Vasić zufolge könnte Galerius an diesem Ort geboren worden sein, die Reste einer älteren *villa rustica* wären dann mit dem Landgut seines Vaters zu identifizieren. Die auf dem benachbarten Hügel Magura gefundenen Mausoleen und Konsekrationsdenkmäler werden Romula und Galerius zugewiesen (S. 46–48).

Für die genauere Datierung der Anlage mit ihren zwei wesentlichen Bauphasen geht Vasić von Münzfunden im ersten Tumulus (der Romula zugewiesen

2 An anderer Stelle nennt der anonyme Verfasser der *Historia Augusta* (Claud. 14, 2) Claudius II. *Illyricanae gentis vir*. Nach A. R. Birley (Art. Claudius III.2, DNP 3, 1997, Sp. 26) und dem Kommentar von E. Merten, A. Rösger und N. Ziegler (*Historia Augusta. Römische Herrschergestalten*, Bd. 2: Von Maximinus Thrax bis Carinus, übers. von E. Hohl, bearb. und erläutert von E. Merten, A. Rösger, N. Ziegler, mit einem Vorwort von J. Straub, Zürich/München 1985, S. 379, Anm. 63) handelt es sich ohnehin bei den Herkunftsangaben zu Claudius II. um Erfindungen des Verfassers der *Historia Augusta*. Vorsichtig auch U. Hartmann, *Claudius Gothicus und Aurelianus*, in: K.-P. Johne (siehe Anm. 1), S. 297–323, hier S. 297 f.

3 Siehe zum Beispiel für Rom H. Ziemssen: *Maxentius und Rom – das neue Bild der ewigen Stadt*, in: H. Leppin, H. Ziemssen: *Maxentius. Der letzte Kaiser in Rom*. Mainz am Rhein 2007, S. 35–122, hier S. 67 f.; für Trier K.-P. Goethert, M. Kiessel: *Trier – Residenz in der Spätantike*, in: A. Demandt, J. Engemann (Hrsgg.): *Konstantin der Große*. Mainz am Rhein 2007, S. 304–311.

wird) aus: Keine der fünfzehn Goldmünzen datiert später als 294 n. Chr., so dass die Mutter des späteren Kaisers in diesem Jahr oder spätestens 295 n. Chr. gestorben sein müsse. Auf dieser Grundlage kommt Vasić zu folgender Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte der Anlage: Nach dem Tode Romulas habe Galerius „in erster Linie als Erinnerung an die Mutter“ die ältere Befestigungsanlage errichten lassen, von der zwei Archivolten mit Pfauen erhalten sind, „traditionell [...] Symbol für die Apotheose der weiblichen Mitglieder der kaiserlichen Familie“ (S. 51). Als 303 n. Chr. Diokletian die Amtsdauer der *Augusti* auf 20 Jahre befristete, hätte Galerius sich entschlossen, die Anlage als seinen „Residenz- und Gedenkkomplex“ (S. 52) für seinen späteren Ruhestand (analog zum Palast Diokletians in Split) umzugestalten, und mit dem Bau der neuen Fortifikation begonnen. Beim Tode des Galerius 311 waren Teile des Baus noch unvollendet.

Die von Verfasser vorgebrachten Interpretationen zur religiösen Ausrichtung vermögen weniger zu überzeugen: Vasić sieht in den zahlreichen Pflanzenmotiven wie auch in einem in der Anlage gefundenen Ariadnerelief Hinweise darauf, dass sich der Kaiser als „moderner Dionysos“ (S. 53) habe stilisieren wollen. Dies passe zu der bei Laktanz (mort. pers. 9, 9 f.) überlieferten Nachricht, dass Galerius verbreiten ließ, seine Mutter Romula habe ihn von Mars geboren, wodurch er natürlich als zweiter Romulus erschien. Der kleine Tempel C der Anlage hätte nach Vasić dem Kult des Galerius gedient. Doch bleibt unklar, weshalb die Stilisierung als „neuer Romulus“ zu einer gesteigerten Verehrung des Dionysos geführt haben soll. Zum anderen werden im Text keinerlei Funde aus Tempel C genannt, die die These vom Herrscherkult stützen würden. Der berühmte Porphyrkopf des Galerius wurde jedenfalls in den großen Thermen gefunden.

Der hervorragende Beitrag von Ulrike Wulf-Rheidt (S. 59–79) ordnet den Palast *Romuliana* in den Kontext der spätantiken Herrscherarchitektur ein. Dadurch, dass die meisten tetrarchischen Residenzen in bereits bestehenden Städten gebaut wurden, konnten sie in der Regel nicht im Zentrum (wie der kaiserzeitliche Palatin in Rom), sondern nur an der Peripherie errichtet werden (Saloniki, Trier, Mailand, *Sirmium*, *Antiochia*). Die Residenzen amtierender Kaiser dienten der herrscherlichen Selbstdarstellung. Große Bedeutung kam dabei dem jeweils angrenzenden Circus zu.<sup>4</sup> Der Palatin in Rom verfügte seit dem 2. Jh. n. Chr. über eine dem *Circus Maximus* zugewandte Fassade, die repräsentativen Zwecken diene: „[Diese Fassade] symbolisierte als ‚immerwährendes Bild‘ die permanente Gegenwart kaiserlicher Macht“ (S. 63), die gerade für die häufig abwesenden Tetrarchen wichtig war. Die Altersruhesitze Split und Gamzigrad konnten hingegen auf den Circus als Bühne der Selbstdarstellung verzichten. Auch der Einbezug eines Mausoleums verbindet die beiden Paläste, wobei im Falle von Diokletian das Monument innerhalb des Palasts

4 Vgl. Anm. 3.

lag, während Galerius' Tumulus und Grabmal außerhalb von Gamzigrad errichtet wurden. Hier ergeben sich wiederum Parallelen zu Maxentius' Villa vor den Toren Roms, wo der Kaiser ebenfalls ein Mausoleum außerhalb des eigentlichen Palasts errichten ließ, das bereits von weitem zu erkennen war.<sup>5</sup>

Ruinen aus tetrarchischer Zeit wurden auch bei Šarkamen ausgegraben (Beitrag von Ivana Popović, S. 80–95). Die Ähnlichkeiten mit der Anlage von Gamzigrad deuten darauf hin, dass es sich ebenfalls um eine kaiserliche Residenz und Grabanlage handelt, die häufig dem Maximinus Daia zugewiesen werden.<sup>6</sup> Die Befestigung blieb unvollendet, eine Porphyрstatue und ihr großes Postament wurden absichtlich zerstört. Die Kombination von archäologischen Zeugnissen mit den schriftlichen Quellen führt die Verfasserin zu weitreichenden Schlussfolgerungen: Der Fund von Goldschmuck, der an germanisches Kunsthandwerk erinnert, wird als Indiz dafür gewertet, dass seine Besitzerin aus der „unmittelbaren barbarischen Umgebung“ stammen müsse; „darin kann man einen erneuten indirekten Beweis für die Hypothese sehen, die Besitzerin des Goldschmucks sei die Mutter des Maximinus Daia, Galerius' Schwester und die Tochter Romulas, gewesen. Ihre dakische Herkunft wird in den schriftlichen Quellen eindeutig bestätigt (Lactanz, *De mort. pers.*, 9, 2)“ (S. 90). Nun ist die Lactanz-Passage alles andere als objektiv, der christliche Schriftsteller bemüht sich vielmehr, Galerius mit Hilfe des Barbarenvorwurfs zu diskreditieren: „Der andere Maximian, Galerius, den sich Diokletian zum Eidam erkoren hatte, übertraf an Schlechtigkeit nicht bloß diese beiden, die unser Zeitalter kennen gelernt hat, sondern die Bösen alle, die je gelebt haben. Es war in diesem Ungeheuer eine Barbarei, die ihm angeboren war, eine Wildheit, die dem römischen Blute fremd ist. Und kein Wunder; denn seine Mutter stammte vom jenseitigen Donauufer und hatte sich vor den Einfällen der Karpen über den Strom in das neue Dazien geflüchtet. Auch das Äußere des Galerius passte zu den Sitten: eine hochgewachsene Gestalt, eine ungeheure Fleischfülle, die zu erschreckendem Umfang angeschwollen und aufgebläht war. Kurz, in Worten, Gebärden und Aussehen war er allen Gegenstand des Schreckens und Grauens.“<sup>7</sup> Aus dieser vom Barbarentopos geprägten Passage allzu viel abzuleiten und auf dieser Grundlage Schmuckfunde einer bestimmten Person des Herrscherhaushalts zuweisen zu wollen, führt zweifellos zu weit.

Für die Verbindung der Anlage von Šarkamen mit Maximinus Daia spricht die Gleichzeitigkeit des Baus mit der zweiten Phase von Gamzigrad (Maximi-

5 Vgl. Ziemssen (wie Anm. 3), S. 109–111, 116–118, der das Mausoleum Romulus, dem Sohn des Maxentius zuweist.

6 Vgl. z. B. W. Kuhoff: *Tetrarchen und Residenzen*, in: A. Demandt, J. Engemann (Hrsgg.): *Konstantin der Große*. Mainz am Rhein 2007, S. 51–57, hier S. 57.

7 *Lact. mort. pers.* 9, 1–4, übers. von Aloys Hartl: *Des Lucius Caelius Firmianus Lactantius Schriften*. Aus dem Lateinischen übersetzt von A. Hartl, München 1919 (Bibliothek der Kirchenväter, 1. Reihe, Band 36).

nus Daia wurde 305 zum *Caesar* erhoben). Wahrscheinlich seien, so Popović, in beiden Anlagen dieselben Baumeister beschäftigt gewesen. Als mit dem Tode des Galerius die Arbeiten in Gamzigrad eingestellt wurden, seien die Arbeiter abgezogen, so dass auch in Šarkamen die Bautätigkeit habe enden müssen. Ganz schlüssig kann so jedoch nicht bewiesen werden, dass der Bau wirklich von Maximinus Daia in Auftrag gegeben wurde. Durchaus käme, wie Popović einräumt, auch Licinius in Frage.

Bei Niš wurde eine Villa gefunden, die sich mit dem von Ammianus Marcellinus (26, 5, 1) bekannten *Mediana* identifizieren lässt (Beitrag von Miloje Vasić, S. 96–107). Das bisher gut ergrabene Gebäude dürfte keine Residenz gewesen sein, sondern eher administrativen Funktionen und Gastmählern mit politischen Gästen gedient haben.

Justinian I. ließ den Sitz der Präfektur *Illyricum* von Thessalonike nach der neu gegründeten Stadt *Iustiniana Prima* verlegen. Die in Caričin Grad erhaltenen Überreste einer spätantiken Stadt werden mit *Iustiniana Prima* identifiziert (Beitrag von Bernard Bavant und Vujadin Ivanišević, S. 108–129).

Der Band stellt einen inhaltlich informativen und hervorragend bebilderten Überblick über die Kaiserresidenzen im heutigen Serbien dar. Dadurch, dass viele der Verfasserinnen und Verfasser selbst in den Anlagen gegraben haben, ergibt sich ein aktuelles Bild des Forschungsstands. Störend ist eine Reihe von falschen Querverweisen im Text.<sup>8</sup> Insgesamt bietet das Werk eine solide Bestandsaufnahme, auf der weitere Forschungsarbeit, gerade auch der historischen Fragestellungen um Herrscherrepräsentation in der Spätantike aufbauen kann.

Christian Körner, Bern  
[christian.koerner@hist.unibe.ch](mailto:christian.koerner@hist.unibe.ch)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

8 So finden sich auf S. 4 zwei falsche Verweise: Statt S. 104 sollte auf S. 105 und statt auf S. 118 auf S. 119 verwiesen werden. Auf S. 65 wird auf Abb. 2 verwiesen – gemeint ist Abb. 1. Auf S. 67 sollte statt auf Abb. 18 auf Abb. 9 verwiesen werden, auf S. 69 wohl auf Abb. 15 statt Abb. 18. Wulf-Rheidt (S. 72) verweist in ihrem Beitrag auf Gebäude G des Plans von Gamzigrad im Beitrag von Vasić – sie meint jedoch Gebäude E, wie die weiteren Ausführungen zeigen.

Kostas Buraselis: *Θεία δωρεά*. Das göttlich-kaiserliche Geschenk. Studien zur Politik der Severer und zur *Constitutio Antoniniana*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2007 (Akten der Gesellschaft für griechische und hellenistische Rechtsgeschichte 18). XII, 181 S. EUR 39.20. ISBN 978-3-7001-3725-2.

Die um einige Zusätze und Verbesserungen ergänzte deutschsprachige Fassung der erstmals 1989 in neugriechischer Sprache veröffentlichten Untersuchung stellt anhand der *Constitutio Antoniniana* die Bürgerrechtspolitik der Severer in die allgemeinen innenpolitischen Zusammenhänge des römischen Reiches zu der Zeit des ausgehenden zweiten und beginnenden dritten Jahrhunderts n. Chr. Buraselis geht es um den geistigen Hintergrund und um die Motive, die zur Verleihung des römischen Bürgerrechts an alle freien Reichsbewohner durch Kaiser Caracalla führten. Dabei nimmt er explizit Stellung gegen die vielfach geäußerte Unterschätzung dieser Maßnahme, wie sie unter anderem von Jochen Bleicken unter Hinweis auf die durch die meisten Reichsbewohner angeblich bereits vor dem Jahre 212 erlangte römische Bürgerschaft und das offensichtlich durch Cassius Dio (78, 9, 5) gestützte hauptsächlich fiskalische Interesse des Kaisers am Bürgerrecht aller Reichsbewohner formuliert wurde.<sup>1</sup> Demgegenüber sucht Buraselis die *Constitutio Antoniniana* als Konsequenz sich allgemein verändernder politischer Grundsätze mit Auswirkungen auf das Verhältnis zu den Reichsangehörigen insgesamt zu interpretieren und dem Bürgerrechtsgesetz auf diese Weise eine signifikante Bedeutung zuzuerkennen.

Die in der *Constitutio Antoniniana* kulminierende Bürgerrechtspolitik wird daher in „Beobachtungen zur politischen Ideologie, zum geistigen Hintergrund und zur Regierungspraxis der Severer“ (S. 14–87) eingebettet. Als wesentliches Element des politischen Selbstverständnisses der Severer macht Buraselis die Erwählung des *princeps* durch die Götter namhaft, wie sie bereits aus der *gratiarum actio* des jüngeren Plinius auf Kaiser Traian und den Reden *περὶ βασιλείας* des Dion Chrysostomos spricht und des weiteren pythagoreische Schriften des ersten und zweiten Jahrhunderts durchzieht. Die Nähe des Kaisers zu den Göttern habe einen „Geist gemeinschaftlicher Gerechtigkeit und sozialer Anteilnahme“ (S. 21) zur Folge, der „zugleich zur Herausbildung einer Art von Gleichheit“ (ebd.) führe. In diese Gedanken zur Entwicklung des monarchischen Selbstverständnisses der Severer fügt Buraselis die *Alexander-imitatio* durch Caracalla ein: Im Alexander-Vorbild sieht er die am Militär orientierte, gegen die Senatsaristokratie gerichtete Politik dieses Herrscherhauses bestätigt, in der supranationalen Verschmelzungspolitik des Makedonen im Sinne der Förderung eines neuen Nationalverständnisses die

1 Vgl. Jochen Bleicken: *Verfassungs- und Sozialgeschichte des Römischen Kaiserreiches*, Bd. 2. 2. Aufl. Paderborn 1981, S. 44f.

„Idee der rechtlichen Gleichstellung aller Untertanen“ (S. 35) präfiguriert, wie sie im Werk des Q. Curtius Rufus (10, 3, 13 f.), das er in die Zeit des Septimius Severus datiert,<sup>2</sup> und im Bürgerrechtsgesetz Caracallas zum Ausdruck kommt.

Im Zusammenhang mit den Ausführungen über die Beziehungen zwischen religiösen Vorstellungen und politischer Programmatik in severischer Zeit vertraut Buraselis mehr den älteren Forschungsansätzen, die die Orientalisierung der Religiosität besonders herausstellen, während in der jüngeren Forschung dagegen eher die Bedeutung der römischen Tradition hervorgehoben wird.<sup>3</sup> Auch die auf recht unsicherem Fundament beruhenden Nachrichten über den christlichen Erzieher Caracallas reiht Buraselis in die universalistischen und monotheistischen Tendenzen der Zeit ein; sie passen sowohl in die von ihm hervorgehobenen Einflüsse aus dem Osten wie in die von mehreren Seiten geförderten egalitären, Einheit, Gleichheit und Gemeinsamkeit betonenden Strömungen. Diese sieht er vor allem auch im Bemühen der severischen Dynastie angelegt, ihre Machtposition durch Stützen außerhalb der alten Aristokratie erfolgreich abzusichern, also die „persönlichen Nachteile . . . durch die Entwicklung einer entsprechenden politischen Gesamtkonzeption auszugleichen, und zwar sowohl gegenüber den traditionellen römischen Klassen als auch hinsichtlich des Verhältnisses Roms zu den Provinzen“ (S. 49). Hierzu gehören die Begünstigung des Militärs bis hin zu der den Soldaten nun auch während der aktiven Dienstzeit gewährten Erlaubnis, eine gültige Ehe einzugehen, die Fürsorge für die Provinzen, beispielsweise durch die Erhebung zahlreicher Städte zu *coloniae*, die Förderung des Ritterstandes auf Kosten der Senatoren, Tendenzen also, die generell der Stärkung der gesellschaftlich niedrigeren gegenüber den höheren Schichten zu dienen scheinen. Buraselis exemplifiziert die Egalisierungstendenzen der severischen Politik an Caracallas Edikt von Banasa, einer *colonia* in der Provinz Mauretania Tingitana, aus dem Jahre 215/16, das einen Schuldenerlaß für ein bestimmtes Gebiet enthält. Hier wird die als göttliche Eigenschaft herausgestellte kaiserliche *indulgentia* – statisch und zeitübergreifend – gegenüber den Untertanen besonders herausgestellt, der in gleicher Weise konkrete Leistungen und abstrakte Leistungsfähigkeit der Provinzialen für das *imperium Romanum* gegenüberstehen, die einen freiwilligen Gnadenakt wie die Schuldentilgung rechtfertigen können. Buraselis erkennt hierin die Tendenz einer Anerkennung der Provinzbewohner als gleich-

2 Vgl. Kostas Buraselis: *Imperium floret. Η εποχή του Σεπτιμίου Σεβήρου και το έργο του Q. Curtius Rufus*. Ariadne 4, 1988, S. 244–264.

3 Vgl. beispielsweise Franz Cumont: *Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum*, 5. Aufl. Darmstadt 1969, gegenüber Stephan Berrens: *Sonnenkult und Kaisertum von den Severern bis zu Constantin I. (193–337 n. Chr.)*, Stuttgart 2004 (*Historia-Einzelschriften* 185); zu Berrens die Rezension von Ulrich Lambrecht, *Plekos* 7, 2005, S. 61–66.

rangige Untertanen, die in gemeinschaftliche Interessen des Gesamtreichs eingebunden sind, denen sich gerade auch der Kaiser verpflichtet sieht.

Vor diesem ausführlich dargelegten und mit Beispielen aus der politischen Ideologie und praktischen Politik illustrierten Hintergrund formuliert Buraselis in einem kurzen Kapitel „Ergebnisse der Untersuchung zur politischen Theorie und Praxis der Severer – ein Beitrag zur Interpretation der Constitutio Antoniniana“ (S. 88–93). Hier bündelt er die im vorausgegangenen Kapitel zusammengestellten Beobachtungen zur „politischen Egalisierung der gesamten freien Bevölkerung der römischen Ökumene“ (S. 89). Die Vorstellungen zur Ausdehnung der römischen Identität auf die Einwohnerschaft des gesamten Reichs finden – als Reaktion auf eingetretene Entwicklungen ebenso wie als Angebot für die noch zu Überzeugenden – auf der Grundlage „einer klaren Vorstellung von sozialer Gerechtigkeit“ (S. 88) ihren Ausdruck in Caracallas Bürgerrechtsgesetz. Zur politischen Konsolidierung und Suche nach breiterer Unterstützung als Wunsch des Septimius Severus sei mit Caracalla das Motiv hinzugekommen, den eigenen Ansehensverlust auszugleichen.

Nachdem Buraselis die Constitutio Antoniniana aus politischen Grundsätzen und Maßnahmen der Severer allgemein entwickelt hat, führt er in einem abschließenden Kapitel „Die Konsequenzen der Constitutio Antoniniana“ (S. 94–157) aus. Was die Anzahl der durch das Bürgerrechtsgesetz vermehrten römischen Bürger angeht, kommt er anhand einer im regional geordneten Überblick zwischen „alten“ und „neuen“ *Aurelii* genau differenzierenden Untersuchung zu einem der Einschätzung Bleickens entgegengesetzten Ergebnis. Anschließend stellt er die wichtigsten Folgen des Edikts vor, die sich aus der mit dem Bürgerrechtsgesetz einhergehenden politischen Einigung des römischen Reiches ergeben. So wurde mit dem Edikt Caracallas die bisherige Unterscheidung in *cives* und *peregrini* unwichtig; an seine Stelle sei der Gegensatz zwischen *homines liberi* und *servi* getreten, bei dem viele ältere Privilegien römischer Bürger nicht mehr deutlich hervortraten. Dafür sei das gesellschaftliche Ansehen zu einem immer wichtigeren Distinktionsmerkmal geworden, was „die Notwendigkeit einer Scheidung der *honestiores* von den *humiliores* verschärft“ (S. 133) habe. Buraselis illustriert die Bedeutung der Constitutio Antoniniana darüber hinaus an der Integration lokaler Rechtssysteme in das römische Recht im Sinne eines Gewohnheitsrechts. Juristische, politische und onomastische Romanisierung griffen auf diese Weise Hand in Hand. Zu den wirtschaftlichen Konsequenzen gehört etwa, daß das römische Bürgerrecht nicht mehr automatisch an die Befreiung von der Kopfsteuer gekoppelt war; ähnliches gilt für *munera*.

Als besonders wichtig – wenngleich in Quellen kaum faßbar – stellt Buraselis abschließend die längerfristige psychologische Wirkung der Constitutio Antoniniana heraus: Mit der Weichenstellung von 212 zugunsten eines umfassenden Bürgerrechts aller freien Reichsangehörigen sei der Weg zu einer

allgemeinen römischen Identität der Provinzbewohner geöffnet worden, die sich nach entsprechenden Erfahrungen, die eine gewisse Zeit beanspruchen mochten, bei der Beteiligung dieser neuen Bürger an der Reichsverwaltung ausbilden konnte.

Der Wert dieser Untersuchung liegt in der Einbeziehung des Bürgerrechtsgesetzes von 212 n. Chr. in allgemeine Entwicklungen des Zeitgeistes um die Wende vom zweiten zum dritten Jahrhundert und in Tendenzen der severischen Politik. Damit erwächst die *Constitutio Antoniniana* sozusagen organisch aus aktuellen politischen Leitlinien. Diese Einschätzung mißt ihr eine hohe Bedeutung zu, die ihr in der modernen Forschung bei weitem nicht immer beigelegt wird. Buraselis wertet in diesem Zusammenhang alle in Frage kommenden Quellen sorgsam aus und versammelt daher alle Argumente, die in der Lage sind, die Bedeutung des Bürgerrechtsgesetzes zu unterstützen. Dies gelingt ihm in zumeist überzeugender Weise, soweit er sich auf politische Aspekte der Severer bezieht. Nicht gleichermaßen beweiskräftig sind die allgemeinen Zeittendenzen, auch wenn sie sich gut in Buraselis' stringenten Begründungszusammenhang einfügen, wie die auf die Gleichheit der Menschen abzielenden philosophischen und religiösen Vorstellungen der Zeit mit ihren möglichen Auswirkungen auf die praktische Politik eines zugleich in Götternähe entrückten Kaisertums. Die zum Teil sehr überzeugende, immer aber bedenkenswerte Argumentation ist vor dem Hintergrund einer intensiven Auseinandersetzung mit der aktuellen und der älteren Forschung zur severischen Bürgerrechtspolitik entstanden. Sie sucht die *Constitutio Antoniniana* von der verbreiteten Einschätzung weitgehender Bedeutungslosigkeit zu befreien und stellt sie in den Mittelpunkt einer dem Selbstverständnis der ersten beiden Severer konsequent folgenden Politik. Die Untersuchung ist dazu angetan, der severischen Zeit ein stärkeres Eigengewicht zu geben und ihre Bedeutung für die Entwicklung des dritten Jahrhunderts zu betonen.

Ulrich Lambrecht, Koblenz  
[lambre@uni-koblenz.de](mailto:lambre@uni-koblenz.de)

Britta Everschor: Die Beziehungen zwischen Römern und Barbaren auf der Grundlage der Briefliteratur des 4. und 5. Jahrhunderts. Bonn: Habelt 2007 (Habelts Dissertationsdrucke. Reihe Alte Geschichte 50). XXVII, 371 S. EUR 41.00. ISBN 978-3-7749-3536-5.

Im spätantiken Römischen Reich gelang es einer respektablen Anzahl von Nichtrömern, aus römischer Sicht Barbaren, vor allem Germanen, bis in höchste militärische Ränge aufzusteigen. Zudem richteten sich, vor allem im Westen, Völkerwanderungsverbände auf römischem Territorium ein und gründeten hier selbständige Machtbereiche, die sich im Innern auch auf vorhandene römische Strukturen stützen konnten. Diese Entwicklungen des vierten und fünften Jahrhunderts lassen es plausibel erscheinen, daß Römer mit Barbaren nicht nur persönlich, sondern auch schriftlich in Kontakt traten, so daß spätantike Briefsammlungen möglicherweise vielversprechende Aussagen über derartige römisch-barbarische Beziehungen bereithalten. Dem Thema römisch-barbarischer Briefkontakte geht Britta Everschor in ihrer Untersuchung systematisch nach und benennt als Ziel, „die Briefsammlungen vornehmlich aus der Zeit des vierten und fünften Jahrhunderts hinsichtlich des Kontaktes zwischen Römern und Personen barbarischer Herkunft“ (S. 3) zu analysieren. Daran knüpft sie die Erwartung, aus Einzelfällen und vor allem dem Vergleich substantielle Aussagen zur Qualität des Briefkontaktes und zu seinen Eigenheiten treffen zu können. Statt die Fragestellungen aber auf die zentralen Aspekte zu konzentrieren und sie zu erläutern, zählt sie auf mehr als zwei Seiten Einzelfragen auf (vgl. S. 4–6), bei denen der Überblick über das Wesentliche verloren zu gehen droht.

Der Eindruck, daß Nebensächlichkeiten nicht immer konsequent von Bedeutsamerem geschieden sind, bestimmt auch die Lektüre weiterer Teile des Buches. Das Hauptkapitel (S. 7–337) besteht aus 18 nach Briefautoren in chronologischer Reihenfolge von Libanios (314 – nach 393) bis Papst Hormisdas (Bischof von Rom 514–523) geordneten Abschnitten. Diese sind nach Adressaten binnengegliedert, die zunächst als Personen vorgestellt werden. Es folgen Ausführungen zur zeitlichen Einordnung des Briefes oder der Briefe, die an den barbarischen Empfänger gerichtet sind, sodann Erläuterungen zu dessen oder deren Inhalt und Deutung. Sind alle Adressaten eines römischen Briefeschreibers auf diese Weise abgehandelt, endet das Kapitel in der Regel mit einer Zusammenfassung. Jeder dieser Abschnitte ist infolgedessen völlig gleich aufgebaut.

Auch die Inhalte dieser Kapitel bieten wenig wirklich Überraschendes. Sehr schnell wird klar, daß die Beziehungen zwischen dem römischen Briefschreiber und dem Adressaten oftmals gar nicht eng sind, vielmehr seitens des barbarischen Empfängers der Wunsch besteht, den Brief eines wohlgebildeten

Römern zu erhalten, um die eigene Bildung und Kultur sowie entsprechenden Umgang zu demonstrieren. Umgekehrt haben Römer oftmals Interesse an Kontakten mit einflußreichen, hofnahen Militärrepräsentanten, um mit ihrer Hilfe Verbindungen an den Hof zu knüpfen oder zu unterhalten und den Briefpartnern gegenüber bei Gelegenheit Empfehlungen für bestimmte Personen, zum Beispiel die Briefüberbringer, oder Wünsche anderer Art aussprechen zu können. Derartige Briefe bestehen, je nach Nähe zum Adressaten, oftmals aus wohlgesetzten Worten unter routinierter Verwendung der die antike Epistolographie kennzeichnenden Topik. Sie sind jedoch keineswegs signifikant für die Beziehungen zwischen Römern und Barbaren, im Gegenteil: Die nicht-römische Herkunft der Adressaten spielt in der Regel überhaupt keine Rolle im Briefwechsel, ganz im Gegensatz zu der Stellung des Briefempfängers in der – meist militärischen – Hierarchie. Also ist der den Briefwechsel konstituierende Anlaß, soweit er nicht vom kulturbeflissenen barbarischen Adressaten initiiert wird, eher im Rang der Empfänger zu suchen als in ihrer Herkunft. Insofern fragt man sich, ob man hier von Beziehungen zwischen Römern und Barbaren sprechen kann oder ob nicht vielmehr rhetorisch gebildete Römer mit Hilfe der Briefliteratur ihre Beziehungen zu hohen Amtsträgern – ungeachtet ihrer Herkunft – spielen lassen. Dieser Aspekt scheint die Gegenüberstellung von Römern und Barbaren meist völlig zu überlagern. Aus diesem Grunde wirkt die Themenstellung der Untersuchung teilweise fragwürdig, läuft jedenfalls auf eine negative Antwort hinaus, also auf eine Bestätigung der Akkulturation von längst auch rechtlich in die römische Welt integrierten Barbaren, die als Römer wahrgenommen werden (wollen).

Etwas anders stellt sich diese Problematik beim Kontakt zwischen Römern und hohen Repräsentanten der Völkerwanderungsreiche des Westens dar, etwa in Briefen kirchlicher Amtsträger an Herrscher der Burgunder, Franken und Ostgoten. Hier geht es teilweise um konkrete Verhandlungen zum Beispiel im Zusammenhang mit der Besetzung von Bischofsstühlen und andere kirchenpolitisch relevante Fragen. Damit handelt es sich nicht um privaten Briefverkehr – einen Aspekt, der im Kontakt zwischen gebildeten Römern und Barbaren in hohen Reichsämtern zu dominieren scheint –, sondern um offizielle Verwaltungspost zwischen kirchlichen und weltlichen Verwaltungssystemen mit dem Ziel, unterschiedliche Interessen auszugleichen, ohne daß die oben angesprochenen Motive gänzlich ausgeschaltet sein müßten. Auch hier wäre zu fragen, inwiefern die Kontaktaufnahme von Römern mit Barbaren anders als durch die territoriale Institutionalisierung der Völkerwanderungsverbände auf kulturell und bisher auch politisch römisch dominiertem Boden motiviert ist. Es handelt sich doch weit weniger um besondere Beziehungen zwischen Römern und Barbaren, die sich im Briefwechsel spiegeln, als um Verwaltungsschriftverkehr zur Klärung juristischer Fragen und anderer Anliegen: Diese sind in erster Linie macht- und herrschaftsbedingt, wären insofern also auch

zwischen Römern mit unterschiedlichen Interessen und in unterschiedlicher Stellung denkbar, wenn man hier und da von gewissen Einfärbungen absieht, die durch Besonderheiten der Völkerwanderungsreiche bedingt sein mögen, wie etwa die aus dem Werben des Avitus von Vienne um den Übertritt des Burgunderkönigs zum katholischen Glauben sprechenden Konfessionsunterschiede zwischen Germanen und Römern.

Die Kontakte zwischen Römern und Barbaren, wie sie in der Briefliteratur vom vierten bis zum Anfang des sechsten Jahrhunderts erscheinen, können insofern in aller Regel keineswegs als Beziehungen eigener Art gekennzeichnet werden; Everschors Ergebnis ist also durchweg negativ. Die Briefwechsel lassen sich vielmehr in Beziehungen zwischen Gebildeten und hohen Amtsträgern des Römischen Reiches einordnen bzw. als Verwaltungsschriftverkehr zwischen kirchlichen und staatlichen Repräsentanten sehen. In diesem Lichte wäre zu diskutieren, ob die der Untersuchung zugrundeliegende Fragestellung nicht hätte anders gefaßt werden sollen. Allenthalben erkennbar sind Romanisierungsbemühungen: der kulturbeflissenen Barbaren selbst, nicht zuletzt aber der Römer im Kontakt mit ihnen, wenn sie – teilweise unter gleichzeitiger Verfolgung weiterer Interessen – auf ihre Bildungsbemühungen eingehen oder wenn sie um Berücksichtigung überkommener eigener kirchlicher Rechte und den Übertritt zum Katholizismus werben. Der Barbar als solcher existiert in diesem Briefverkehr also (fast) gar nicht; seine „Besonderheit“ wird durch Intentionen überdeckt, die aus anderen, durchaus unterschiedlichen und auch untereinander gar nicht vergleichbaren Motiven gespeist sind, spielt also allenfalls im Hintergrund eine Rolle und wird kaum verbalisiert. Das ist in anderen Schriften derselben Römer durchaus anders und liegt an den jeweils verfolgten Absichten: Hieronymus etwa steht im Briefverkehr mit katholischen Goten, deren Barbarentum keine Rolle spielt; andernorts äußert er sich angesichts der Gefahren für Rom durchaus negativ über Barbaren.<sup>1</sup> Die Kommunikationssituation und die Intentionalität spielen eine erhebliche Rolle für zum Ausdruck gebrachte oder verschwiegene Facetten des Barbarenbildes. Im Briefwechsel zwischen Römern und Barbaren gibt der Befund, ein spezifisches Barbarenbild oder bestimmte Gesichtspunkte eines solchen zu erfassen, kaum etwas her.

Dabei hat sich Everschor bei der Interpretation des den besprochenen Briefen zugrundeliegenden Barbarenbildes durchaus Mühe gegeben. Auf der Grundlage des aktuellen Forschungsstandes werden Absender und Empfänger

1 *Quid salvum est, si Roma perit?* klagt Hieronymus (epist. 123, 16, 4) angesichts der Gefährdung Roms durch die Goten in den ersten Jahren des fünften Jahrhunderts. Wenige Jahrzehnte später entwickelt Salvian diesen Gedanken weiter: *Roma moritur et ridet* (gub. 7, 6). Bei ihm gewinnt der moralisch integre Barbar positives Profil gegenüber dem dekadenten und daher von Gott mittels der Barbaren gestraften Römer.

prosopographisch erfaßt und die Briefe zeitlich eingeordnet. Inhalt und Deutung werden jeweils ausführlich besprochen, wobei sich die Befunde und die Begründungen oftmals ähneln, so daß es, bedingt durch die separate Erfassung von Briefwechseln bei vergleichbaren Briefstrukturen, zu zahlreichen Wiederholungen kommt. Dem wäre vielleicht dadurch teilweise entgegenzusteuern gewesen, daß man die Inhalte der Briefe eines Römers an verschiedene Barbaren nicht getrennt, sondern von vornherein zusammen behandelt hätte. Everschor hat durch ihre ausführlichen Einzelbehandlungen von Briefen an bestimmte Empfänger die Studie zwar nachschlagefreundlich gestaltet, weniger angenehm aber für die Lektüre des ganzen Werkes.

Gleiches Gewicht wie die ausführlichen Einzelanalysen müssen die aus ihnen systematisch erfaßten Ergebnisse haben, doch hierfür begnügt sich Everschor mit einer vergleichsweise knappen Darstellung (S. 338–371). Sinnvoll erscheint die Akzentuierung der Ergebnisse unter dem Aspekt der Bündelung der Autoren zu bestimmten Gruppen: Vertreter der klassischen Bildung (wie Libanios und Symmachus), Kirchenväter, Angehörige der gallorömischen Senatsaristokratie, Vertreter der katholischen Kirche in Völkerwanderungsreichen und Päpste, wenngleich sich bei der Zuordnung auch Schwierigkeiten ergeben können. So ist etwa zwischen gallorömischen Aristokraten und Bischöfen nicht immer eine genaue Rollentrennung auszumachen. Es wäre auch im einzelnen zu untersuchen, ob etwa Symmachus mit dem Reichsverweser Stilicho als gebildeter Römer mit dem Barbaren oder nicht vielleicht eher als hochrangiger Senator mit der Reichsspitze in Kontakt tritt. Zu einseitig und, wie Everschors Auswertung zeigt, zu wenig aussagekräftig wirkt die Subsumierung aller dieser durch unterschiedliche Interessen motivierten Kontakte unter pauschal wirkende „Beziehungen zwischen Römern und Barbaren“. Zudem würde man bei Berücksichtigung der Empfängerstreuung der gesamten Briefcorpora feststellen, daß Barbaren als Briefadressaten nur einen geringen Prozentsatz ausmachen. Everschor verschweigt diesen Gesichtspunkt nicht, doch relativiert der Aspekt die Bedeutung ihrer Fragestellung durchaus. Derselbe Effekt ginge von einer vergleichenden Betrachtung der Briefinhalte aus, wenn man die Briefadressaten nicht nach Barbaren und Römern unterscheidet. Hier wäre methodisch neu zu überlegen, ob ein anderer Zugriff profiliertere Ergebnisse verheiße.

Everschors Ergebnis bezüglich einer besonderen Erfassung der Beziehungen zwischen Römern und Barbaren anhand von Briefcorpora der Spätantike ist also weitgehend negativ. Erarbeitet ist es anhand einer eingehenden Durchmusterung der entsprechenden Briefe. Ein genaueres Profil könnten die Aussagen vielleicht dadurch gewinnen, daß ihnen Briefe von Römern an Römer gegenübergestellt würden, doch dieses Unterfangen erforderte methodisch und inhaltlich einen anderen Zuschnitt des Untersuchungsganges. Auf der Hand liegt auch so, daß der briefliche Kontakt mit Barbaren von Themen

und Intentionen dominiert wird, die wenig oder nichts mit der Qualifikation der Adressaten als Barbaren zu tun haben. Das Barbarenthema mag für die Römer brisant gewesen sein. Dies tritt jedoch in anderen Schriften hervor, nicht in Briefen, die an Barbaren adressiert sind.

Ulrich Lambrecht, Koblenz  
[lambre@uni-koblenz.de](mailto:lambre@uni-koblenz.de)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

Steffen Diefenbach: Römische Erinnerungsräume. Heiligenmemoria und kollektive Identitäten in Rom des 3. bis 5. Jahrhunderts n. Chr. (Millennium-Studien zur Kultur und Geschichte des ersten Jahrtausends n. Chr., Bd. 11). Berlin/New York: Walter de Gruyter 2007. XI, 635 S. Euro 88.00. ISBN 978-3-11-019129-5.

Bei der zu besprechenden Arbeit handelt es sich um die überarbeitete Fassung der von dem Althistoriker Steffen Diefenbach 2004 in Münster eingereichten Dissertationsschrift. Der Autor hat es sich zur Aufgabe gemacht, „anhand der Erinnerung an die Heiligen identitätsrelevante Wandlungsprozesse im städtischen Kontext“ des spätantiken Roms herauszuarbeiten und in ihrem historischen Zusammenhang zu deuten (1). Obwohl sich Diefenbach mit der gewählten Fragestellung nach „Memoria“, „Identität“ und „Erinnerungsraum“ im Rahmen der bereits seit längerer Zeit in den Kulturwissenschaften beliebten Erinnerungsforschung bewegt, möchte er mit seiner Arbeit nicht nur eine bloße Weiterführung der vorhandenen Ansätze bieten. Vielmehr intendiert er, diese Ergebnisse für eine historische Untersuchung der Erinnerungskultur am Beispiel der Heiligenmemoria im spätantiken Rom fruchtbar zu machen (4). Zu diesem Zweck arbeitet der Autor im ersten Kapitel (1–37) die methodische Grundlage heraus. Das von Jan und Aleida Assmann vorgelegte Konzept des kulturellen Gedächtnisses<sup>1</sup> und die mediävistischen Arbeiten von Otto G. Oexle zum christlichen Totengedenken<sup>2</sup> bilden den theoretischen Rahmen, den Diefenbach seiner Fallstudie zugrunde legt. Hierbei werden die verschiedenen Praktiken der spätantiken Totenmemoria prinzipiell als identitätsstiftende Momente begriffen, wobei es im Untersuchungszeitraum – von der Mitte des 3. Jh. n. Chr. bis zum Ende des 5. Jh. n. Chr. – mit einer zunehmenden Christianisierung der Stadt zu wesentlichen Modifikationen gekommen sei. Diese veränderte Auffassung von Memoria, so die These, habe schließlich wesentlich zur Krise der spätantiken Stadt beigetragen (23). In diesem Kapitel führt der Autor auch in die historischen Rahmenbedingungen des spätantiken Roms und seiner Gesellschaft ein: Während bis zur Zeit Konstantins die Orte der Heiligenmemoria, die Orte des gemeinsamen Erinnerns, im Zentrum der Stadt situiert waren, kam es mit der Ansiedlung christlicher Kirchen im römischen *suburbium* zu einer zunehmenden Segmentierung des liturgischen Raums. Vor diesem Hintergrund wird im Folgenden gefragt, inwiefern sich kol-

- 1 So u. a. Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999; Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1997<sup>2</sup>.
- 2 Otto G. Oexle: Memoria und Memorialüberlieferung im frühen Mittelalter, in: FMSt 10, 1976, 70–95; Ders.: Memoria als Kultur, in: Ders. (Hrsg.): Memoria als Kultur. Göttingen 1995, 9–78.

lektive Identitäten in der römischen Bevölkerung herausbildeten und stabilisierten.

So beginnt Diefenbach seine Studie im zweiten Kapitel (38–80) mit dem chronologisch frühesten Zeugnis christlicher Gemeinschaftsbildung, der sog. „Triklia“ an der *via Appia*, die bereits in der Mitte des dritten Jahrhundert n. Chr. als Ort der Heiligenverehrung diente. Anhand frühchristlicher Märtyrerakten arbeitet der Autor heraus, wie sich beim gemeinsamen Mahl in den Refrigeria eine enge Gemeinschaft zwischen den Lebenden und den Toten entwickelt hat. Entscheidend und neu sei hierbei, dass die verstorbenen Heiligen nun als Patrone und Fürsprecher bei Gott aktiv in das Gemeindeleben der Christen einbezogen wurden und – anders als beim paganen Totenkult – in einem engen Handlungszusammenhang standen (78).

Im dritten Kapitel (81–214) widmet sich der Autor der stadtrömischen Heiligenverehrung unter der Herrschaft Konstantins. Hierbei steht die Frage im Mittelpunkt, inwiefern das Bekenntnis des Kaisers zum Christentum die Herrschaftsrepräsentation in der Stadt und damit die Kommunikation zu einzelnen Bevölkerungsgruppen verändert hat. Die konstantinische Baupolitik wird ebenso thematisiert wie die Herrschaftsinzenzierungen, deren sich der Kaiser bediente. Zwischen der Achtung der paganen Räume und der altherwürdigen Monumente im Zentrum der Stadt und der Hinwendung zur christlichen Gemeinde im suburbium habe Konstantin in den unterschiedlichen Räumen auf unterschiedliche Weise mit der Bevölkerung kommuniziert: Während das Zentrum der Stadt die geeignete Kulisse geboten habe, sich im traditionellen Sinne als *vindex libertatis* und Sieger über die Tyrannen zu zeigen, habe das suburbium dem Kaiser Raum gelassen, als christlicher Herrscher aufzutreten. Überzeugend erscheint an dieser Stelle die Argumentation, dass letztendlich die räumlich getrennte Kommunikation mit verschiedenen Gruppen der Bevölkerung diese am Ende einigte, indem alle in gleicher Weise auf den Kaiser bezogen waren. In diesem Sinne resümiert Diefenbach: „Konstantin kommunizierte mit unterschiedlichen Gruppen in unterschiedlichen Räumen der Stadt, jedoch unter den Vorzeichen einer übergreifenden städtischen Identitätsstiftung“ (213).

Inwieweit innerhalb innerkirchlicher Auseinandersetzungen auf die bestehende Heiligenverehrung rekurriert wurde, thematisiert der Autor im vierten Kapitel (215–329). Hierbei zeigt sich, dass die Schismen, die im vierten und fünften Jahrhundert n. Chr. die römische Gemeinde aufwühlten, so etwa jenes zwischen Damasus und Ursinus oder auch zwischen Eulalius und Bonifatius, keine nennenswerte Bezugnahme auf das Heiligengedenken nahmen (224–251). Ein ähnliches Bild kann Diefenbach in einem weiteren Schritt auch hinsichtlich der Novatianer und Donatisten herausarbeiten. Die Apostel- und Heiligentopographie außerhalb der Stadt wurden für sie zu keinen nennenswerten Bezugspunkten. Vielmehr entfalteten die Titelkirchen innerhalb der Stadtmau-

ern aufgrund ihrer zentralen Lage eine identitätsstiftende Wirkung, da diese der Vorstellung, die rechtmäßige Gemeinde Roms zu verkörpern, besser entsprachen (326).

In einem weiteren Schritt betrachtet der Autor sodann die Heiligenverehrung in den innerstädtischen Titelkirchen und den stadtrömischen *domus* genauer. Überzeugend wird gezeigt, dass zunehmend Heiligenreliquien als Gabe im Rahmen patronaler Beziehungen unter den christlichen Eliten Roms ein hoher Stellenwert zugemessen wurde (363–366). Auch arbeitet Diefenbach heraus, dass die Heiligenverehrung innerhalb der *domus* auf den „privaten“ Bereich beschränkt blieb. Die Umwandlung aristokratischen Wohnraums in eine Kirche sei, so der Autor, in den meisten Fällen erst nach dem Tode ihrer Eigentümer erfolgt, um im Sinne der Kirche „mögliche Kontrollansprüche der Gründer über ‚ihre‘ Kirche auszuschließen“ (400). Für den römischen Klerus bedeutete dieses, dass ihnen, anders als beispielweise in Konstantinopel, eine weitgehende Kontrolle über das Kirchenwesen in der Stadt möglich war. Ähnliches kann Diefenbach auch für das Mönchswesen zeigen, wobei vor allem das Fehlen zentraler Versammlungsorte und ausgedehnter patronaler Beziehungen zur städtischen Aristokratie dazu geführt habe, dass sich im Gegensatz zu Konstantinopel in Rom kein städtisches Mönchstum herausbilden konnte (402).

Im sechsten Kapitel (404–490) geht der Autor anhand der stadtrömischen Liturgie und Hagiographie der Frage nach, welche Auswirkungen der zunehmende Zerfall des städtischen Raums hatte. Hierbei gelingt es ihm zu zeigen, dass sich die „Nuklearisierung“ des urbanen Raums im fünften Jahrhundert auch in der Stationsliturgie und beim Prozessionswesen zeigte, wobei sich eine polyzentrische Sakraltopographie im Stadtgebiet herausgebildet habe (485). Diefenbach argumentiert, dass die Bezugspunkte städtischer und gemeinschaftlicher Identitätsbildung in Rom – über die Grenzen zwischen *urbs* und *suburbium* hinaus – von einander getrennte Räume gewesen seien und eine Fragmentierung der Stadt bedingt hätten (487). Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass bestimmter Räume der Stadt für bestimmte Anlässe, wie etwa für das christliche Prozessionswesen, genutzt wurden.

Abschließend werden die gewonnenen Ergebnisse der Studie in einen größeren Zusammenhang gestellt. Die Auflösung der antiken Stadt sieht der Autor resümierend in der Praxis des Christentums begründet (535). Sowohl die Heiligenmemoria wie auch der christlichen Gabentausch, so Diefenbach, seien auf eine ausserweltliche, göttliche Sphäre bezogen gewesen und hätten damit zunehmend die tradierten innerweltlichen Kommunikations- und Interaktionsformen in der Stadt abgelöst, was ihre Auflösung habe fortschreiten lassen (518 ff.). Inwieweit diese These auch auf andere spätantike Städte übertragbar ist, müssen weitere Studien klären. Träfe sie zu, so wäre ein grundlegender Schritt für eine Neubewertung der Frage nach dem Untergang

vieler spätantiker Städte gemacht, mit der sich die althistorische Forschung auseinandersetzen hat.

Mit seiner Dissertation hat Steffen Diefenbach eine umfangreiche Studie vorgelegt, die nicht nur als Ganzes überzeugt, sondern auch in den Einzelbetrachtungen viele neue Interpretationen hervorgebracht hat. Die Vielschichtigkeit jedoch gereicht der Arbeit zugleich zu ihrem Hauptproblem. So verlieren sich die umfangreichen Ausführungen zum Teil in detaillierten, mitunter ergebnisreichen, Einzeldiskussionen, wobei die übergeordnete Fragestellung der Arbeit oftmals in den Hintergrund tritt. Deshalb hätte sich der Leser eine deutlichere Einbindung der in der Einleitung so prominent herausgearbeiteten Theorie in die Argumentation der einzelnen Kapitel gewünscht, was die Kohärenz der Ausführungen hätte steigern können. Der hier angebrachte Einwand soll jedoch nicht das Verdienst dieser Arbeit schmälern, in vielerlei Hinsicht einen neuen Blick auf das spätantike Rom eröffnet und damit den Weg für weitere Forschungen geebnet zu haben.

Katharina Hornjak, geb. Sundermann, Bern  
[katharina.sundermann@hist.unibe.ch](mailto:katharina.sundermann@hist.unibe.ch)

Stefan Freund: Laktanz, *Divinae Institutiones*, Buch 7: *De vita beata*. Einleitung, Text, Übersetzung und Kommentar. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2009 (Texte und Kommentare 31). VIII, 707 S. EUR 118.00. ISBN 978-3-11-0190345-9.

„Bene habet, iacta sunt fundamenta“ – Man ist versucht, diese Cicero-Worte (Mur. 14), mit denen Laktanz das siebte Buch seiner *Divinae institutiones* mit dem Titel *De vita beata* einleitet, zugleich als zusammenfassendes Urteil über das anzuzeigende Werk zu nutzen. Und dies nicht, weil der Verf. (wie Laktanz im Folgetext für sich ankündigt) selbst den fehlenden Rest noch nachtragen müsste, sondern weil mit diesem Kommentarband, der eine äußerst umfangreiche und zum Teil wuchernde Forschungsliteratur aufarbeitet, zusammenfasst und mit sicherem Urteil wertet, eine vorzügliche Basis für die Weiterarbeit am Hauptwerk des Laktanz gelegt ist. Wissenschaftler ganz unterschiedlicher Couleur (vom Philologen bis zum Theologen, vom Historiker bis zum Philosophen oder Religionswissenschaftler) werden mit Gewinn zu dem über 700 Seiten umfassenden Werk greifen.

Die im Wintersemester 2005/06 an der Katholischen Universität Eichstätt angenommene und für die Drucklegung nur leicht veränderte (später erschienene Literatur konnte noch in Auswahl berücksichtigt werden, insbesondere die ersten Bände der neuen kritischen Ausgabe von Heck/Wlossok, s. u.) Habilitationsschrift bietet nach Vorwort und Vorbemerkungen zur Anlage des Kommentars zunächst eine präzise und informative Einleitung in inst. 7 (S. 1–82). Als maximale Zeitspanne für die Arbeit des Laktanz am 7. Buch ermittelt der Verf. aus den Zeitumständen 305/6–310 (S. 5), die Zweitauflage, ergänzt um dualistische Zusätze in Kap. 15 sowie Widmungsreden an Kaiser Konstantin, datiert er auf 324. Nach einem kurzen Überblick über die Themen der ersten sechs Bücher weist der Verf. luzide auf, dass Laktanz im siebten Buch seine Ankündigung, dem bisherigen Werk das Dach aufzusetzen, mit der Abrundung von fünf wichtigen Gedankengängen des Gesamtwerkes („Anthropologie, Ethik, Christologie, Heilsgeschichte, Kosmologie und Auseinandersetzung mit der paganen Philosophie“ S. 17) wahr macht: Als sehr nützlich für den Leser erweist sich die umfangreiche und detaillierte Gliederungsübersicht (S. 22–27), mit deren Hilfe einerseits die manchmal sprunghafte Argumentationslinie des Laktanz klarer als bei bloßer Textlektüre nachvollzogen werden kann und die andererseits die Nutzung des Kommentars, der auf eine durchgängige Gliederung des Werks verzichtet, erleichtert. Bei den Ausführungen zu den Quellen des 7. Buches (S. 33–70) nimmt die Diskussion über die Hystaspes-Apokalypse den breitesten Raum ein (S. 53–69). Der Verf. führt hier lehrstückhaft vor, wie sich Forschungsthesen verselbständigen und über rationale Gegenargumente hinwegwuchern können, wenn einmal vorgetragene Theorien nicht mehr geprüft, sondern einfach als

gesicherte Tatsachen (miss-)verstanden werden. Insbesondere Wissenschaftler benachbarter Disziplinen (Verf. verweist hier v. a. auf die Iranistik) kann allzu großes unkritisches Vertrauen in Hypothesen, die einmal in Standardwerke (hier die Fragmentensammlung von Bidez/Cumont (*Les mages hellénisés. Zoroastre, Ostanès et Hsytaspes d'après la tradition grecque*, Paris 1939, II 361–376: Fragmente 11–18)) aufgenommen wurden, auf Irrwege führen. Als fast schon komisches Beispiel für die vom Verf. euphemistisch als „unkritische Eigendynamik“ bezeichnete Entwicklung sei die Verwechslung von *canos* in 17, 9 mit *canes* genannt, die einem Forscher unterläuft und ihn zum erläuternden Kommentar ermuntert, es gehe um die „alte, echt iranische Vorliebe für den Hund“ (S. 57 mit Anm. 36). Demgegenüber bringt der Verf. nüchternen Philologenverstand ein und argumentiert einleuchtend dahin gehend, dass über die unstreitigen paraphrasierten Zitate (15, 19; 18, 2) hinaus lediglich an zwei bis drei weiteren der ca. 20 vorgeschlagenen Stellen eine Benutzung der Hystaspes-Apokalypse anzunehmen ist (Zsf. S. 67/8). Die Einleitung wird abgerundet durch kurze, aber kenntnisreiche Hinweise zu Sprache und Stil des Laktanz (S. 71–76) und eine Einführung zur Textüberlieferung (die sich auf Heck/Wlossok stützt) sowie zur eigenen Textgestaltung (S. 76–82).

Text und Übersetzung werden im Anschluss (S. 83–197) in parallelem Druck geboten. Den abgedruckten Text bezeichnet der Verf. ausdrücklich als „Lesetext“, dem nicht die Qualität einer kritischen Neuausgabe zukomme (S. 79). Gleichwohl hat er über die orthographische Standardisierung hinaus gegenüber der Vorlage von Brandt (1890) in etwa 40 Fällen den Text geändert, wobei ihm für die textkritische Arbeit die Kollationen von Heck/Wlossok zur Verfügung standen. Insgesamt hat der Verf. in diesem Bereich große Vorsicht walten lassen, und selbst dort, wo er – mit überzeugenden Argumenten – eine eigene Konjektur vorschlägt (5, 27 add. 7: *offensurum deum*) statt überliefertem, aber unverständlichem *offensum deum* und traditionell konjiziertem <ante> *offensum deum* formuliert er fast schüchtern „temptavi“ (S. 114). Man darf gespannt sein, ob und inwieweit die Textgestaltung mit der in dem in wenigen Jahren zu erwartenden vierten Band der Ausgabe von Heck/Wlossok übereinstimmt. Der textkritische Apparat ist nicht vollständig, sondern bietet (nur) eine Auswahl des Befundes. Wörtliche Zitate sind in einem Testimonienapparat nachgewiesen, alle (auch nur möglichen) Similien werden im Kommentar diskutiert. Für die Nicht-Philologen unter den Benutzern wäre eine Zeichensetzung nach deutscher Tradition (v. a. Abtrennung aller Relativ- und indirekter Fragesätze durch Kommata, evtl. auch Differenzierung von *v* und *u* im Druck) nützlich.

Die Übersetzung hält sich eng an die Originalsyntax, was bei längeren Perioden zwar das flüssige Lesen etwas erschwert. Dieser Nachteil wird aber bei weitem von dem Vorteil überwogen, dass auf diese Weise auch dem Nicht-Philologen der genaue Abgleich bei zweisprachiger Lektüre jederzeit

möglich ist. Darüber hinaus gelingen dem Übersetzer dank eines breiten und tiefen deutschen Wortschatzes im semantischen Bereich oft überaus treffende Lösungen, so dass die Übersetzung den Interessen aller Nutzer entgegenkommen dürfte.

Freilich hat man den Eindruck, dass sich der Verf. von der Neigung seines antiken „Vorbilds“ zu langen Satzperioden zu sehr hat infizieren lassen. Zwingen schon in der Einleitung einige Passagen zur wiederholten Lektüre, so vermindern gerade im Kommentarteil immer wieder „Schachtelsätze“ das Lesevergnügen, so dass man sich glücklich schätzt, dass man als Nutzer eines Kommentars ja in aller Regel nur einige Abschnitte und nicht das ganze Werk am Stück lesen muss. Freilich wird man für diese Mühe, die natürlich auch dem Wunsch nach prägnanter, knapper und doch unanfechtbarer Information auf engem Raum verdankt ist, im Hauptteil des Werkes, dem eigentlichen Kommentar, (S. 199– 620) reich belohnt.

Hier kann der Verf. (mittlerweile Lehrstuhlinhaber für Latinistik in Wuppertal) seine Stärke als Grenzgänger zwischen Klassischer Philologie und Theologie (seinen ursprünglichen Studienfächern) mit breitem historischen und philosophischen Horizont, die er bereits in seiner Eichstätter Dissertation „Vergil im frühen Christentum. Untersuchungen zu den Vergilziten bei Tertullian, Minucius Felix, Novatian, Cyprian und Arnobius“ (Paderborn 2003<sup>2</sup>) bewiesen hat, voll ausspielen. Auf durchschnittlich fast acht Seiten pro Seite Urtext wird Laktanz nach allen Regeln der Kunst in großer Bandbreite kommentiert: Bei den sprachlichen Beobachtungen (z. B. zur Textkritik, zu semantischen und syntaktischen Besonderheiten oder der stilistischen Ausgestaltung) zeigt sich der solide Philologe, der sich auch für umfangreiche Thesaurus-Benutzung nicht zu schade ist. Ähnlich großen Fleiß, verbunden mit breiter Übersicht über das Schrifttum der Antike beweist der Verf. beim Aufdecken und Kommentieren von Similien und noch so unauffälligen Anklängen von Intra- und Intertextualität. Bei Kommentierung, Einordnung und Bewertung philosophischer und natürlich v. a. theologischer Gedankengänge des Laktanz hinwiederum spürt man dem Verf. seine vertiefte (katholisch-) theologische Ausbildung ab. Auch wer einzelne Fragen im Realienbereich hat, wird stets gut bedient.

Neben die große Zahl kürzerer Lemmata mit Spezialbeobachtungen treten öfter thematische, die sich mit übergreifenden Inhalten befassen und einzelne Aussagen und Passagen in das Gesamtwerk einordnen. Als eindruckliches Beispiel für die Umsicht, die der Verf. hier beweist, sollen die Ausführungen zu 15, 1–6 unter dem Titel „Die typologische Deutung der Befreiung aus Ägypten auf die Endzeit hin“ (S. 403–407) angeführt werden. Ausführlich werden hier die Aussagen synoptisch denen aus Buch 4, 10, 5–8 sowie den biblischen Vorlagen gegenübergestellt und dabei grundsätzlich festgestellt, dass Laktanz seine Argumentationsstruktur konsequent durchhält. Doch abschließend wird der

Nutzer auf eine zunächst unscheinbare redaktionelle Besonderheit hingewiesen: Laktanz kündigt im 4. Buch an, er werde im 7. Buch darlegen, wie das Kreuz Christi die Christen ebenso vor den endzeitlichen Plagen schützen werde, wie es das Blut des Passahlamms mit den Israeliten bei der Plage vor dem Auszug aus Ägypten getan habe. Dass Laktanz diesen Vorsatz nicht einlöst, erklärt der Verf. dann einleuchtend damit, dass der Gedanke der Verschonung der Christen nicht zu deren Verfolgung und Bedrängnis, die Laktanz zwei Kapitel später seiner Argumentation nutzbar macht, passe. (S. 406 f.)

Das Plädoyer für Seneca den Älteren (statt dem Jüngeren) als Quelle für den Lebensaltervergleich in 15, 14–17 (S. 424 ff.) ist ein gutes Beispiel für die souveräne Urteilsfähigkeit in in der Forschung strittigen Fragen. Überhaupt nehmen Auseinandersetzungen mit sich oft stark widersprechenden Ansichten in der Forschungsliteratur nachvollziehbarer Weise einen breiten Raum ein (vgl. exemplarisch oben die Diskussion zur Hystaspes-Apokalypse, die natürlich auch in zahlreichen Lemmata eine Rolle spielt). Neben dem ruhigen, klaren Ton, in dem der Verf. in solchen Fällen die Argumente abwägt und die aus seiner Sicht wahrscheinlichste Lösung vorschlägt, beeindruckt in diesem Zusammenhang die ungeheure Breite der Literatur, mit der sich der Verf. auseinandersetzt. Neben der mehrfach benutzten Literatur, die im Literaturverzeichnis bereits 23 Seiten füllt (S. 623–645), wird in Hunderten von Anmerkungen eine sehr große Anzahl von Werken angeführt, die jeweils nur zu einer Spezialfrage herangezogen wurden. Wichtig erscheint dabei, dass neben der deutsch- und englischsprachigen Literatur auch die romanische Forschung zahlreich und prominent vertreten ist. Demgemäß dürfte der Band nicht nur bei Forschern verschiedener Fachrichtungen, sondern auch ganz unterschiedlicher Herkunft auf großes Interesse stoßen.

Als scheinbar kleine, aber doch sehr arbeitsintensive Zugabe enthält der Band im Anhang noch drei Indizes, die die Nutzung des Kommentars erleichtern und ihn zu einem richtigen Nachschlagewerk machen. Nach der Rubrik „Namen und Sachen“ (S. 646–648) und einer Auswahl lateinischer Wörter (S. 649) nimmt dabei der Stellenindex mit Abstand den meisten Platz ein (650–707), der noch einmal in Bibelstellen (S. 650–657), Stellen aus außerkanonischen Schriften (S. 657–658), aus persischer Literatur (S. 658) und aus sonstiger antiker Literatur von Accius bis Zosimus (658–707) gegliedert ist. Eindrucksvoller als durch diesen Index könnte die große Spannbreite der im Kommentar behandelten Themen kaum dokumentiert werden.

Ein klein wenig eingeschränkt wird der rundum positive Eindruck von einigen störenden Druckfehlern. Schlimmes befürchten lässt in diesem Zusammenhang die Vorbemerkung des Autors (S. IX–X), in der (wohl bei einer Überarbeitung) nicht nur zwei überflüssige Wörter stehen geblieben sind, dafür einmal ein nötiger Artikel verloren gegangen und statt „Bibliotheca“ „Bibtotheca“ zu lesen ist, sondern ein Satzbruch den Leser sogar

ganz ratlos zurücklässt: „Diesem Zweck dienen auch die ersten Teile der Einleitung beschränkt sich auf;...“ Zum Glück bessert sich die Situation im weiteren Verlauf, doch sind immerhin im Durchschnitt alle ein bis zwei Seiten kleinere Druckfehler zu verzeichnen, freilich meistens ohne Einfluss auf Sinn und Verständnis (Ausnahme etwa das fehlende „nicht“ in Z. 24 der S. 206). Relativ häufig kommen ungute Trennungen wie „Hydaspesa-pokalypse“ oder „Sibylleno-rakel“ vor, die auch nach der revidierten Fassung der neuen Rechtschreibung, derer sich der Verf. erfreulicherweise bedient, nicht mehr angesagt sind. Überhaupt sind einige Fehler, wie sie Trennprogramme für den PC häufiger machen (Trennung nicht an der Wortfuge, stattdessen einfach letzter Konsonant in der neuen Zeile), stehen geblieben; auch scheint sich der Verf. noch nicht recht damit abgefunden zu haben, dass die Trennung von „st“ nicht mehr „weh tut“.

Diese Formalia können aber den sehr erfreulichen Gesamteindruck des Bandes kaum trüben. Da der stolze Preis von 118 Euro wohl nur von relativ wenigen Forschern mit speziellem Interesse privat aufgebracht werden wird, ist zumindest zu hoffen, dass möglichst viele öffentliche wissenschaftliche Bibliotheken das Werk für ihre Benutzer zur Verfügung stellen werden.

Wolfram Schröttel, Scheinfeld  
[Wolfram.Schroettel@t-online.de](mailto:Wolfram.Schroettel@t-online.de)

Massimiliano Vitiello: *Il principe, il filosofo, il guerriero. Lineamenti di pensiero politico nell'Italia ostrogota*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2006 (Hermes Einzelschriften 97). 284 S. EUR 54.00. ISBN 978-3-515-08875-6.

Die vorliegende Arbeit, hervorgegangen aus einer 2001 an der Universität von Messina vorgelegten Dissertation, beschäftigt sich mit dem politischen Denken im römisch-ostgotischen Italien in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts, begibt sich also auf ein Gebiet, dem bereits zahlreiche Untersuchungen gewidmet wurden, wie die umfangreiche Bibliographie (S. 261–277) eindrucksvoll dokumentiert. Dem Zusammenstoß zweier verschiedener Welten, der romanischen und der germanischen, gilt das besondere Interesse historischen Forschens, wobei sich Vitiello (im folgenden: V.) auf die politischen Grundlagen und dabei insbesondere auf deren ideologische und propagandistische Aspekte konzentriert, die ein Gleichgewicht zwischen Römern und Goten anstrebten. Dieses sollte auf dem Ausgleich zwischen römischer *prudentia* und gotischer *virtus* und damit auf einer Rollenverteilung zwischen beiden Volksgruppen beruhen, wobei die *quies* der einen durch die *vis* der anderen garantiert wäre (S. 14). Die politische Entwicklung nach dem Tode Theoderichs verhinderte jedoch schließlich eine tatsächliche Integration von Romanen und Germanen.

Von den drei Hauptabschnitten des Buches ist der erste dem Rückgriff auf die Prinzipatsideologie (*Considerazioni sul recupero dell'ideologia del principato: Il 're principe novello'*) gewidmet. Ausgangspunkt ist die oft besprochene Erzählung Prokops über die Erziehung Athalarichs durch Amalasantha und die Reaktion der vornehmen Goten darauf (bell. Goth. 1, 2). Dem dabei den Goten zugewiesenen Urteil über den bildungsfernen Theoderich ist das 1. Kapitel gewidmet. Relativiert wird die Beurteilung Theoderichs als *inlitteratus* durch Prokop selbst, der ihn als βασιλεὺς ἀληθῆς würdigt (bell. Goth. 1, 1, 29). Dagegen steht wiederum das Urteil des Anonymus Valesianus (79), nach dem Theoderich in zehn Jahren seiner Herrschaft nicht einmal die vier Buchstaben seiner *subscriptio* lernen konnte. Der gleiche Anonymus hebt jedoch in dem für Theoderich wesentlich freundlicher gesinnten früheren Teil seiner Darstellung die *sapientia* des Ostgotenherrschers hervor (61), die von V. (S. 22) als „saggezza politica“ verstanden wird. Daß es sich bei diesem Gegensatz von „Weisheit“ und literarischer Bildung um einen Topos der spätantiken Herrscherbiographie handelt, kann V. durch nicht wenige Belege deutlich machen, an die sich Überlegungen zur Erziehung und Bildung Theoderichs am Hof in Konstantinopel anschließen. Cassiodor und die Panegyrik des Ennodius zeichnen außerdem das platonische Bild des *purpuratus philosophus*, die V. als Beweis für die „tendenza filoromane“ des ravennatischen Hofes wertet (S. 33). Damit verbunden sind Beobachtungen zur innenpolitischen Situation der Jahre 526 bis zum Krisenjahr 533, also der Zeit unmittelbar nach Theode-

richs Tod bis zu Athalarichs Großjährigkeit. Die beiden Erziehungsformen, die römische und die „barbarische“, werden am Ende des Kapitels noch einmal zusammenfassend gegenübergestellt.

Entsprechend der Grundthese des Autors, daß ein zentraler Punkt der Propaganda Theoderichs die *imitatio* der „guten“ römischen Kaiser wie Trajan, Valentinian oder Theodosius sei (S. 24), trägt das 2. Kapitel des 1. Teils die Überschrift „Teoderico novello princeps“. Aus den zahlreichen Belegen ergibt sich eine klare Vorstellung davon, daß Theoderich in den offiziellen Verlautbarungen eines Ennodius oder Cassiodor ebenso wie in der Darstellung des Anonymus Valesianus und anderer Historiker als ein Herrscher verstanden wurde, der in der Nachfolge der *boni principes* stand. Dabei werden die Äußerungen des Anonymus auf Cassiodor zurückgeführt und mit dem Rombesuch Theoderichs im Jahre 500 in Verbindung gebracht (S. 49). Besonders Trajan ist das Vorbild, das die Herrschertugenden verkörperte, welche Zeitgenossen auch Theoderich zuschrieben. Das gilt besonders für die immer wieder erwähnte *iustitia* des Königs, sodaß dieser Begriff von V. (S. 55) als Leitmotiv der *Variae* Cassiodors gewertet wird. Auch über das Ende der Gotenherrschaft hinaus galt Trajan als vorbildlicher Herrscher (S. 68–70). Die gleiche Bewertung als *bonus princeps* bieten die Quellen für den als Nachfolger Theoderichs ausersehenen Eutharich (Kap. 3). Soweit solche Qualitäten in den *Getica* des Jordanes mit dem Volk der Goten verbunden werden, dürfte diese Darstellung ebenfalls auf Cassiodor zurückgehen (Kap. 4).

Während im Vergleich mit Trajan der Aspekt des Philosophenkönigs noch weitgehend ausgeklammert war, rückt der 2. Teil der Untersuchung in einem ersten Abschnitt (Verso una nuova imagine: Il ‘re filosofo’) diesbezügliche Aussagen in den Mittelpunkt. Grundlage ist das Schreiben Cassiod. var. 10, 3, in dem dem römischen Senat Theodahad als neuer Herrscher vorgestellt wird. Diesem werden außer den traditionell gotischen Tugenden (*nobilitas* und *virtus* der *maiores*) insbesondere die platonischen Herrschereigenschaften zugesprochen, deren sich auch Amalasintha rühmen darf (Cassiod. var. 10, 2, 2 und 11, 1). Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist auch das 3. Gedicht der *Appendix Maximiani* mit dem Lob auf Theodahad, in dem ähnliche politische Maximen vorgetragen werden. Ergänzend und modifizierend tritt daneben das Urteil Prokops über Theodahad (S. 152–162).

Der zweite Abschnitt weitet den Blick auf die Umgebung der Herrscher (Gli amici consiglieri del ‘re filosofo’). An erster Stelle steht Boethius und dessen Bekenntnis zum Herrscherideal Platons in der sogenannten „Apologie“ der *Consolatio* (1, 4). Darüber hinaus zeigt V., wie weitere Stellen der *Consolatio* als politische Aussagen gewertet werden können. Das gilt zunächst für die ὁμοίως θεῶν, für die V. die politische Komponente im Gegensatz zwischen der *feritas* der Barbaren und der *humanitas* und *sapientia* der ostgotischen Herrschaft sieht, die zur *divinitas* führe (S. 171). Freilich wird diese Interpreta-

tion der ὁμοίως θεῶν in der *Consolatio* so nicht ausgesprochen, ist aber im Kontext von V.s Argumentation nicht auszuschließen. Politisch wird von V. auch die Diskussion über die wahren und falschen Güter im 2. und 3. Buch der *Consolatio* verstanden, ebenso die Aussagen über das Weltregiment Gottes und der Gegensatz zwischen *potentia bonorum* und *infirmitas malorum* im 4. Buch. Sie alle bilden die Grundlage, auf der die politisch eindeutigen Angriffe gegen die tyrannischen Herrscher vorgetragen werden, als deren Muster Nero gilt. Dazu gesellt sich die Klage über das Fehlen einer von der Philosophie bestimmten Herrschaft. Am Ende dieser Ausführungen stellt V. die spannende Frage, inwieweit sich die Aussagen in der *Consolatio* auf die Regierung unter Theodahad ausgewirkt haben, dem Boethius zu Lebzeiten sicher am Hof in Ravenna begegnet war. Ein anschließender kürzerer Abschnitt geht den philosophischen Motiven in den Elegien des Zeitgenossen Maximian und ihren Bezügen zur *Consolatio* nach (S. 184–190).

Da die *Variae* Cassiodors eine Hauptquelle für die Überlegungen von V. darstellen, ist dem Senator mit Recht ein eigenes Kapitel gewidmet (S. 191–214), ausgehend von seiner letzten Funktion als *Praefectus praetorio* unter Amalasantha und der Bewertung dieses Amtes in Cassiod. var. 6, 3. Die Beraterrolle des *Praefectus* wird dort durch den Vergleich mit der Rolle Josephs beim Pharao Ägyptens erklärt, also offensichtlich nicht in klassisch-paganer Weise, aber passend zu den späteren biblisch-theologischen Abhandlungen Cassiodors (näher ausgeführt S. 209–214: „Cassiodoro al ritiro dall’attività politica“). Aber auch da zeigt das Nebeneinander von *potentia* und *sapientia* ein platonisches Motiv (S. 192). Dagegen wird das Amt des Quaestors in den traditionellen Kategorien bewertet. Von daher scheinen auch nicht wenige Äußerungen der *Consolatio* mit entsprechenden Passagen der *Variae* zusammenzustimmen (S. 203–209), aber auch mit den theoderichfeindlichen Äußerungen des Anonymus.

Rang und Einfluß der Anicier im politischen Leben der Ostgotenzeit waren bis zum Tod des Boethius und des Symmachus ungebrochen. Aber schon bald nach dem Tode Theoderichs kann erneut eine enge Verbindung zwischen den Amalern und den Aniciern aus den *Variae* nachgewiesen werden. Cassiodors *Ordo generis Cassiodorum* tritt bestätigend hinzu (S. 215–222).

Mit der Ermordung Amalasanthas begann unter veränderten Vorzeichen die letzte Phase der ostgotischen Herrschaft in Italien, die im kurzen dritten und letzten Teil besprochen wird. Die germanischen (oder besser: barbarischen) Kräfte gewannen die Oberhand. Mit Vitigis schwand die Hoffnung auf einen „sincretismo romano-gotico“ (S. 226). Der Panegyricus des Cassiodor auf ihn rühmt denn auch nur noch den Krieger, nicht den *rex philosophus*. Matasunta hingegen werden die traditionellen Werte der amalischen Prinzessinnen zugesprochen (S. 238–249). Am Ende fällt noch ein kurzer Blick auf die Theoderich-Rezeption bei Karl dem Großen.

Die sorgfältig dokumentierte Darstellung ist klar aufgebaut, argumentiert überzeugend (allerdings nicht ohne gelegentliche Wiederholungen) und kommt zu einem in sich stimmigen und schlüssigen Gesamtbild des politischen Denkens im ostgotischen Italien. Die gesammelten Belege machen deutlich, wie auch noch im 6. Jahrhundert die Vorstellungen des idealen *princeps* im Westen lebendig bleiben und mit den Amalern verbunden werden konnten.<sup>1</sup> Wenn auch die offiziellen Verlautbarungen aus dem Umfeld des ravennatischen Hofes sich häufig der traditionellen Topik des Herrscherlobs bedienen, so ist doch die Einstimmigkeit der Äußerungen ein starkes Indiz dafür, daß tatsächlich die Amaler dieses Ideal für sich beanspruchten und dieser Anspruch auch von den Zeitgenossen bestätigt wurde. Das Verfahren gegen Boethius und Symmachus wurde schon von Prokop als eine gewiß schwerwiegende, ab er doch einmalige Abweichung von dieser Linie angesehen (bell. Got. 1, 1, 39 ἀδίκημα τοῦτο πρῶτόν τε καὶ τελευταῖον ἐς τοὺς ὑπηκόους), während das wortbrüchige Vorgehen gegen Odoaker, offensichtlich als der Staatsräson verpflichtet, ohne Widerspruch akzeptiert wurde. – Leider fehlt ein Stellenindex, Druckversehen sind selten.

Joachim Gruber, Erlangen  
[joachim.gruber@nefkom.net](mailto:joachim.gruber@nefkom.net)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

1 Nicht berücksichtigt ist dabei die theoderichfeindliche Darstellung des Marcellinus Comes. Dazu jetzt ausführlich Andreas Goltz: Barbar – König – Tyrann. Das Bild Theoderichs des Großen in der Überlieferung des 5.–9. Jahrhunderts. Berlin/New York 2008, 86–116 und die Besprechung in Plekos 11, 2009.

Heiko Steuer, Volker Bierbrauer (Hrsgg.): Höhensiedlungen zwischen Antike und Mittelalter von den Ardennen bis zur Adria. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 58. Berlin/New York: Walter de Gruyter Verlag 2008. 894 S. zahlr. Abb. EUR 198, \$ 277. ISBN 978-3-11-020235-9.

Der im Folgenden zu besprechende, mit knapp 900 Seiten sehr umfangreiche Band beinhaltet 24 Beiträge des gleichnamigen Symposiums, das vom 14.–16. April 2004 in Freiburg stattfand sowie einen resümierenden Beitrag der Herausgeber. Lediglich drei der in Freiburg gehaltenen Beiträge fehlen.<sup>1</sup>

In ihrer Einführung setzen die beiden Herausgeber des Bandes, zugleich Organisatoren der Tagung, Heiko Steuer und Volker Bierbrauer, den thematischen, zeitlichen und geographischen Rahmen. Zielsetzung ist die Betrachtung des Phänomens der Höhensiedlungen in Spätantike und frühem Mittelalter, Ausgangspunkt die Arbeitsgebiete Heiko Steuers in Südwestdeutschland und Volker Bierbrauers in Norditalien. In sehr knapper, fast schon tabellarischer Form werden Fragestellung und Abgrenzung des Themas formuliert (S. 9–12). Dem vorangestellt ist eine anschauliche und hilfreiche Übersichtskarte (S. XI), auf der die im Tagungsband behandelten und kartierten Gebiete dargestellt sind und wo auf die jeweilige Seitenzahl verwiesen wird. Dadurch wird auch deutlich, dass das Arbeitsgebiet über den im Titel angegebenen Raum „zwischen Ardennen und Adria“ – etwa mit einem im Zusammenhang mit Höhensiedlungen zunächst überraschenden Beitrag aus den Niederlanden – hinausreicht.

Die folgenden Beiträge sind geographisch geordnet. Beginnend mit dem ehemaligen nordgallischen Gebiet (S. 13–120) geht es zunächst nach Südwestdeutschland mit Höhensiedlungen beiderseits des Rheins (S. 121–341), anschließend – von West nach Ost – in den Alpenraum nördlich des Alpenhauptkammes bis ins Karpatenbecken (S. 341–480). Anschließend wird das Ostalpengebiet südlich des Alpenhauptkammes und der nördliche Balkan behandelt (S. 481–642), um danach Nord- und Mittelitalien zu betrachten (S. 643–764). Es folgt ein geographischer Sprung nach Norden in (aus Sicht des Themas) eher periphere Regionen: das Maas-Rhein-Gebiet (S. 765–793), dem eigentlich noch das Nordseeküstengebiet gefolgt wäre – einer der nicht abgedruckten Beiträge, der andernorts publiziert werden soll. Schließlich beenden zwei historische Beiträge zur Spätantike sowie zur frühen Karolingerzeit den Block der Tagungsbeiträge.

1 Dieter Neubauer: Völkerwanderungszeitliche Höhensiedlungen im Maintal; Sabine Ladstätter: Die materielle Kultur des 4.–6./7. Jahrhunderts in Nordtirol und Kärnten; Haio Zimmermann: Befestigungen und Reichtumszentren der Völkerwanderungszeit im Nordseeküstengebiet; François Pétry: Der Odilienberg bei Strasbourg.

Der Hauptteil beginnt mit dem Beitrag von Raymond Brulet, der die Region zwischen Venn/Hennegau und Eifel betrachtet (S. 13–70). Er stellt dem Aufsatz Überlegungen zum Konzept der „Höhensiedlung“ voran und fragt nach den unterschiedlichen Termini, die hierfür in Verwendung sind (habitat perché, habitat/fortification d’hauteur, hillfort u. a.), bevor er einige Anlagen knapp vorstellt. Ergänzend finden sich dazu in tabellarischer Form Fundinventare dieser Stationen. Horst Wolfgang Böhme behandelt erneut – aufgrund gegenteiliger Diskussionsansätze – die Frage, inwieweit spätrömische Militärgürtel tatsächlich „militärisch“ waren (S. 71–103). Diese Frage ist für das Thema bedeutend, hängt davon doch die Interpretation vieler Höhensiedlungen als militärische oder zivile Stationen ab – zumal die Garnituren oft die einzig gut ansprechbare Fundgruppe darstellen. Ergebnis seiner Darlegungen ist, dass die Gürtel von „römischen Soldaten“ germanischer Herkunft (S. 101) getragen wurden und diese die Besetzung in den nordgallischen Höhenbefestigungen stellten. Er wirft auch die Frage auf, entgegen den Interpretationsansätzen der Tagungsorganisatoren, ob nicht auch die südwestdeutschen Höhenbefestigungen in dieser Art und Weise zu deuten sind. Der Beitrag von Karl-Josef Gilles (S. 105–120) summiert als Zwischenbericht den seit dem Erscheinen seiner Monographie zu spätrömischen Höhensiedlungen zwischen Eifel und Hunsrück im Jahr 1985 sowie einem 1998 erschienenen Aufsatz erweiterten Forschungsstand. Zudem resümiert er die wesentlichen, bislang ungeklärten Fragen (wer stellte die Besetzung der Höhensiedlungen, Foederaten, Limitantruppen oder Teile des comitatensischen Heeres?) und fordert zu ihrer Beantwortung mehr gezielte Feldforschungen.

Als erste Einzelstudie folgt der Heiligenberg bei Heidelberg durch die Autoren Peter Marzoff und Uwe Gross (S. 121–163). Bei diesem Beitrag erschweren fehlende Zwischenüberschriften und ein essayistischer Stil die Übersicht. Die Autoren setzen die lokalen Gegebenheiten beim Leser als bekannt voraus: Bei der weit gestreuten Leserschaft „von den Ardennen bis zur Adria“ ist eine solche Kenntnis jedoch nicht unbedingt zu erwarten. Hier wäre ein kurzer Überblick zur Befundlage nötig gewesen, wie er dann auch von Steuer und Bierbrauer ersatzweise im Nachwort gegeben wird. Auf dem Heiligenberg sind spätantike Funde äußerst dürftig vorhanden: Militaria fehlen, eine Höhenstation dieser Zeit wird jedoch aus allgemeinen Überlegungen nicht ausgeschlossen.

Marcus Zagermann setzt sich mit den Befestigungen des Breisacher Münsterbergs in spätrömischer Zeit auseinander (S. 165–183). Anlass waren Details in bislang publizierten Plänen, die so stark rekonstruiert waren, dass sie eine erneute Zusammenstellung der bisherigen archäologischen Befunde dieser bedeutenden Befestigung lohnend machten. Ebenfalls mit dem Breisacher Münsterberg befasst sich Christel Bücker (S. 185–212). Schwerpunkt dieses Beitrags ist die frühmittelalterliche Zeit und die Bedeutung des Münsterberges

als Zentralort, die durch den Nachweis von Handel (Importe) und Handwerk (Buntmetallhandwerk, Glasherstellung, Münzprägung) belegt ist.

Der ausnahmsweise z. T. bunt bebilderte Beitrag von Heiko Steuer und Michael Hoepfer (S. 213–260) beschäftigt sich mit den völkerwanderungszeitlichen Höhensiedlungen am westlichen Schwarzwaldrand. Steuer und Hoepfer sehen in den Höhenstationen, die von der Mitte des 4. Jahrhunderts bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts belegt waren, Wohnsitze alamannischer Eliten. Die Wahl eines topographisch hervorgehobenen Platzes erfolgte nicht nur aus strategischen, sondern wohl auch aus Repräsentationsgründen (S. 250). Die Autoren wenden sich ausdrücklich gegen eine Deutung als Foederatenansiedlung (S. 244), schließen dabei jedoch eine zeitweilige Anwesenheit von Foederatenverbänden nicht grundsätzlich aus (S. 249). Die Höhenstationen, die sich über ein großes Gebiet in ganz Süddeutschland verteilen und schon allein deshalb die These einer römischen Initiative widerlegen (S. 254), sind durchaus unterschiedlich in ihrer Größe und Struktur und Zusammensetzung des Fundstoffs und können daher auch unterschiedliche Funktionen gehabt haben, als Fürstensitze, Heerlager, Rückzugsraum oder Kultplatz (S. 246).

In einer gut lesbaren Einzelstudie zum Runden Berg bei Urach am Nordrand der Schwäbischen Alb, der bereits seit Jahrzehnten intensiv erforscht wird, legt Dieter Quast (S. 261–322) den Schwerpunkt auf den siedlungshistorischen Kontext dieser Höhenbefestigung. Quast sieht den Runden Berg bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts als eingebunden in den römischen Wirtschaftsraum, wohl im Rahmen von Subsidienszahlungen und Foederatentributen. Nach dem Zusammenbruch des Imperiums nach der Mitte des 5. Jahrhunderts macht sich der „Herr“ des Runden Bergs „selbständig“ (Anführungszeichen durch Quast, S. 313).

Jochen Haberstroh nimmt Nordbayern und dessen benachbarte Regionen in den Blick, ausgehend von den Untersuchungen am Reisberg bei Schefflitz-Burgellern (S. 323–339). Haberstroh stellt zur Diskussion, es könne sich in Süddeutschland bei dem Siedlungsmodell „Höhensiedlung“ um ein römisch beeinflusstes Phänomen handeln, eine Art „imitatio romana“ (S. 329), spricht sich aber aus chronologischen Gründen gegen eine direkte Einflussnahme Roms im Sinne von Pufferstaaten aus (S. 333). Hier hätte sich der Beitrag von Dieter Neubauer zu den völkerwanderungszeitlichen Höhensiedlungen im Maintal angeschlossen, den ersatzweise V. Bierbrauer und H. Steuer in ihrem Nachwort knapp referieren (S. 833 f.).

Nach Süd- und Südwestdeutschland wird nun der benachbarte Nordalpenraum behandelt. Reto Marti untersucht in einer regionalen Studie das Schweizer Jura in Spätantike und Frühmittelalter (S. 341–380). Zunächst werden fünf Beispiele vorgestellt, anschließend die verschiedenen Phasen mit jeweils unterschiedlichen Nutzungen gezeigt (Refugien, Verstecke von Räuberbanden, Residenzen). Als Einzelstudie folgt nun der „Grosse Chastel“ im

Solothurner Jura durch Christoph Philipp Matt (S. 381–387), der sehr knapp für eine Interpretation des als Rückzugsort in Krisenzeiten argumentiert, gegen eine Forschungsmeinung, die dort ein Höhenheiligtum ansiedeln will. Max Martins Regionalstudie zu den römischen Provinzen Raetia I und Maxima Sequanorum (S. 389–425) stellt die wichtigsten Fundplätze chronologisch in der Reihenfolge ihrer Enddaten vor, da sie hinsichtlich ihres Siedlungsbeginns nicht voneinander zu unterscheiden sind (S. 393). Die Höhenstationen sind Siedlungen der einheimischen Bevölkerung, die im nördlichen Teil der Region bald wieder aufgegeben werden. Im südlichen Teil dagegen werden die Anlagen als Wohnsitze der gesamten Bevölkerung beibehalten und ausgebaut.

Der folgende geographische Raum, das östliche Voralpengebiet, wird durch den Beitrag von Alois Stuppner vertreten, der den anhand großflächiger Ausgrabungen gut untersuchten Oberleiserberg bei Erntenbrunn in Niederösterreich vorstellt (S. 427–456), einen befestigten völkerwanderungszeitlichen Königssitz 40 km nördlich des spätantiken römischen Reichs.

Es folgen mehrere regionale Studien, die den Stand der Forschung für den jeweiligen Untersuchungsraum zusammenfassen. Dies ist sehr hilfreich, ist doch die entsprechende Literatur oft nicht in deutscher oder englischer Sprache zugänglich. Karol Pieta behandelt das Phänomen der Höhenstationen im nördlichen Karpatenbecken (S. 457–480), die dort mehrfach zwischen Markomannenkriegen und dem Vordringen der Slawen aufgesucht wurden. Slavko Ciglenečki stellt den Forschungsstand in Slowenien vor (S. 481–532), der auch Bedeutung für die später im Band behandelten italienischen Höhengründungen hat, handelt es sich hier doch um einen in der Völkerwanderungszeit wichtigen Durchzugsraum. Mihailo Milinković (S. 533–557) stellt die befestigten Höhenanlagen in Serbien vor, die den Charakter befestigter Dörfer aufweisen. Auch im Hinterland der ehemaligen Provinz Dalmatien, dem heutigen Bosnien-Herzegowina, zieht die Bevölkerung damals auf höhere, geschützte Anlagen um, jedoch handelt es sich nicht um die Gesamtbevölkerung und der Wegzug erfolgt auch nicht gleichzeitig, wie Perica Špehar zeigt (S. 559–594). Kärnten und Nordtirol wird durch den Beitrag von Franz Glaser dargestellt (S. 595–642), der sich schwerpunktmäßig mit frühen Kirchen befasst.

Das heutige Italien – der zweite geographische Schwerpunkt des Bandes nach Südwestdeutschland – wird von mehreren Autoren untersucht. Volker Bierbrauer (S. 643–713) behandelt Südtirol/Trentino und Friaul getrennt, zwei topographisch unterschiedliche Räume. Er betont mehrfach – zurecht –, dass die archäologischen und die historischen Quellen getrennt zu untersuchen seien, um Zirkelschlüsse zu vermeiden. Im Zweifelsfall müssen Fragen offen bleiben, bevor diese vorschnell beantwortet werden, so etwa die Frage nach den Bezügen zwischen Höhengründungen und Talsiedlungen. Bierbrauer kommt zu dem Schluss, dass die Höhengründungen in Südtirol und im Trentino als Siedlungen der Romanen und nicht als Militärstationen der Langobarden

angelegt wurden. Auch für Friaul, für dessen Höhensiedlungen die Forschungsmeinung Langobarden als Träger annimmt, sucht Bierbrauer anhand des von ihm untersuchten Invillino-Ibiglo kaiserzeitliche Wurzeln. Als Vertreter der gegenteiligen Forschungsmeinung kommen anschließend Gian Pietro Brogiolo und Elisa Possenti (S. 715–748) zu Wort, die die Höhensiedlungen Oberitaliens betrachten. Sie unterscheiden spätantike, ostgotenzeitliche und langobardenzeitliche Befestigungsanlagen. Die Befestigungsanlagen hatten in den unterschiedlichen geographischen Regionen jeweils eine unterschiedliche Entwicklung und stellen Reaktionen auf unterschiedliche Bedrohungen dar. Was die ethnische Deutung betrifft, legen sich die Autoren nicht recht fest, sehen in den Befestigungsanlagen aber jeweils staatlich bzw. von oben gelenkte Baumaßnahmen. Carlo Citter behandelt knapp sowohl anhand historischer als auch archäologischer Quellen 600 Jahre Siedlungsentwicklung in Mittelitalien (S. 749–764). Zunächst sei eine Bildung von „nucleated settlements“ bzw. „hilltop settlements“ aus fortifikatorischen Gründen erfolgt, später diene dies der Machtkonzentration der Feudalherren.

Von Mittelitalien folgt ein geographischer Sprung in den Norden, in das Maas-Rhein-Gebiet, das von Frans Theuws behandelt wird (S. 765–793). Hier hätte sich der Tagungsbeitrag Haio Zimmermanns zum Nordseeküstengebiet angeschlossen. Höhensiedlungen gab es in diesen Räumen aus topographischen Gründen nicht. Gleichwohl haben diese Regionen im vorliegenden Band ihre Berechtigung, erfüllen doch die dortigen Zentralsiedlungen eine vergleichbare Funktion wie die Höhensiedlungen im nordgallischen bzw. südwestdeutschen Raum. Frans Theuws argumentiert in seinem Beitrag gegen das bipolare Schema von zwei sich gegenüberstehenden Einheiten, den Römern einerseits und den Germanen andererseits. Er sucht Erklärungen der gesellschaftlichen Transformationen in anderen Faktoren, die für Identitätsbildung wesentlicher gewesen seien, wie verschiedenen Gruppenkulturen, z. B. Gender, d. h. die gesellschaftliche Rolle entsprechend Geschlecht, Alter, sozialer Stufe etc. (S. 788).

Etwas bezugslos wirkt an dieser Stelle der gemeinsame Beitrag zur schriftlichen Überlieferung von der Spätantike (Thomas Zotz) zur frühen Karolingerzeit (Dieter Geuenich) (S. 795–820) – er hätte auch an den Beginn des Bandes gesetzt werden können, ohne dass bei den Deutungen eine „Tyrannei der Schriftquellen“ (S. 7) oder eine gemischte Argumentationen zu befürchten gewesen wären. Alternativ hätte der Aspekt der schriftlichen Überlieferung auch ausgeweitet werden können, um weitere Quellen für andere der im Band behandelten Räume zu erschließen, etwa Paulus Diaconus oder byzantinische Quellen.

Anschließend ergreifen die beiden Herausgeber in einem bescheidenen „Nachwort – Ergebnisse und offene Fragen“ betitelten, umfassenden Resümee das Wort (S. 821–872). Hier werden noch einmal die einzelnen Beiträge sowie

auch die nicht abgedruckten Vorträge der Tagung kurz referiert. Außerdem wird über die Ergebnisse der auf der Tagung stattgefunden Diskussionen berichtet. Darüber hinaus werden weitere für das Thema wichtige Forschungen zusammengefasst, so dass dieses „Nachwort“ einen sehr anschaulichen Überblick über den Forschungsstand zu Höhensiedlungen zwischen Adria und Ardennen bietet. Vermisst hat die Rezensentin lediglich, dass kein Vertreter der provinzialrömischen Forschung zu Wort gekommen ist, da zumindest für den südwestdeutschen Raum die Rolle der Höhensiedlungen „mit der militärischen Situation während der Spätantike zusammen [hängt]“ (S. 830).

Insgesamt ist der Tagungsband mit großem Gewinn zu lesen. Insbesondere die verschiedenen Auffassungen und Forschungsmeinungen, die sich zum Teil konträr entgegenstehen und hier einen Diskussionsraum bekommen, tragen zur wissenschaftlichen Bedeutung des Bandes bei. Da der Forschungsstand bislang für viele der behandelten Höhensiedlungen noch wenig fortgeschritten ist und die Interpretation der bisherigen Forschungen offenbar noch lange nicht erschöpfend diskutiert ist, bleibt zu hoffen, dass dieser Band nicht der letzte zu diesem spannenden Thema bleiben wird.

Die Ausstattung mit Leineneinband und hochwertigem Papier ist gewohnt edel. Allerdings fallen einige wenige der zahlreichen Abbildungen als qualitativ minderwertig auf: So würde man die Abbildungen auf S. 575 und 576 in einem Band dieser Preisklasse nicht erwarten, genauso wenig handgezeichnete Pläne und Skizzen wie auf S. 122 ff. Nützlich ist ein Ortsregister am Schluss des Bandes. Dort findet sich auch ein Autorenverzeichnis.

Marion Brüggler, Xanten  
[marion.brueggler@lvr.de](mailto:marion.brueggler@lvr.de)

Andreas Goltz: *Barbar – König – Tyrann. Das Bild Theoderichs des Großen in der Überlieferung des 5. bis 9. Jahrhunderts.* Berlin/New York: Walter de Gruyter 2008 (Millennium-Studien 12). XV, 681 S. 18 Abb. EUR 98.00. ISBN 987-3-11-018985-8.

Die Gestalt des Ostgotenkönigs erfreut sich nach wie vor besonderer Aufmerksamkeit vonseiten der Althistoriker.<sup>1</sup> Um so notwendiger ist es, daß immer wieder Arbeiten erscheinen, die den Stand der Forschung zusammenfassen und damit ein gutes Fundament für weitere Untersuchungen bilden. Als ein solcher zusammenfassender Überblick mit nicht wenigen neuen Akzentuierungen und Bewertungen stellt sich die vorliegende Publikation dar, die angesichts der Stofffülle vernünftigerweise nur bis zum 9. Jh. reicht; der Schwerpunkt liegt im 6. Jh.

Nach einem kurzen Überblick über das Bild Theoderichs im Wandel der Zeiten, über den Forschungsstand und die Konzeption der vorliegenden Untersuchung wird zunächst, entsprechend der Gliederung in regional geordnete Zeitabschnitte, die frühe byzantinische Überlieferung bis zum Tode Anastasios' I. im Jahre 518 besprochen (S. 27–85).

Obwohl die Werke dieser Textgruppe nur fragmentarisch überliefert sind, bieten ihre Autoren als Zeitzeugen zuverlässige Informationen. Herangezogen sind Malchos von Philadelpheia, Eustathios von Epiphaneia, Theodoros Anagnostes und, mit einer kurzen Notiz aus der *Vita Isidori*, Damaskios von Damaskus. Für jeden Autor wird zunächst eine kurze Einführung in Vita und Werk gegeben. Daran schließen sich die Einzelbesprechung der auf Theoderich bezüglichen Aussagen, aus denen das Theoderichbild des jeweiligen Autors gewonnen wird. Die Fragmente des Malchos beziehen sich auf die Jahre 473/74 bis 480 und zeichnen ein tendenziell freundliches Bild von dem Amaler im Gegensatz zur inkompetenten Politik des Kaisers Zenon, in dessen Diensten er als στρατηγός des Ostreichs stand. Die Beurteilung Theoderichs durch Malchos dürfte dem Urteil der Führungsschicht in Byzanz entsprechen (S. 41). Eustathios bestätigt dieses Bild. Auch der Kirchenhistoriker Theodoros gibt eine für Theoderich positive Darstellung, wenn er die Rolle des arianischen Amalers im Laurentianischen Schisma bespricht. Spätere Kritikpunkte wie die Ermordung Odovacars oder der Vorwurf der τυραννίς fehlen (S. 69). Daraus ergibt sich mit wünschenswerter Klarheit, daß von einem gespannten Verhältnis zwischen Ravenna und Byzanz zu Beginn der Regierung Theoderichs in Italien, wie sie in der Forschung öfters postuliert wird, nicht die Rede sein kann (S. 74). Auch aus der Ernennung und Anerkennung westlicher und östlicher Konsuln lassen sich in dieser Hinsicht keine tragfähigen Schlüsse ziehen.

1 Nicht mehr berücksichtigt wurde die Arbeit von Massimiliano Vitiello: *Il principe, il filosofo, il guerriero. Lineamenti di pensiero politico nell'Italia ostrogota.* Stuttgart 2006; Rez. J. Gruber, Plekos 11, 2009, 79–82.

Chronologisch anschließend werden die byzantinischen Quellen bis 565, also bis zum Tod Justinians, besprochen. Mit Marcellinus Comes tritt erstmalig im Osten ein theoderichfeindlicher Autor in Erscheinung. Die negative Bewertung Theoderichs durch Marcellinus erklärt Goltz weniger mit dem Argument Crokes<sup>2</sup>, Marcellinus habe die Verwüstungen durch Theoderich auf dem Balkan selbst miterleiden müssen, als vielmehr, einer Anregung Stefan Krautschicks<sup>3</sup> folgend, mit einer Übereinstimmung mit Justinians Westpolitik, die auf eine Wiedergewinnung des durch die germanischen „Barbaren“ besetzten Reichsgebiets abzielte. Während allerdings der Gedanke einer *restauratio imperii* bei Justinian durch einen Teil der neueren Forschung bestritten wird,<sup>4</sup> kann Goltz zeigen, daß die Darstellung der Ereignisse von 476 durch Marcellinus vorzüglich zu den Plänen einer *restauratio imperii* paßt (S. 99–103). Dabei stellt Goltz erwägenswerte Überlegungen zu einer Datierung der Chronik nach 523 an. Die Zeit einer verschärften Spannung zwischen dem Gotenreich und Byzanz mit den Prozessen gegen Boethius und Symmachus würde den passenden Hintergrund für eine Revision der byzantinischen Westpolitik im Sinne einer Neuordnung der Herrschaftsverhältnisse abgeben. Eine vergleichbare theoderichfeindliche Tendenz findet sich auch in der wohl zur gleichen Zeit entstandenen Weltchronik des Johannes von Antiochien (S. 116–156). Sie ist auch eine Hauptquelle für die Frühgeschichte des Gotenreichs in Italien. Dabei nimmt die Diskussion der Motive für die Ermordung Odovacars (Blutrache, drohender Verrat vonseiten Odovacars) breiten Raum ein (S. 134–156). Goltz versucht, das Handeln Theoderichs verständlich zu machen und korrigiert damit die verbreitete Forschungsposition, die weitgehend der Darstellung des Johannes folgte. In der Zusammenfassung (S. 156–176) werden die politischen Hintergründe für die verschlechterte Beziehung zwischen Theoderich und Byzanz in den Jahren um 523 umsichtig erörtert. Somit entsteht ein differenziertes Bild auch der frühen Pläne Justinians für eine Wiedergewinnung des Westens.

Für die Zeit nach Theoderichs Tod ist als erste byzantinische Quelle die Weltchronik des Johannes Malalas zu nennen. Ihre theoderichfreundliche Darstellung, in der dem Herrscher „die zentralen Tugenden der *παιδεία* und *δικαιοσύνη* beigelegt werden“, unterscheidet sich grundlegend von den früheren byzantinischen Chroniken des Marcellinus und Johannes und „wird für die spätere byzantinische Theoderichüberlieferung bestimmend“ (S. 204f.). Wichtigste Quelle dafür ist zweifellos Prokopios. Sein positives Bild ist nur durch wenige negative Äußerungen getrübt, wie etwa durch die Darstellung vom Ende des Ostgotenherrschers. Für die Quellen dafür kann auch Goltz nur

2 Count Marcellinus and his Chronicle. Oxford 2001; Rez. T. Schmitt, Plekos 7, 2005, 203–214.

3 Historia 35, 1986, 344–371.

4 K. L. Noethlichs, Plekos 5, 2003, 89.

vermutungsweise stadtrömische Informationen aus den Umfeld des Senats verantwortlich machen (S. 263–267). Interessant und erwägenswert ist die Interpretation der theoderichfreundlichen Grundhaltung bei Prokop als Gegenbild zu Justinian: Hier der gerechte, vorausschauende, tapfere, finanzpolitisch kluge und bei den Untertanen beliebte König, dort der Kaiser, der sich durch Ungerechtigkeit, Feigheit und Geiz auszeichnet und bei seinen Untertanen verhaßt ist (S. 252). Auch Jordanes zeichnet im wesentlichen ein theoderichfreundliches Bild, besonders in den *Getica*, deren Abhängigkeit von Cassiodors *Historia Gothorum* ausführlich diskutiert wird (S. 285–299).

Der folgende Großabschnitt richtet den Blick auf die Texte, die im Ostgotenreich vor dem Gotenkrieg entstanden. In chronologischer Reihenfolge werden zunächst die Brief des Papstes Gelasius I. (492–496) kurz betrachtet, in denen der Papst durchaus mit Anerkennung und Respekt vom Ostgotenherrscher spricht. Zu den bedeutendsten Quellen gehören die einschlägigen Texte des Ennodius. Besonderes Interesse verdient dabei der *Panegyricus Theoderici regis dictus* vom Jahr 507 (S. 312–322). Theoderich erscheint darin „als der Friedens- und Heilsbringer, der die Gnade Gottes besitzt“ (S. 313). Dieses panegyrisch überhöhte Bild deckt sich weitgehend mit den Äußerungen in anderen Schriften des Ennodius, nämlich der *Vita Epiphani episcopi Ticinensis*, dem *Libellus pro synodo* und in einzelnen Briefen. Teilweise kritisch ist dagegen das Bild in einigen Viten des *Liber pontificalis*.

Weitgehend ausgeklammert bleiben die *Variae* Cassiodors, „die offiziellen Verlautbarungen des Amalers, für deren Formulierungen zwar Cassiodor verantwortlich zeichnete, Theoderich aber die inhaltlichen Grundzüge bestimmte“ (S. 343). Vitiello (wie Anm. 1) konnte zeigen, wie gerade auch die Formulierungen Cassiodors mit dem Urteil der Zeitgenossen zusammenstimmen, sodaß sie durchaus einer Berücksichtigung wert sind. Immerhin wird diese Übereinstimmung von Goltz *ibid.* konstatiert, der dagegen das positive Theoderichbild in Cassiodors Chronik näher darstellt.

Negativ beeinflußt wird dieses Theoderichbild jedoch durch die Umstände und Folgen des Prozesses gegen Boethius und Symmachus. Die in der Forschung schon seit langem und immer wieder diskutierten wenigen Quellen (*Boethius, Consolatio; Anonymus Valesianus; Liber pontificalis*) werden von Goltz noch einmal eingehend besprochen (S. 355–400). Schwerer aus den Quellen zu belegen sind allerdings die Überlegungen über einen Gegensatz zwischen der Mehrheit des Senats und dem Angeklagten (S. 360 f.), da Boethius selbst in der *Consolatio* wiederholt seine Loyalität gegenüber dem Senat betont (1, 4, 20, 23), von dem er sich aber im Stich gelassen fühlt. Daß seine außergewöhnliche politische Karriere bei anderen Senatoren nicht unbedingt auf Sympathie traf, ist jedoch eine ansprechende Vermutung. Nach wie vor problematisch, da aus der Sicht des Angeklagten geschrieben, sind die Äußerungen des Boethius selbst in seiner *Consolatio*. In diesem Zusammenhang kann Goltz zeigen, daß

sich die öffentliche Meinung während des Prozesses, nicht zuletzt wegen des Magie-Vorwurfs, offensichtlich gegen Boethius gerichtet hat. So erklärt sich auch, weshalb das Verhältnis zwischen Römern/Byzantinern und Goten auch nach der Hinrichtung der beiden Senatoren unverändert gut blieb. Im übrigen hat aber die Hinrichtung des Symmachus in den Quellen zunächst ein wesentlich stärkeres Echo hervorgerufen als die des Boethius. Das gilt v. a. für die theoderichfeindliche Darstellung im *Liber pontificalis* (S. 400–432). Während in der Forschung meist der Blick auf Boethius gerichtet ist, nicht zuletzt wegen dessen kaum zu überschätzenden Einflusses auf das mittelalterliche Geistesleben, relativiert Goltz durch seine eindringliche Analyse der Quellen die verbreitete Auffassung von der angeblichen Wirkung des Prozesses gegen Boethius und Symmachus.

Ein kurzes V. Kapitel behandelt „die okzidentale Überlieferung außerhalb Italiens in der 1. Hälfte des 6. Jahrhunderts“ (S. 433–446). Besprochen sind die knappen Nachrichten bei Avitus von Vienne vor dem Hintergrund der ostgotisch-burgundischen Beziehungen, die *Vita Fulgentii* und die *Vita Caesarii*. Irgendwelche Nachrichten über Reaktionen auf das Vorgehen gegen Boethius und Symmachus fehlen darin.

Der „Überlieferung in Italien im Umfeld des Gotenkrieges“ ist das folgende VI. Kapitel gewidmet. Besprochen wird darin die 2. Redaktion des *Liber pontificalis* und die Darstellung des *Anonymus Valesianus*. Die Bearbeitung des Textes des *Liber pontificalis* wird mit der politischen Situation erklärt, als Belisar rücksichtslos gegen den italischen Klerus einschließlich dem Bischof von Rom vorging. Das mittelalterliche Bild von Theoderich als dem Papstmörder und Katholikenverfolger ist wesentlich durch diese Darstellung bestimmt. Das Theoderichbild des *Anonymus Valesianus* ist gespalten, was zur Vermutung führte, der Text sei von zwei verschiedenen Autoren verfaßt. Goltz tritt mit guten Argumenten wieder für die Einheit ein und begründet das „dualistische Theoderichbild“ aus der Haltung der italischen Eliten während des Gotenkrieges und ihrem „Umschwenken auf die Seite der Byzantiner“ (S. 540). Anhangsweise wird das Schicksal der Bildwerke, Bauten und Inschriften Theoderichs besprochen (S. 527–539). Die Veränderungen, die Bischof Agnellus an den Wandmosaiken in San Apollinare Nuovo vornehmen ließ, dokumentieren „ein stark negativ geprägtes Theoderich-Bild innerhalb des Ravennater Klerus“ (S. 532); es stimmt zu Entstehungszeit und vermutetem Entstehungsort der *Excerpta Valesiana*.

Die beiden letzten Kapitel sind dem Theoderichbild in Byzanz und im Westen vom 6. bis zum 9. Jh. gewidmet. Während die östlichen Quellen in der ostbyzantinisch-monophysitischen Überlieferung ein stark ambivalentes, teilweise ganz negatives Bild zeichnen, blieb in der übrigen griechischsprachigen Überlieferung ein weitgehend theoderichfreundliches Bild bestimmend (S. 583). Die westliche Tradition, durch den *Liber pontificalis* negativ vorge-

prägt, setzt sich in Gregors Dialogen und bei Beda Venerabilis fort, andere Überlieferungsstränge (Fredegar, Agnellus) zeichnen ein differenzierteres Bild. In den Themenbereich gehört auch die Überführung eines Reiterstandbilds des Theoderich von Ravenna nach Aachen, wofür eine ganze Reihe von Motiven verantwortlich sein konnte.

Die klar aufgebaute, methodisch sicher durchgeführte Studie stellt ohne Zweifel einen gewichtigen Beitrag zur Person und Wirkungsgeschichte Theoderichs dar, an dem künftige Forschung nicht vorübergehen kann. Quellen- und Literaturverzeichnis (einige jüngere Publikationen konnten offensichtlich nicht mehr berücksichtigt werden) bilden ein willkommenes Instrumentarium für die weitere Arbeit an den Texten der besprochenen Epoche.

Erfreulicherweise ist der Text nicht in der sog. neuen Rechtschreibung verfaßt, korrekte Benennungen wie „der Konsulat“, „der Patriciat“ registriert man mit Zustimmung. Druckversehen sind selten.<sup>5</sup> Lediglich die blassen Abbildungen beeinträchtigen die sonst recht ansprechende Ausstattung des Bandes.

Joachim Gruber, Erlangen  
[joachim.gruber@nefkom.net](mailto:joachim.gruber@nefkom.net)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

5 Störend S. 47 Ῥωμαῖοι ἐπίσημος statt παρὰ Ῥωμαίους ἐ. wie richtig ibid. Anm. 11; S. 360 Anm. 24 lies KLINGNER; S. 362 und 367 lies *Calventiano/Calventianus*.

Richard Alston, Sam Lieu (Hrsgg.): *Aspects of the Roman East. Papers in Honour of Professor Fergus Millar FBA*. Turnhout: Brepols 2007. 230 S., EUR 45.00. ISBN 978-2-503-52652-6.

Das römische Vorderasien ist, seit Fergus Millar sein Standardwerk „*The Roman Near East*“<sup>1</sup> vorlegte, zu einem Tummelplatz all jener geworden, die sich für das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie im Imperium Romanum, Prozesse der „Romanisierung“ und „Hellenisierung“ und die Integration heterogener ethnisch-kultureller Identitäten in die Gesamtheit des Reiches interessieren.<sup>2</sup> An Millars Buch hat sich seither eine halbe Generation von Spezialisten abgearbeitet, und deshalb ist es nur folgerichtig, wenn *Aspects of the Roman East* Gegenstand eines Sammelbands zu seinen Ehren sind. Wie es der Zufall will, kommen die Beiträge selbst aus den diversen Peripherien der angelsächsischen Welt: Wales, Kanada und Australien.

Die fünf Aufsätze schreiten, wie es der Titel suggeriert, verschiedene Aspekte des römischen Vorderasien ab. Einen Schwerpunkt bildet Dura-Europos, das „Pompeji im Wüstensand“ am Mittellauf des Euphrat. Sam Lieu behandelt in seinem Beitrag „*Rome on the Euphrates. The final siege of Dura-Europos*“ die Entwicklungen im römischen Orient und im angrenzenden Sasanidenreich, die schließlich 256 oder 257 – das genaue Jahr ist in der Forschung umstritten – zum Fall der Steppenfestung und zu ihrer Auffassung führten. Die Umstände der Eroberung haben jüngst durch die aufsehenerregenden Funde einer britischen Expedition unter der Leitung von Simon James Beachtung weit über die Wissenschaft hinaus gefunden: Danach sollen römische Legionäre, die mit einem Gegenstollen die persischen Versuche, die Stadtmauer zu unterminieren vereiteln sollten, einem Giftgasangriff zum Opfer gefallen sein. In Lieu's ansonsten gelungene Darstellungen konnten James' Forschungen nur zum Teil einfließen – Beleg dafür, wie rasant sich unser Wissen über eine der archäologisch interessantesten Teilregionen des Imperium Romanum vermehrt.

- 1 Fergus Millar: *The Roman Near East. 31 BC–AD 337*. Cambridge (Mass.) 1993.
- 2 Beispielhaft seien genannt Warwick Ball: *Rome in the East. The transformation of an empire*. London 2000; Kevin Butcher: *Roman Syria and the Near East*. London 2003; Tommaso Gnoli, Federicomaria Muccioli (Hrsgg.): *Incontri tra culture nell'Oriente ellenistico e romano. Atti del convegno di studi Ravenna, 11–12 marzo 2005* Mailand 2007; Maurice Sartre: *Le Haut-Empire romain. Les provinces de Méditerranée orientale d'Auguste aux Sévères, 31 av. J.-C.–235 apr. J.-C* (Nouvelle histoire de l'Antiquité, Bd. 9), Paris 1997; Maurice Sartre: *D'Alexandre à Zénobie. Histoire du Levant antique. IV<sup>e</sup> siècle avant J.-C. - III<sup>e</sup> siècle après J.-C.*, [Paris] 2001; Michael Sommer: *Roms orientalische Steppengrenze (Oriens et Occidens, Bd. 9)*. Stuttgart 2005; Michael Sommer: *Der römische Orient. Zwischen Mittelmeer und Tigris*. Darmstadt 2006.

Einem anderen Dauerbrenner der Debatte um die kulturelle Identität des römischen Vorderasien gilt der „The Jews of Roman Syria“ betitelte Beitrag von David Noy. Noy vergleicht die architektonisch und ikonographisch völlig unterschiedlichen Synagogen von Dura-Europos und Apameia und kommt zu dem Ergebnis, dass ihre Entwicklung stark von den lokalen Gegebenheiten abhing: Während die Dura-Synagoge das hybride Milieu einer sprachlich, ethnisch und kulturell heterogenen Gemeinschaft widergespiegelt habe, hätten die Juden von Apameia fest auf dem Boden der griechischen Kultur ihrer unmittelbaren Umwelt gestanden.

Nigel Pollard, einschlägig durch zahlreiche Veröffentlichungen ausgewiesen, geht in seiner Studie „Colonial and cultural identities in Parthian and Roman Dura-Europos“ der Frage nach den kulturellen Prägungen auf den Grund, deren Konturen sich im materiellen und papyrologischen Befund der Stadt am mittleren Euphrat abzeichnen. Insbesondere geht es ihm um Rudimente eines „kolonialen“ graeco-makedonischen Selbstverständnis, die sich über alle Zäsuren bis ins römische Dura erhalten hätten. Skepsis hält hier Pollard – mit guten Gründen – für angezeigt: Gestützt im wesentlichen auf die Texte, vermag er seiner Hypothese, dass im parthisch-römischen Dura Mythenbildung im Sinne intentionaler Geschichte betrieben wurde, einige Plausibilität zu verleihen.

Zusätzlich zu den hier eingehend diskutierten Beiträgen enthält das kleine Florilegium noch eine Studie zur Rolle des hellenistisch-römischen Ägypten im Ost- und Süd-Fernhandel (Richard Alston), eine Analyse (spät-)römischer Grenzpolitik im Vorderen Orient (Geoffrey Greatrex) und die Übersetzung von Fragmenten einer Lebensbeschreibung Konstantins des Großen aus dem Codex Sabaiticus 366. Das Bändchen bietet interessante Einblicke in die Welt des römischen Vorderasien und ist des Widmungsträgers durchaus würdig. Ärgerlich ist allein die Großzügigkeit, mit der Teile des nicht in englischer Sprache publizierten Schrifttums übergangen werden (so fehlt bei Nigel Pollard der Hinweis auf die unbedingt einschlägigen Werke Tommaso Gnoli). Hier hätte den Verfassern ein wenig charakteristisch Millar'scher Aufgeschlossenheit gut angestanden.

Michael Sommer, Liverpool  
[michael.sommer@liverpool.ac.uk](mailto:michael.sommer@liverpool.ac.uk)

Stefan Freund, Meinolf Vielberg (Hrsgg.): Vergil und das antike Epos. Festschrift Hans Jürgen Tschiedel. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2008 (Altertumswissenschaftliches Kolloquium 20). XVI, 565 S., mehrere Abb., EUR 79.00 ISBN 978-3-515-09160-2.

Genau ein Vierteljahrhundert lang (1982–2007) hatte Hans Jürgen Tschiedel einen Lehrstuhl für Klassische Philologie an der Katholischen Universität Eichstätt inne. Zum Eintritt in den Ruhestand mit Vollendung des 65. Lebensjahrs wurde ihm eine Festschrift gewidmet, die sich mit einem seiner Forschungsschwerpunkte, Werk und Wirkung Vergils, befasst. Die große Zahl der beitragenden Autoren (31) sowie weiterer Gratulanten (die *Tabula gratulatoria* füllt fünf Spalten) belegt den Einfluss Tschiedels als akademischer Lehrer (für die Schar der Eichstätter Schüler steht als Herausgeber Stefan Freund) ebenso wie seine Vernetzung in der Breite der Altertumswissenschaft durch die Mitarbeit in der Görres-Gesellschaft (diese repräsentiert Meinolf Vielberg als Editor).

Trotz der thematischen Einschränkung auf Vergil bietet der Band eine große inhaltliche Bandbreite. Nach einem eindrucksvollen Widmungsgedicht (in sapphischer Strophe) von Alfons Weische folgen in vier Kapitel gegliedert 31 Artikel, die hier knapp charakterisiert werden sollen. Im ersten Abschnitt „Vergil und seine Vorbilder: Die Aeneis“ untersucht Severin Koster („Dichter und Sänger in den homerischen Epen“, 1–18) anhand indirekter Selbstcharakterisierungen das hohe Selbstbewusstsein des „Autors“ in Ilias und Odyssee und konstatiert für Vergil eine Übernahme und Steigerung dieses Selbstverständnisses (vgl. das „cano“ in V. 1). Luigi Belloni („Il ‚dramma‘ di Idomeneo fra Omero e Vergilio“, 19–30) untersucht die Figur des Idomeneus, der bei Vergil nur in drei knappen Erwähnungen erscheint, aber durch die Bemerkungen der Kommentatoren insofern an Kontur gewinne, als hier eine von der Odyssee abweichende Variante des Sagenstoffes wiedergegeben werde, die vielleicht auf eine verlorene Tragödie zurückgehe und eher Züge eines Familiendramas (und weniger einer Nostos-Erzählung wie bei Homer) trage. Das Schweigen Didos in Aen. 6, 450–476 vergleicht Ernst Vogt („Didos Schweigen. Ein homerisches Motiv bei Vergil“, 31–40) mit dem des Aias in Od. 11, 541–567 und stellt neben Ähnlichkeiten in der Ausgestaltung auch zwei markante Unterschiede fest: die Motivierung des Schweigens (verletzte Liebe hier ggü. verletzter Ehre dort, beides jedoch zutiefst existentielle Empfindungen) sowie die Funktion im Kontext (weittragende Bedeutung gegen lose Einbindung). Aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten heraus befassen sich die beiden folgenden Beiträgen mit der heiß umstrittenen Frage, was die Tötung des Turnus am Ende der Aeneis über den Charakter des Aeneas und seine Rolle als Typos für Augustus zu bedeuten habe. Volker Michael Ströck (,,Vergil und die Danaiden“, 41–66, mit Abbildungen und

Faltkarte) verweist darauf, dass das Danaidenmotiv auf dem *balteus* des Pallas eine Parallele im Danaidenportikus des augusteischen Apollontempels habe, wo es als Symbol einer allgemeinen Entsühnung für den Bürgerkrieg, der auch als großer Verwandtenmord verstanden werde, diene. Der Zorn des Aeneas beim Anblick des *balteus*, der ihn Turnus töten lässt, sei daher berechtigt und richte sich auf das Kriegsunheil allgemein. Die als *pietas* verstandene *ultio* solle als notwendige Grundlage für die gesellschaftliche Befriedung verstanden werden. Auch Stefan F r e u n d („Der Tod des Turnus und Homer. Überlegungen zum Schluss von Vergils Aeneis“, 67–84, mit leicht verwirrender Vergleichsskizze) sieht im Schluss der Aeneis eine positive Würdigung der Leistung des Augustus. Er vergleicht den Tod des Turnus mit dem des Hektor im 22. Gesang der Ilias und dem Freiermord im 22. Gesang der Odyssee und kommt zu dem Ergebnis, dass das Neue an der Rolle des Aeneas sei, dass er in seinem Handeln zögere und eine bewusste Gewissensentscheidung fälle. Dabei sei ihm persönlicher Triumph und Erfüllung versagt, vielmehr handle er „im Namen derer, für die er Verantwortung trägt“ (S. 82) – wie Augustus. In ihrem Beitrag „Ist Penelope ein Modell für Vergils Dido? Möglichkeiten und Grenzen einer intertextuellen Lektüre“ (85–103) verneint Christine S c h m i t z in Auseinandersetzung mit Polk die Titelfrage. Vielmehr komme in erster Linie Helena (so auch Schimt-Neuerburg) als Vorbild für Vergils Dido in Frage, in Einzelzügen auch Kirke, Kalypso und Nausikaa. Umgekehrt diene Dido als Modell für Heldinnen in der nachvergilischen Dichtung. Züge des Achill und des Odysseus sieht Wilhelm B l ü m e r („Aeneas und die Griechen: Bemerkungen zur Heldendarstellung bei Vergil“, 105–126) im vergilischen Aeneas und weist dabei auf ständige intertextuelle Bezüge hin. So dürfe auch die Tötung des Turnus weder als Scheitern des Aeneas noch gar als Kritik an Augustus gedeutet werden, sondern sei durch den homerischen Prätext bedingt und erklärbar. Nach Beatrice B a l d a r e l l i („Poetische Gerechtigkeit in der Aeneis: Der Einfluss von Accius' Philocteta auf die Achaemenidesepisode (Vergil, Aen. 3, 588–691)“, 127–148) beweise Aeneas in dieser Episode, die Züge der accischen Tragödie trage, typisch römische *humanitas* (in Verbindung mit weiteren Werten wie *iustitia*, *clementia erga hostes*, *ius officiumque hospitii*, *pietas*) und unterscheide sich dadurch fundamental von Odysseus.

Die ersten drei Beiträge des zweiten Kapitels „Zur literarischen Technik und Sprache Vergils“ befassen sich mit den Eklogen. Laut Ulrich S c h m i t z e r („Wann kam Tityrus nach Rom? Ein Versuch der Annäherung an Vergils Eklogen“, 149–177) legt der Anfang der ersten Ekloge den Gedanken an eine zweite Auflage des Buches nahe, die Mitte der 20er Jahre erschienen sei, da er zur Situation der *res publica restituta* passe. Zu dieser Zeit werde aus der erinnerten *discordia* die *concordia* und Begriffe wie *libertas* und *iuuenis*, die in der Kampfzeit der 40er Jahre eher antiaugusteisch verstanden werden mussten, seien nun besser ins augusteische Programm integrierbar. Eine etwas

verwirrende Aneinanderreihung von Beobachtungen, die die 4. Ekloge trotz einer gewissen Nähe zum Epyllion als echt bukolisches Gedicht erweisen sollen, bietet Georg Graf von Gies („Genus et forma. Randbemerkungen zu Vergils IV. Ekloge“, 179–203); ein Teil seiner Argumente beruht auf der Wirkung des mündlichen Vortrags und kann nachvollziehbarer Weise in schriftlicher Form seine Wirkung nicht entfalten. Als ein Zeugnis des Ringens um die Stellung in der Dichterhierarchie mit dem Freund und Rivalen Varius Rufus interpretiert Wolfgang Dieter Lebek („Das Gleichnis des Varius Rufus, de morte frg. 4 (*Ceu canis umbrosam* usw.) und das erste Gleichnis Vergils, Ekloge 8, 85–89 (*Talis amor Daphnim* usw.)“, 205–220) die Ausgestaltung der im Titel genannten Vergilstelle und schlägt im Rahmen seiner Untersuchung für Varius eine neue Konjektur (Z. 6: *percita* = in Raserei versetzt) und für Vergil das Verständnis des Verses 88 als syntaktische Einheit vor. Anhand der Analyse dreier Kommunikationssituationen (Aen. 1, 305–417: Aeneas und Venus; 8, 127–174: Aeneas und Euander sowie 8, 372–404: Venus und Vulcan) mit missglückten Dialogen bejaht Thomas Fuhrer („Wenn Götter und Menschen sich begegnen. Komische Szenen in Vergils Aeneis?“, 221–236) seine Titelfrage, räumt dabei aber ein, dass die Wahrnehmung der Komik von der subjektiven Prädisposition des Lesers abhängt. Etwas für Leser mit sehr speziellem Interesse sind die beiden folgenden Beiträge: Die Lektüre des Artikels von Friedrich Häberlein („Zeitbestimmung und Diskursorganisation: Temporalsätze bei Vergil“, 237–258, mit umfangreichem Tabellenmaterial zu Aeneis 1–6) wird schon durch die Verwendung zahlreicher nicht jedermann geläufiger Abkürzungen erschwert. Im Vergleich zu seinem Referenzrahmen „Altlatein bis Kaiserzeit“ stellt er für Vergil eine eher konservative Tendenz bei der Verwendung der temporalen Subjunktionen fest. Weit überdurchschnittlich sei der Gebrauch des *cum inversum*, das zur Stiftung von Erwartungsspannung (S. 255, der traditionelle Begriff „Überraschung“ wird abgelehnt) diene. Statistische Untersuchungen zur Häufigkeit ein- bis sechssilbiger Wörter legt Matjaž Babič vor („Statistische Bemerkungen zur Sprache Vergils“, 259–266) und kommt zu dem Ergebnis, dass kürzere Wörter, die eine Neigung zur Umgangssprache kenntlich machten, in den Bukolika (erwartungsgemäß) häufiger sind als in den Georgika und der Aeneis. José Luis García Ramón („Vergil und die indogermanische Dichtersprache“, 267–277) legt die Existenz einer „metaphorischen, stilistisch markierten Kollokation [ÜBEL – (ER)WECKEN]“ als „Reflex indogermanischer dichtersprachlicher Phraseologie“ (S. 267 f.) nahe, die er anhand griechischer, lateinischer und germanischer Beispiele zu belegen sucht. Mit einer Reihe von Textbeispielen untermauert Rudolf Rieck („Unsagbares und Ungesagtes: Zur Wahrnehmung der Aeneis“, 279–293) seine These, dass Vergil *ambiguitas*, *brevitas* und *subtilitas* bewusst als Appell an die Nachwelt zur individuellen Wahrnehmung und Rezeption seines Werkes einsetze, und bezeichnet solche

Unbestimmtheitsstellen als ein Zeichen der Weltliteratur. So erscheint für ihn Vergil als ein Kallimacheer, der sich zugleich als homerisch (Aen. 9, 774 b–777 als Sphragis: Chretheus als Hinweis auf Kretheis, Mutter des Homer) bekenne.

Im dritten Abschnitt sind zehn Beiträge unter der Überschrift „Zur Wirkungsgeschichte Vergils in Kaiserzeit und Spätantike“ zusammengefasst. Barbara Feichtinger („Ovids Metamorphosen oder der totale Text“, 295–320) verweist darauf, dass für Ovid in seinen Metamorphosen die Erzählung nicht (wie in der Aeneis) Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck sei und der erzählende und der erzählte Mensch sowie die mannigfaltigen Möglichkeiten des Erzählens im Mittelpunkt stünden, und belegt ihre These mit einer Aneinanderreihung von Einzelbeispielen (Proömium, Künstlerwettstreite etc.), wobei die Strukturierung ähnliche Fragen aufwirft wie bei Ovids Großwerk. Der in den Metamorphosen zu Tage tretende Konflikt zwischen Macht und Kunst sei nicht spezifisch augusteisch, sondern ein allgemeines Phänomen, da die Macht die Kunst stets (inhaltlich) zu kontrollieren suche, während sich die Kunst aus dieser Überwachung emanzipiere. Dass Ovid sich mit seinen Metamorphosen in die Jenseitsdiskussion seiner Zeit einschalte und dabei „ein intellektuelles-intertextuelles Spiel mit der Aeneis“ (S. 337) treibe, da die entsprechenden Motive auch dort vorkämen, ist die These Meinolf Vielbergs („Omnia mutantur, nihil interit? Vergils Katabasis und die Jenseitsvorstellungen in Ovids Metamorphosen“, 321–337). Er untersucht dabei drei Textabschnitte, deren Position im Werk zugleich die Pentadenstruktur der Metamorphosen belegen könne: Der Raub der Proserpina (Bücher 5/6), der auf die eleusinischen Mysterien verweise, die Aufnahme orphischer Lehren in der Erzählung von Orpheus in der Unterwelt (Bücher 10/11) sowie die Seelenwanderungslehre in der Rede des Pythagoras in Buch 15. Gegen Vorstellungen, bei Vergil trügen die Trojaner Mitverantwortung am Untergang ihrer Stadt (etwa durch Verblendung, Fehldeutung oder Fehlverhalten), wendet sich Otto Zwielerlein („Si mens non laeva fuisset“, 339–354). Für die traditionelle Ansicht, dass allein die *fata* Ursache der Katastrophe seien, führt er als Zeugen Petron (Eumolps Troiae Halosis), Augustin (de civ. 1, 2), Vergil-Kommentatoren sowie CB 101 an. Karla Pollmann („Ambivalence and Moral Virtus in Roman Epic“, 355–366) verweist darauf, dass *virtus* keineswegs immer positiv konnotiert sei, sondern im Kontext auch ambivalent bis negativ (z. B. übersteigert) zu verstehen sein könne. Innerhalb der Gattung Epik macht sie dabei eine Verdüsterung von Vergil (negativ nur bei Turnus) über Lucan (positiv nur bei Cato) hin zu Statius, Thebais (positiv nur im privaten Bereich) aus. Freilich sei dies kein Zeichen eines moralischen Nihilismus, vielmehr stünde dem politisch-moralischen Pessimismus ein literarischer Optimismus gegenüber. Eine ausführliche, instruktive Analyse der Lemnos-Episode in der Thebais des Statius als Epos im Epos unter dem Leitmotiv *nefas* bietet Sabine L ö s c h („Dulce loqui miseris veteresque redu-

cere questus – Zur Lemnos-Episode bei Statius (Theb. 5, 49–498)“, 367–385) und legt dabei ein besonderes Augenmerk auf die Erzählweise (Terminologie nach I. J. F. de Jong). Hypsipyle sei eine souveräne sekundäre Erzählerin, die teils auktorial, teils aus der Ich-Erzähler-Perspektive spreche und über die Perspektive anderer tertiärer „narrator-focalizer“ verfüge; daneben schalte sich bisweilen der wirklich allwissende primäre Erzähler ein. Die Benutzung des Vergil-Kommentars des Aemilius Asper durch Juvenecus sucht Christian Gnilk a („Spuren antiker Vergilerklärungen bei Juvenecus“, 387–400, Lektüre wird dadurch erschwert, dass Belege u. ä. statt in Anmerkungen in Klammern geboten werden) nachzuweisen und führt dazu drei Belege an, in denen es um die Aufnahme in der Bedeutung umstrittener vergilischer Formulierungen geht (Aen 1, 724 *et vina coronat* – Juvenec. 2, 142 *undaque coronant*; Aen. 2, 558 *sine nomine corpus* – Juvenec. 3, 68 *lacerum . . . sine nomine truncum*; Aen. 8, 456 *volucrum sub culmine cantus* – Juvenec. 4, 582 *sub culmine tecti* im Bezug auf den *gallus*). Eine zunehmende Emanzipation der Biblepik (untersucht werden Juvenecus, der Cento Probae, Cyprianus Gallus, Sedulius, Claudius Marius Victorinus und Avitus) gegenüber Vergil und der Bibel konstatiert Silke Diederich („Quid memorem infandas caedes? Krieg und Gewalt in der Aeneisrezeption spätantiker Biblepik“, 401–414). Bei den Autoren, die sie alle als konservative Römer einschätzt, macht Diederich eine doppelte, gegenläufige Tendenz aus: Einerseits werde die christliche Friedensbotschaft durch epische Heroisierung (v. a. Gotteskriege im AT, Passion Christi als Kampf des Guten gegen das Böse) verfälscht, andererseits der pagane Heroismus mit seiner Gewaltverherrlichung christianisiert und dadurch humanisiert (Gewaltmonopol Gottes, gewaltfreies Heldentum Christi). Einen Einblick in die Werkstatt eines Kommentators gibt Joachim Gruber („Vergil in der Mosella des Ausonius“, 415 – 424) und plädiert für Zurückhaltung: Nicht alles, was irgendwie mit Vergil vergleichbar sei, sei bewusste Reminiszenz, vielmehr könne so manches als allgemein dichtersprachlich oder anderweitig sachlich geboten erklärt werden (Beispiele aus den Bereichen Junktoren, Versanfänge und -schlüsse, Textkritik, Szenen und Motive sowie Tendenzen). Unbestreitbar sei die *Mosella* jedoch das letzte Zeugnis der *pax Augusta* und allein dadurch Vergil verpflichtet. Trotz seiner Klagen über repressive pädagogische Methoden v. a. beim *grammaticus* sei Augustin in seiner Jugendzeit von Vergil fasziniert gewesen, konstatiert Kajetan Gantner („Beobachtungen zu Vergils Schullektüre in Augustins Confessiones: Von den Prügeln der Lehrer zu den Tränen um Didos Schicksal“, 425–435). Das Problem, dass er der irrationalen Zauberkraft der Dichtung verfallen sei, obwohl er aus ethischer Perspektive alles Lügenhafte absolut ablehne, reflektiere Augustin in seinen *Confessiones*. In der apologetischen Situation nach dem Gotensturm 410, den die heidnische Opposition der christlichen Herrschaft und der mit ihr verbundenen Einstellung des heidnischen Kultes anlastete, stütze sich

Augustin im „Gottesstaat“ auf Vergil, um die Unfähigkeit der alten Götter zum Schutz einer Stadt (Troja!) aufzuweisen, legt Raban von Haehling („Vergil als Kronzeuge für die römische Frühzeit in Augustins *De civitate Dei*“, 437–450) dar. Neben dem Epiker, den er gleichsam als Historiker nutze, führe Augustin Sallust, Cicero und Varro als weitere Zeugen an, während Livius zwar kaum erwähnt, aber implizit widerlegt werde: Die Frühzeit sei nicht moralisch vorbildlich gewesen und taugte somit auch nicht als Vorbild für die Gegenwart, wie von heidnischen Kreisen propagiert.

„Die Wirkung der Aeneis in Mittelalter und Neuzeit“ ist das vierte und letzte Kapitel überschrieben, in dem fünf Artikel zusammengestellt sind. Werner Suerbaum („Die Schildbeschreibung Vergils in Worten und Bildern zur Aeneis (8,608–731)“, 451–481, mit elf nur z. T. technisch qualitativollen Abbildungen) stellt die Frage, ob sich Buch-Illustratoren an die textlichen Vorgaben halten und beantwortet sie mit einem „Sowohl als auch“ mit eher verneinender Tendenz. Dabei stellt Suerbaum anhand der Schildbeschreibung vier mögliche Tendenzen jeweils mit Beispielen vor: Bei der „Ausweich-Technik“ finde sich kein identifizierbares Bild auf dem Schild, eigene Bildfindungen kennzeichneten die „Alternativ-Lösung“, von „partiell-positiver“ Umsetzung spricht Suerbaum, wenn nur eine oder mehrere Szenen des literarischen Textes in der Illustration zu finden sind, und schließlich gebe es auch die „positive“ Tendenz, möglichst werkgetreu alles darzustellen. Alfons Weische („Vergils Verskunst in der Interpretation des Angelus Camillus Decembrio“, 483–491) beschäftigt sich mit dem Werk *De politia litteraria* des italienischen Humanisten des 15. Jahrhunderts, in dem der Autor zur Vervollkommnung der Fähigkeit, Latein zu sprechen und zu schreiben, beitragen wollte. Für Decembrio sei Vergil der antike Dichter mit den besten Versen, v. a. lobe er dessen meisterhafte Verwendung von Epitheta. Eine nette Parallelisierung der Humanisten Decembrio und Tschiedel schließt den Beitrag ab. Ausgehend von Aen. 6,822 untersucht Peter Grau („Brutus infelix (Vergil, Aen. 6,822). Zum Brutus-Bild in der darstellenden Kunst“, 493–506, mit fünf Abbildungen) die Brutusdarstellungen in verschiedenen Vergilausgaben. Im Werk „Die Likatoren bringen Brutus die Leichen seiner Söhne zurück“ (1789) des Malers Jacques Louis David werde der tragische Zwiespalt zwischen Staatsraison und familiärer Bindung in besonderer Weise deutlich. Das Verhältnis der Protagonisten Massinissa und Sophonisba im 5. Buch von Petrarcas Epos *Africa* untersucht Johannes Christes („Massinissa und Sophonisba und die moralischen Prinzipien des P. Cornelius Scipio Africanus“, 507–524) und stellt einen Tausch der Geschlechterrollen fest: Während Sophonisba als starke, realistische Persönlichkeit Sympathie gewinne, werde Massinissa als der Liebe verfallen, denkfähig und in seiner *virtus* gefährdet dargestellt; dennoch sieht Christes in Massinissas Treue eine Parallele zu Petrarcas Verhältnis zu Laura. Scipio, der die Trennung der Beziehung und

den Tod Sophonisbas erzwingt, werde trotz seiner Jugend in stoischer Tugend stilisiert, womit Petrarca das Bild, das Livius entwirft, aufnehme: Liebe sei ambivalent anzusehen, einerseits als notwendige Erfahrung und Vorrecht der Jugend, andererseits als ruinöse Leidenschaft, wenn sie die Entfaltung der *virtus* verhindere. Im letzten Beitrag des Bandes stellt Dirk Sacré („De Siciliae et Calabriae excidio carmen: Giuseppe Giannuzzi's Neo-latin Poem on the Italian Earthquake of 1908“, 525–544) ein neulateinisches Epos über das große Erdbeben im Dezember 1908 und seine Folgen in Süditalien und auf Sizilien vor, das beim Amsterdamer Certamen Hoefftianum 1910 in das Jahrbuch aufgenommen wurde. Als Jesuit sehe der Verfasser im Geschehen Gottes Willen walten. Sprachlich und szenisch schließe er sich an Ovid, v. a. aber an Vergils Darstellung des Untergangs Troias im 2. Buch der Aeneis an, bleibe dabei jedoch selbständiger und unabhängiger als einige Zeitgenossen, die dasselbe Sujet behandelten.

Die Festschrift wird von einem nützlichen dreiteiligen Register (Namen, Sachen, Stellen; 545–565) abgerundet, wobei man sich noch eine kurze Vorstellung der Autoren der Beiträge wünschen würde. Für die Ausstattung und Gestaltung des Werkes ist Herausgebern und Verlag Lob auszusprechen. Die meisten Artikel sind (fast) druckfehlerfrei; lediglich bei zwei Beiträgen (Ramón, Gantar) hätte man sich eine sorgfältigere Lektorierung gewünscht. Bedauerlich ist aus Sicht des Rez., dass im Jahre 2008 immer noch ein wissenschaftliches Werk in nicht revidierter Rechtschreibung erscheint – offensichtlich ist das Festhalten an veralteten Schreibweisen die Rebellion des Gelehrten. Auch wenn – wie bei Festschriften nur natürlich – die Qualität und Originalität der Beiträge schwankt, kann der Band allen an Vergil und seiner Rezeption Interessierten guten Gewissens empfohlen werden, zumal auch die Preisgestaltung noch moderat ist.

Wolfram Schröttel, Scheinfeld  
[Wolfram.Schroettel@t-online.de](mailto:Wolfram.Schroettel@t-online.de)

Patrick Schollmeyer: *Das antike Zypern. Aphrodites Insel zwischen Orient und Okzident*. Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 2009. 112 S. zahlr. Abb. EUR 24.90. ISBN 978-3-8053-3831-8.

Aus der Perspektive des griechischen Mutterlands liegt die Insel Zypern an der Peripherie. Ähnlich verhält es sich mit dem Interesse der althistorischen Forschung: Seit Franz Georg Maiers Werk ist im deutschsprachigen Raum keine althistorische Monographie über die Insel mehr erschienen.<sup>1</sup> Nun haben sich Patrick Schollmeyer und der Zabern-Verlag der Thematik aus archäologischer Perspektive angenommen und legen einen Überblick über Kunst und Kultur von der Frühzeit bis zum Beginn des Mittelalters vor. Der Untertitel „zwischen Orient und Okzident“ verdeutlicht einen wesentlichen Aspekt des Werks: Begünstigt durch die Lage der Insel an einem Schnittpunkt wichtiger Handelswege im östlichen Mittelmeerraum, waren ihre Bewohner kulturellen Einflüssen aus dem griechischen, kleinasiatischen, syrischen und ägyptischen Raum ausgesetzt, die sie aufgriffen und umsetzten.

Ein erstes Kapitel befasst sich mit der Entdeckungsgeschichte des antiken Erbes der Insel (S. 8–15). Zypern ist im Vergleich mit dem griechischen Mutterland erst spät ins Blickfeld der Forschung gerückt. Nach Schollmeyer erklärt sich dies zum Teil mit der „Zwitterstellung der kyprischen Kultur zwischen Orient und Okzident“ (S. 13). Zudem boten Griechenland und Italien dem aufkommenden Tourismus des 20. Jh. größere Attraktionen. Entscheidende Bedeutung für die Feldforschung kam den schwedischen Grabungen zu.<sup>2</sup> Seit der Unabhängigkeit 1960 befasste sich vor allem Vassos Karageorghis in zahlreichen Publikationen mit den antiken Funden der Insel. An den archäologischen Forschungen der jüngsten Zeit sind auch angelsächsische, französische und deutsche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beteiligt.

Die Herkunft der ersten Menschen auf Zypern lässt sich nicht mehr bestimmen. Zu Recht warnt Schollmeyer vor allzu weitreichenden Hypothesen in diesem Zusammenhang. Die Insel war bereits in prähistorischer Zeit begehrt wegen ihrer günstigen Lage als Knotenpunkt im Seeverkehr des östlichen Mittelmeers, ferner aufgrund ihrer Fruchtbarkeit und der Kupfererzvorkommen, die seit dem 3. Jt. v. Chr. bekannt waren. Diese führten dazu, dass Zypern in der Bronzezeit einen enormen Aufschwung erlebte, waren doch die ägyptischen, anatolischen, mesopotamischen und ägäischen Gemeinwesen an den Rohstoffen zur Bronzeherstellung interessiert. Spätestens in der Archaik lassen sich die drei Bevölkerungsgruppen der Eteokyprer, der Griechen (wohl seit dem 11. Jh. v. Chr. eingewandert) und der Phönizier (seit dem 9. Jh.) auf der Insel feststellen.

- 1 Franz Georg Maier: *Cypern. Insel am Kreuzweg der Geschichte*. Stuttgart 1964 (2. Auflage München 1982).
- 2 Veröffentlicht in: *The Swedish Cyprus Expedition*, 4 Bände, Stockholm und Lund 1934–1972.

In der Archaik blühten die Stadtkönigtümer auf. Die ausführlich vorgestellten Funde aus den Nekropolen von Salamis und Tamassos legen davon ein be-  
redtes Zeugnis ab (S. 28–34). Seit dem 6. Jh. unterstanden die Stadtkönige dem  
persischen Großkönig, verfügten aber über eine relative Unabhängigkeit. Über  
die inneren Strukturen der Gemeinwesen ist nichts bekannt, so dass die Frage  
nach syrisch-kanaanitischen oder hellenischen Traditionen letztlich offen blei-  
ben muss. Zu Recht betont Schollmeyer, dass die Entwicklung der kyprischen  
Kunst nicht mit den politischen Ereignissen (beispielsweise den wechselnden  
Oberherrschaften) erklärt werden darf: „Die Vermittlung fremder Formele-  
mente erfolgte unabhängig von politischen Einflussnahmen und oft auch nicht in  
direkter Übernahme.“ (S. 42).<sup>3</sup> Inschriften aus dem Apollonheiligtum in Ida-  
lion zeigen, dass die dort beheimatete Gottheit sich sowohl mit dem phönizi-  
schen Reschef wie dem griechischen Apollon assoziieren ließ, somit von beiden  
Bevölkerungsgruppen verehrt werden konnte. Überregionale Bedeutung kam  
dem Aphroditeheiligtum von Alt-Paphos mit seinem heiligen Stein zu.

Der Ionische Aufstand führte dazu, dass auch die kyprischen Staaten (mit  
Ausnahme von Amathous) sich gegen den Perserkönig erhoben. Die Ursachen  
dafür sind unbekannt; Schollmeyer wendet sich gegen die in der früheren For-  
schung beliebte Annahme eines Konflikts zwischen „freiheitsliebender“ griechi-  
scher Welt und „despotischem“ Osten. Die Niederschlagung des Aufstands lässt  
sich auch im archäologischen Befund, zum Beispiel in Paphos, fassen. In den  
Perserkriegen standen die kyprischen Könige wieder auf persischer Seite. Auch  
spätere athenische Versuche, in Zypern Fuß zu fassen, blieben längerfristig er-  
folglos.

In hellenistischer Zeit geriet die Insel unter die Kontrolle der Ptolemäer.  
Der ptolemäische (wie auch später der römische) Statthalter residierte in Nea  
Paphos und war gleichzeitig Hoherpriester der Aphrodite, für die ein gewal-  
tiger Tempel nach alexandrinischem Vorbild errichtet wurde. Insgesamt lässt  
sich in der kyprischen Tempelarchitektur jedoch wenig hellenistischer Einfluss  
nachweisen.

In der römischen Kaiserzeit kam es nach dem Erdbeben 76/77 n. Chr. zu  
einem Urbanisierungsschub, der vielen Siedlungen, vor allem Salamis, das ty-  
pische Aussehen römischer Städte mit Amphitheater, Theater, Stadion, Gym-  
nasium, Bädern verschaffte. Die architektonischen Reste aus Salamis, Kourion,  
Amathous und Soloi werden ausführlich vorgestellt (S. 69–86). Auffällig sind  
in Salamis die Hinweise auf christliche Bilderstürmer: Den paganen Statuen im

3 So ist Schollmeyer auch sehr zurückhaltend, wenn in der Forschung Architektur-  
elemente und Funde mit persischem Einfluss aus dem Palast von Vouni dazu  
herangezogen werden, hier den Sitz des persischen Statthalters oder eine Resi-  
denz des perserfreundlichen Königs Doxandros zu vermuten, und analog hinter  
dem späteren Umbau der Anlage im Stile eines griechischen Wohnhauses einen  
philhellenischen Bauherrn zu sehen (S. 46 f.).

Gymnasium wurden die Köpfe entfernt, in den Thermen überstrich man mythologische Mosaikszene mit Kalk oder mauerte sie zu. Im so genannten „Haus des Eustolios“ in Kourion wiederum findet sich eine epigraphische Erwähnung von Christus; das Gebäude könnte einem christlichen Kultverein gehört haben. In Nea Paphos, einst Sitz des Statthalters, ist von den öffentlichen Gebäuden nur wenig erhalten. Umso eindrucksvoller sind die Mosaikfunde in den Wohnbauten (S. 86–94). Die so genannte „Villa des Theseus“ wird aufgrund ihrer aufwändigen Anlage und ihres reichen Dekors als Sitz des Statthalters gedeutet. Dafür spricht nach den Ausgräbern auch, dass sich hier eine lateinische Inschrift gefunden hat, was in Zypern selten der Fall ist. Insgesamt weist das Dekor auf Vorbilder aus dem östlichen Mittelmeerraum, so aus Alexandria und den Städten Kleinasiens und der syrischen Küste.

In der Spätantike prosperierte die Insel bis ins 7. Jh. unter römisch-byzantinischer Herrschaft. Mit der tetrarchischen Verwaltungsorganisation wurde Zypern eine eigene Provinz unter einem consularis. Nach einem Erdbeben verlegte man die Hauptstadt unter Constantius II. nach Salamis, das den Namen Constantia erhielt. Unter Konstantin wissen wir von einer Erhebung eines Calocaeus gegen den Kaiser. Schollmeyer bezeichnet diesen als „Statthalter“ (S. 95). Die maßgebliche Quelle Aurelius Victor spricht allerdings von einem *magister pecoris camelorum*, der die Insel besetzt habe. Zudem wird die Erhebung in den Quellen nicht auf 332 n. Chr. datiert, sondern auf 333/334 n. Chr.<sup>4</sup>

Das Christentum hatte schon mit den Reisen des Paulus die Insel erreicht. In der Spätantike erlangten die Kirchenhäupter Zyperns die Autokephalie von Antiocheia, was das Konzil von Ephesos wie auch Kaiser Zenon im 5. Jh. anerkannten.

Ab dem 7. Jh. wurde die Insel immer häufiger Opfer arabischer Angriffe. Die byzantinische Obrigkeit ließ den Kaisertempel in Nea Paphos zu einer Festung umbauen. Ein Aufschwung erfolgte nochmals im 10. bis 12. Jahrhundert, nachdem Nikephoros II. (963–969) die völlige Kontrolle über Zypern wiedererlangt hatte. Diese Blüte schlug sich in zahlreichen Kirchen- und Klosterbauten nieder. Während der Kreuzzüge gewannen die fränkischen Lusignans 1192 die Herrschaft über die Insel, wodurch der Einfluss der Katholischen Kirche neben die Orthodoxie trat. 1489 übernahmen die Venezianer die Insel, 1573 folgten die Osmanen.

Zentraler Gedanken von Schollmeyers Darstellung ist die Stellung Zyperns zwischen den verschiedenen Kulturen, so dass „ihre Bewohner diesen Standortvorteil [...] unter Vermeidung allzu engstirniger ethnischer, sprachlicher oder religiöser Abgrenzung zu ihrem eigenen Vorteil zu nutzen verstanden“ (S. 107). Der heutigen Situation wird, vielleicht etwas plakativ, die Antike gegenübergestellt, denn „die kyprischen Gesellschaften der Antike können mit Recht als

4 Aur. Vict., Caes. 41, 11. Zur Datierung vgl. Hieron., Chron. Abr. 2350, und G. Hill: A History of Cyprus. Vol. I: To the Conquest by Richard Lion Heart. Cambridge 1940 (repr. 1949, 1972), S. 244 Anm. 1.

gelungene Beispiele einer etablierten ‚Interkulturalität‘ bei gleichzeitiger Ausprägung eigener Werte und Formen gelten“ (ebd.). Ob dies wirklich der Fall war, müsste genauer anhand der verfügbaren literarischen Quellen überprüft werden.

Während das Werk mit zahlreichen Illustrationen ein gutes Bild der zyprischen Kunst und Architektur vermittelt, bleibt die Darstellung der historischen Ereignisse eher oberflächlich: Nur kurz werden Euagoras I. von Salamis und dessen Rolle im Perserreich (S. 47, 49) oder die Eroberung der Insel durch die Ptolemäer abgehandelt (S. 57–59). Die komplexen Vorgänge um die Provinzialisierung durch Rom im 1. Jh. v. Chr. erfahren ebenfalls keine vertiefte Darstellung (S. 68). Schließlich fehlt ein Hinweis auf den großen jüdischen Aufstand unter einem Artemion auf Zypern 116 n. Chr., der schwere Verwüstungen vor allem in Salamis anrichtete. Die Niederschlagung des Aufstands führte zur völligen Vernichtung der jüdischen Diaspora auf Zypern, laut Cassius Dio war den Juden danach das Betreten der Insel verboten.<sup>5</sup>

Insgesamt legt Schollmeyer einen schön bebilderten Band über Zyperns Kunst und Kultur vor. Der weit gespannte zeitliche Horizont zwingt zweifellos zu einer gewissen Oberflächlichkeit im Einzelnen. Eine Vertiefung in die Geschichte Zyperns aus althistorischer Perspektive bleibt also ein Desiderat.<sup>6</sup> Dafür bietet das Werk einen gut lesbaren Einstieg in die kulturellen Entwicklungen der Insel.

Christian Körner, Bern  
[christian.koerner@hist.unibe.ch](mailto:christian.koerner@hist.unibe.ch)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

5 Cass. Dio 68, 32, 2–3. Vgl. dazu K. Bringmann: *Geschichte der Juden im Altertum. Vom babylonischen Exil bis zur arabischen Eroberung*. Stuttgart 2005, S. 271 f.

6 Der Verfasser der Rezension befasst sich mit einer Untersuchung der kyprischen Königtümer im 5. und 4. Jh. v. Chr. und des Verhältnisses zwischen Griechen, Persern und Phöniziern.

Klaus-Peter Johne unter Mitwirkung von Udo Hartmann und Thomas Gerhardt (Hrsg.): *Die Zeit der Soldatenkaiser. Krise und Transformation des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. (235–284)*. Berlin: Akademie-Verlag 2008. 1.400 Seiten. 2 Bände. EUR 178.00. ISBN 978-3-05-004529-0.

Das 3. Jh. n. Chr. zählt zweifelsohne zu den interessantesten Abschnitten der römischen Geschichte. Damals vollzog sich innerhalb des Imperium Romanum der Übergang von der Mittleren Kaiserzeit zur Spätantike; völlig zu recht ist diese Zeit als eine Phase des Umbruchs beschrieben worden. Die vielfältigen Veränderungen, die im 3. Jh. n. Chr. im Römischen Reich in nahezu allen Lebensbereichen fassbar sind, haben in einer heute kaum noch zu überschauenden Zahl von wissenschaftlichen Monographien und Aufsätzen ihren Niederschlag gefunden. Dieser Umstand macht es inzwischen auch für den Fachmann schwierig, den Überblick über den aktuellen Forschungsstand zu behalten – wohl nicht zufällig erschien die letzte einschlägige Arbeit vor 47 Jahren<sup>1</sup>!

Ein umfassendes Handbuch zum Thema war also ein längst überfälliges Desiderat. Angesichts des gewaltigen Umfangs an Sekundärliteratur tat der Herausgeber gut daran, die Darstellung auf die Zeit der sog. Soldatenkaiser zu beschränken, auch wenn die vorangehende severische Epoche für das Verständnis der nachfolgenden Jahrzehnte sicher nicht zu unterschätzen ist. Eine entsprechende Berücksichtigung hätte allerdings den Rahmen des vorliegenden Werks wohl endgültig gesprengt. Aber auch so erreicht der Doppelband mit 29 verschiedenen Autoren, 48 Beiträgen, 9 Listen von diversen Fasti (Kaiser, Konsuln, Statthalter, etc.) sowie 5 Anhängen ein mehr als stattliches Volumen. Allein das Literaturverzeichnis umfasst 149 Seiten mit ca. 4.800 Titeln! Diese Zahlen sollten den Leser jedoch nicht abschrecken. Die Beiträge, die nahezu alle relevanten Aspekte der Soldatenkaiserzeit abdecken, sind mit 6 bis maximal 72 Seiten in einem lesbaren Umfang gehalten und informieren darüber hinaus knapp und fundiert über den aktuellen wissenschaftlichen Kenntnisstand zu fast allen wichtigen Aspekten dieser Epoche. Aufgrund seines Umfangs kann das opus magnum hier allerdings nur kurz in seiner Gesamtstruktur vorgestellt werden, ohne auf die einzelnen Beiträge gesondert eingehen zu können.

Der Doppelband ist in insgesamt 10 Hauptabschnitte untergliedert, denen noch ein Anhang sowie ein Tafelteil folgen. Das erste Kapitel (S. 15–157) trägt den Titel „Quellen und Forschung“ und enthält insgesamt 8 Beiträge, die sich – mit einer Ausnahme – den verschiedenen Quellengattungen zum Thema widmen. Erfreulicherweise fanden hier auch die persischen Quellen, soweit sie die Auseinandersetzungen mit Rom betreffen, mit zwei Artikeln Berücksichtigung. Den Schluss des ersten Kapitels bildet ein ebenfalls sehr lesenswerter Beitrag,

1 Th. Pekary/G. Walsert: *Die Krise des Römischen Reiches. Berichte über die Forschungen zur Geschichte des 3. Jahrhunderts (193–284 n. Chr.) von 1939 bis 1959*, Berlin 1962. Das Werk referiert jedoch nur in sehr knapper Form die erschienene Fachliteratur und stellt kein Handbuch dar.

in dem ein Überblick über die rund 300-jährige Forschungsgeschichte zum Thema „Die Zeit der Soldatenkaiser“ gegeben wird.

Erheblich umfangreicher ist Kapitel II gestaltet, das unter der Überschrift „Die Ereignisse der Reichsgeschichte“ (S. 161–423) insgesamt sieben größere Beiträge vereinigt, die nicht nur die zentral-römische Reichsgeschichte, sondern auch das Gallische Sonderreich sowie das Palmyrenische Teilreich behandeln.

Wichtig zum Verständnis der zuvor referierten innerrömischen Vorgänge ist das anschließende Kapitel III: „Völker und Staaten an der Grenze der Römischen Welt“ (S. 427–580), in dem neun verschiedene Artikel die Ereignisse im Glacis der römischen Reichsgrenzen während des 3. Jahrhunderts näher beleuchten. Der geographische Schwerpunkt der Betrachtungen liegt dabei klar in der östlichen Reichshälfte, während das Vorfeld des römischen Nordafrika, der Nordwest- und der Donauprovinzen mit nur jeweils einem Beitrag vertreten sind.

Im vierten Abschnitt „Der römische Staat“ (S. 583–712) werden in 5 Aufsätzen verschiedene Aspekte der *res publica* – nämlich Kaisertum und Herrscherwechsel, Recht, Provinzverwaltung, Heer sowie die Städte – thematisiert. Dabei entsteht ein recht anschauliches Bild von den Veränderungen innerhalb der römischen Administration und dem Militär während des 3. Jahrhunderts.

Inhaltlich etwas heterogen wirkt dagegen Kapitel V, das sich (zumindest nominell) mit der „römischen Gesellschaft“ (S. 715–813) befasst. Leider werden hier aber nicht alle sozialen Gruppen der römischen Gesellschaft in einem eigenen Artikel behandelt, sondern lediglich die Senatoren, die Ritter sowie die Angehörigen der sozial benachteiligten Unterschichten. Wünschenswert wäre hier eine stärkere Berücksichtigung des römischen „Mittelstandes“ bzw. eine Darstellung von dessen gesellschaftlicher Entwicklung im 3. Jahrhundert gewesen. Hier sei stellvertretend nur an den Niedergang der Handwerkerkollegien in jener Zeit erinnert. Statt dessen enthält das Kapitel noch zwei – durchaus interessante! – Beiträge über die sozialen Probleme in Ägypten sowie in Isaurien, die inhaltlich eng mit dem vorangegangenen, recht umfangreichen Beitrag „Unterschichten und soziale Konflikte“ verwandt sind.

Kapitel VI beschäftigt sich mit „Wirtschaft und Münzwesen“ (S. 817–860) und fällt mit nur zwei Beiträgen verhältnismäßig knapp aus. Während der Artikel zur römischen Wirtschaft im 3. Jahrhundert alle wesentlichen Aspekte in knapper Form behandelt, hätte man sich bei dem Beitrag über das Münzwesen durchaus noch einige zusätzliche Aspekte vorstellen können. Auf das Phänomen der Falschmünzerförmchen im 3. Jahrhundert wird z.B. überhaupt nicht eingegangen.<sup>2</sup>

2 Gerade die immer wieder zu beobachtenden Münzfälschungen von Denaren des Septimius Severus in nachseverischer Zeit wäre im vorliegenden Zusammenhang wichtig gewesen. Daneben wurden aber gelegentlich auch Prägungen von Soldatenkaisern imitiert; vgl. etwa D.G. Wigg/S. Seiler: Ein Fund römischer Falschmünzerförmchen aus Köln. *Kölner Jahrb.* 27, 1994, 611–616.

Der folgende Abschnitt widmet sich den Bereichen „Bildung und Wissenschaft“ (S. 863–924). Das Thema wird aus insgesamt drei verschiedenen Blickwinkeln, nämlich Bildung, Geschichtsschreibung und Philosophie, untersucht. Im dem Beitrag zur Bildung während der Soldatenkaiserzeit wird u.a. die Auffassung vertreten, dass es keine Belege für ein Ansteigen des Analphabetentums in jener Zeit gebe (S. 864). Ob dies auch für die Nordwestprovinzen zutrifft, hält der Rezensent zumindest für fraglich, da dort nicht nur bei den Steindenkmälern, sondern vor allem auch bei den sog. Kleininschriften des Alltagslebens ein rapider Rückgang zu konstatieren ist.

Kapitel VIII behandelt das facettenreiche Thema „Religionen“ (S. 927–1024) und enthält insgesamt 6 Beiträge, deren inhaltliche Gewichtung und quantitativer Umfang etwas erstaunen: so werden „Die paganen Religionen“, die hier alle traditionell-reichsrömischen Kulte als auch sämtliche Mysterienreligionen umfassen, in äußerst komprimierter Form auf nur 9 Textseiten abgehandelt, während der Beitrag zum Christentum einen fast vierfachen Umfang (35 Seiten) aufweist. Wie bereits in Kapitel III beobachtet, liegt auch hier der geographische Schwerpunkt der Beiträge eindeutig im Nahen Osten: vor allem die Aufsätze zu den Juden Palästinas, dem Diaspora-Judentum oder den Manichäern sind inhaltlich gehaltvoll und unbedingt lesenswert. Um so stärker fällt allerdings das Fehlen von gleichwertigen Beiträgen über die Verhältnisse im Westteil des Reiches ins Auge.

Im neunten Abschnitt, der mit der Überschrift „Krise und Transformation des Reiches im 3. Jahrhundert“ (S. 1025–1053) versehen ist, versuchen abschließend K.-P. Johne und U. Hartmann eine Bilanz der vorgegangenen Beiträge zu ziehen. Eine zentrale Rolle in ihren Ausführungen spielt dabei die nach wie vor kontrovers diskutierte Frage, ob die Zeit der Soldatenkaiser eine Phase der Krise und des Niedergangs war oder nicht. Die beiden Autoren vertreten hierzu eine klare Auffassung: „Die Untersuchungen der letzten Jahre und die Beiträge in diesem Handbuch zeigen indes in vielfältiger Weise, dass von einer allgemeinen Weltkrise des 3. Jahrhunderts nicht gesprochen werden kann. Eine allgemeine wirtschaftliche Reichskrise über 50 Jahre, die mit einer umfassenden Inflation, dem reichsweiten Niedergang von Landwirtschaft, Handwerk, Handel und Städtewesen einherging, lässt sich nicht nachweisen. An dieser Stelle ist vielmehr in starkem Maße regional zu differenzieren“ (S. 1033).

In der Tat sprechen einige gewichtige Gründe für diese Sichtweise; es sei an dieser Stelle jedoch nicht verschwiegen, dass es auch gute Argumente gibt, eine andere Auffassung zu dieser Frage zu vertreten.<sup>3</sup> Wie soll man etwa die Feststellung des *praefectus Aegypti* während eines Prozesses im Jahr 250 n. Chr. um die Erfüllung von Liturgien bewerten, der dem Argument der Mittellosigkeit mit dem lakonischen Hinweis begegnete, die allgemeine Verarmung von Städten und Dörfern nach Septimius Severus sei ja eine hinlänglich bekannte Tatsache?<sup>4</sup>

3 Siehe z. B. G. Alföldy: Die Krise des Römischen Reiches. Stuttgart 1989.

4 T. C. Skeat/E. P. Wagner: A Trial before the Prefect of Egypt Appius Sabinus, c.

Neben weiteren, inhaltlich ähnlichen Texten lassen sich aus fast allen Teilen des Imperiums auch archäologische Beobachtungen aus jener Zeit anführen, die kaum anders als im Sinne von „Reduktion“ und „Niedergang“ gedeutet werden können. Da die Argumente in der Diskussion um die mutmaßliche Krise des 3. Jahrhunderts längst ausgetauscht sind, bleibt es letztlich persönliche Ermessenssache, wie man die damaligen Vorgänge interpretiert bzw. bewertet.

Das letzte Kapitel des Handbuches trägt den Titel „Fasti“ (S. 1055–1198) und enthält eine Reihe von Listen römischer Amtsträger (Kaiser, Konsuln, Stadt- und Prätorianerpräfekten sowie Provinzstatthalter und Bischöfe) aus der Zeit zwischen 235–284 n. Chr.; ebenso wurden dort die orientalischen Dynastien und die germanischen Herrscher, soweit bekannt, berücksichtigt. Alle aufgeführten Personen werden in Form eines kurzen Lebenslaufes vorgestellt, kombiniert mit einem wissenschaftlich solide recherchierten Literaturapparat. Damit haben die verantwortlichen Autoren Thomas Gerhardt und Udo Hartmann ein Kompendium geschaffen, das einen hervorragenden und schnellen Zugang zu den maßgeblichen Persönlichkeiten der Soldatenkaiserzeit bietet.

Im Anhang des Handbuches (S. 1199–1400) finden sich schließlich noch das Abkürzungs- sowie das Abbildungsverzeichnis, ferner das eingangs bereits angesprochene, beeindruckende Literaturverzeichnis sowie eine Liste der am Handbuch beteiligten Autoren. Ein Register, eine Karte des *Imperium Romanum* im Jahr 235 n. Chr. sowie 7 Schwarz-Weiss-Tafeln beschließen das gewaltige Werk.

Bei der Lektüre fällt sofort die durchgängig gute redaktionelle Betreuung des Buches auf – Tipp- oder Rechtschreibfehler finden sich so gut wie überhaupt nicht.<sup>5</sup> Ebenso sind sämtliche Beiträge in einem sprachlich angenehmen, lesbaren Stil gehalten; auch dies ist heute keine Selbstverständlichkeit. Über die Schreibweise von Ortsnamen mag man in einigen wenigen Fällen unterschiedlicher Auffassung sein.<sup>6</sup> Dies soll jedoch die Leistung des Autorenteam und der Herausgeber keineswegs schmälern: das Handbuch „Die Zeit der Soldatenkaiser“ ist ein umfassendes, solides Nachschlagewerk, das zu fast allen Fragen einen schnellen Zugang zum jeweils aktuellen Forschungsstand bietet.

Marcus Reuter, LVR-RömerMuseum im Archäologischen Park Xanten  
[Marcus.Reuter@lvr.de](mailto:Marcus.Reuter@lvr.de)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#)   [Startseite Plekos](#)

---

250 A.D. (P. Lond. Inv. 2565). The Journal of Egyptian Archeology 21/2, 1935, 224–247; bes. 237.

5 Ein ganz seltenes Beispiel: „Cannstadt“, statt richtig: „Cannstatt“ (S.166).

6 Etwas befremdlich fand der Rezensent z. B. die Schreibweise „Dura Europus“ (S. 56, 57, 83), anstatt – wie allgemein üblich – „Dura Europos“.

Mirjana Sanader: *Dalmatia. Eine römische Provinz an der Adria*. Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 2009. 144 S. zahlr. Abb. EUR 24.90. ISBN 978-3-8053-3955-1.

Die Entwicklung der Provinz *Dalmatia* im Gebiet der heutigen Staaten Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Montenegro, Serbien, Kosovo und Albanien ist trotz ihrer Nähe zu Mitteleuropa im deutschsprachigen Raum nach wie vor wenig bekannt. Erfreulicherweise hat sich nun die kroatische Archäologin Sanader im Rahmen der Reihe „*Orbis Provinciarum*“ der Thematik angenommen.

In einer kurzen Einführung (S. 9–12) wird die Forschungsgeschichte seit dem Mittelalter erläutert. Dabei wäre eine knappe Einbettung in den jeweiligen zeitgeschichtlichen Hintergrund sinnvoll gewesen: Welche Gründe hatte beispielsweise das Interesse von Konstantin Porphyrogennetos an antiken Resten in Dalmatien? Die Gründung der Universität Zagreb erfolgte 1878 zu einer Zeit, als Österreich-Ungarn Kroatien kontrollierte und mit dem Berliner Kongress auch Einfluss in Bosnien gewann. Besteht hier ein Zusammenhang mit der Förderung der archäologischen Forschung? Steht der aufkeimende Nationalismus auf dem Balkan hinter dem neu erwachten Interesse an der eigenen Vergangenheit?

In einem Kapitel zu Dalmatien in vorrömischer Zeit (S. 13–22) geht Sanader auf die eigenständigen illyrischen Kulturen ein und zeigt dabei auch die wachsenden griechischen Einflüsse auf. Die Einbeziehung Illyriens ins Römische Reich (S. 23–32) lässt sich in vier Phasen einteilen: Die erste beginnt mit dem 1. Illyrischen Krieg gegen Teuta (229 v. Chr.) und endet mit dem Sieg über Genthios im Rahmen des 3. Makedonischen Kriegs (167 v. Chr.). Dass damit Illyrien keineswegs befriedet war, zeigen weitere Konflikte im Landesinneren; diese zweite Phase schloss mit Augustus' Krieg von 35 bis 33 v. Chr., dessen Ziele und Ergebnisse heute nach wie vor in der Forschung diskutiert werden. Die dritte Phase ist geprägt von den Unruhen im dalmatisch-pannonischen Raum in augusteischer Zeit und endet mit der Niederschlagung des letzten Aufstands 9 n. Chr. In der vierten Phase, der Kaiserzeit, erfolgte die eigentliche Romanisierung und Durchdringung der Region. Insgesamt wird deutlich, dass es keinen geschlossenen illyrischen Widerstand gegen Rom gab. Vielmehr kam es immer wieder dazu, dass einzelne Stämme oder hellenische Poleis die Römer um Hilfe riefen, so dass diese zunehmend in die Entwicklungen jenseits der Adria verwickelt wurden.

Das genaue Datum der Einrichtung der kaiserlichen Provinz ist unbekannt (S. 33–35).<sup>1</sup> In der Kaiserzeit wurde sie von einem *legatus Augusti pro praetore* verwaltet, der in Salona residierte. Die Städte und die *civitates* hatten wie überall im Reich eine gewisse Selbstverwaltung. Befanden sich nach dem pannonisch-dalmatischen Aufstand von 6 bis 9 n. Chr. noch mehrere Legionen

1 Vgl. dazu auch T. Bechert: *Die Provinzen des Römischen Reiches. Einführung und Überblick*. Mainz am Rhein 1999, S. 138.

in der Provinz, so war die Lage in flavischer Zeit so ruhig, dass man sich mit der Stationierung einiger Kohorten begnügen konnte (S. 41–44).

Der Romanisierungsprozess lässt sich gut an der Verteilung der Gentilnamen nachzeichnen: Während sich die *Iulii* und *Claudii* vor allem in der Küstenregion finden, sind die ältesten Gentilnamen im Landesinneren *Flavii*. Die Romanisierung wurde durch die Urbanisierung vorangetrieben: Ein ganzes Netz von Munizipien und Kolonien überzog die Küstenregion. Für das weniger romanisierte Hinterland sind einige Munizipien epigraphisch belegt, lassen sich aber archäologisch kaum nachweisen. Ein umfangreicher Teil von Sanaders Arbeit besteht in der Vorstellung der archäologischen, inschriftlichen und literarischen Zeugnisse für die urbanen Zentren (S. 48–90). Reichhaltig ist vor allem der epigraphische Befund in Salona, das gegen 60000 Einwohner gehabt haben dürfte. Die ländlichen Regionen waren geprägt von *vici* und *villae*; Domänen sind selten belegt.

Ein eigenes Kapitel widmet Sanader der Wirtschaft (S. 95–108). Die Provinz lieferte wichtige Rohstoffe wie Stein, Holz und Metalle, die in Minen im Landesinneren abgebaut wurden. Die Anfänge des Bergbaus liegen, entgegen früheren Forschungsmeinungen, bereits in der vorrömischen Zeit, in der Eisenerz an der Oberfläche gewonnen wurde. Die Gruben wurden in der Kaiserzeit von Procuratoren verwaltet. Der urbanisierten Küstenregion mit ihren zahlreichen Häfen kam große Bedeutung für den Handelsverkehr zu. Die Landwirtschaft diente nicht dem Export, sondern in erster Linie der Selbstversorgung und den Bedürfnissen der dalmatischen Städte.

Nur kurz wird die für Dalmatien wichtige Phase der Spätantike angesprochen (S. 109–128), da für diese Epoche ein eigener Band in der Reihe „Orbis Provinciarum“ vorgesehen ist. Diokletian teilte die Provinz in zwei Provinzen, *Dalmatia* im Westen und die kleine *Praevalitana* im Osten. Sanader geht kaum auf die politischen und verwaltungsrechtlichen Entwicklungen Dalmatiens in der Spätantike ein und legt stattdessen das Schwergewicht auf die Überreste aus christlicher Zeit. Die ältesten christlichen Hinterlassenschaften der Provinz stammen aus dem 3. und 4. Jh. Neben Kirchen und Klöstern sind die wichtigsten christlichen architektonischen Zeugnisse Friedhöfe. Sanader nimmt an, das Heidentum habe „zähen Widerstand“ (S. 110) geleistet, wie ein Fortuna-Relief an der *Porta Caesarea* in Salona und ein Phaedra-Hippolytos-Sarkophag auf dem Märtyrerfriedhof des nahen Manastirine im 4. Jh. zeigten. Dies muss allerdings nicht zwingend mit heidnischem Widerstand erklärt werden, sondern deutet eher auf die beliebte Übernahme paganer Bildprogramme durch die Christen hin, wie sie sich auch sonst im Reich feststellen lässt. Sanader sieht als dritten Beleg für den Widerstand des Heidentums in Dalmatien die Tatsache, dass mit Marcellinus ein „überzeugter Heide an der Spitze eben dieser Provinz stand“ (S. 111). Dies müsste aber vielmehr von den politischen Entwicklungen des 5. Jh. her erklärt werden und verrät letztlich nichts über die religiösen Überzeugungen der Bewohner Dalmatiens.

Unter den spätantiken Profanbauten ragt Diokletians Palast in Split heraus. Sanader betont die Anlehnung des Grundrisses an ein Militärlager. Für die Wahl des Ortes (das Gebiet war, wie neuere Forschungen zeigen, bereits früher bebaut mit Villen und Großbauten) spricht die mögliche Herkunft des Kaisers aus Salona. Sanader nimmt weiter an, dass die Lage des Palasts in der Mitte des Römischen Reichs dazu gedient haben könnte, den Beamtenapparat zu kontrollieren.

Sanader sieht die Entwicklung der Provinz *Dalmatia* vor allem unter zwei Aspekten: Zum einen im langen und gewalttätigen Prozess der Einbindung des Raums ins Römische Reich, zum anderen in der noch längeren friedlichen Phase der Romanisierung. Aufschlussreich ist gerade der Vergleich zu anderen Balkanprovinzen wie zum Beispiel den benachbarten mösischen Provinzen oder *Pannonia Inferior*: So war in *Dalmatia* ab dem späten 1. Jh. n. Chr. kein Militär mehr stationiert. Zum anderen waren die Urbanisierung und Romanisierung deutlich weiter vorangeschritten, vor allem in der Küstenregion.

Sanader zieht sämtliche Quellengattungen, archäologische, epigraphische wie literarische heran, um ein umfassendes Gesamtbild der Provinz zu zeichnen. Dabei wird auch immer wieder auf Forschungsdiskussionen eingegangen. Etwas wenig aussagekräftig bleibt der Band im Bereich der Religionen. Insgesamt ist aber eine sehr gut geschriebene Überblicksdarstellung zur Provinz *Dalmatia* entstanden. Eine umfangreiche Bibliographie und ein detailliertes Register nach Orten, Personen und Fachbegriffen erleichtern die Arbeit mit dem Band.<sup>2</sup>

Christian Körner, Bern  
[christian.koerner@hist.unibe.ch](mailto:christian.koerner@hist.unibe.ch)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

<sup>2</sup> Es finden sich zwei kleinere Irrtümer in der Arbeit: Die drei Säulen des Castortempels auf dem *Forum Romanum* (S. 29, Abb. 19) gehören nicht, wie die Bildlegende suggeriert, zum Bau des Metellus, sondern stammen vom Umbau des Tempels in der frühen Kaiserzeit. Auf S. 42 sollte es Valerianus und Gallienus, nicht Valerius und Gallienus heißen.

Peter Gemeinhardt: *Das lateinische Christentum und die antike pagane Bildung*. Tübingen: Mohr Siebeck 2007 (Studien und Texte zu Antike und Christentum 41). XII, 594 S. EUR 89.00. ISBN 978-3-16-149305-8.

Wie positioniert sich das Christentum in der Spätantike zum überkommenen römischen Bildungssystem? Lehnt es diese Bildung als „heidnisch“ ab? Übernimmt es die pagane Bildung, um diese Voraussetzungen für eigene Zwecke zu nutzen? Oder geht es eklektizistisch vor, um „Brauchbares“ zu integrieren, Unpassendes aber auszusondern? Fragen wie diesen geht Peter Gemeinhardt in seiner detaillierten Studie nach; einfache Antworten läßt die Quellenlage allerdings nicht zu. Gemeinhardt bietet aber aufgrund seiner Ergebnisse eine klare Strukturierung des Themas und der mit ihm verbundenen Probleme. Im Rahmen dieser Strukturen liefert er Lösungen, die zunächst singuläre Antworten von christlicher Seite, situations-, kommunikations-, adressaten- und zeitbezogen, auf bestimmte Problemstellungen bei Bildungsfragen zu sein scheinen, sich aber doch zu – je nach Zeit und Umständen unterschiedlichen – Trends gruppieren lassen, die vom überlegten Umgang des Christentums mit dem Thema der paganen Bildung künden. Die Untersuchung hat der Theologischen Fakultät der Universität Jena als Habilitationsschrift vorgelegen und behandelt ein Thema, das altertumswissenschaftliche Nachbardisziplinen wie Alte Geschichte und Klassische Philologie einbezieht und an einer Schnittstelle aktueller Forschungen zu kulturwissenschaftlichen Fragen liegt.

Dabei geht Gemeinhardt von spannungsreichen Beziehungen zwischen Antike und Christentum aus, innerhalb deren sich Aneignung und Wandel der antiken Kultur vollzogen. Er distanziert sich von älteren Positionen, die das Verhältnis von paganen Religionen und Christentum in eine Kriegs- und Siegesmetaphorik kleiden<sup>1</sup> und eher Urteile ex eventu sein dürften als daß sie der Entstehung des Christentums in und aus der Antike sowie seiner Verankerung in der antiken Lebenswelt gerecht würden. Für Gemeinhardt kann es infolgedessen nicht darum gehen, das Verhältnis von Christentum und Antike bzw. Bildung nach Art einer Dichotomie gegenüberzustellen, vielmehr, bei der Behandlung seines Themas „Kontinuitäten und Interdependenzen von Christentum und Antike“ (S. 3) in den Vordergrund treten zu lassen: So „kann an die antike Bildung angeknüpft und zugleich daran Kritik geübt werden“ (S. 8), wie es etwa die Auffassung vom Christentum als der „wahren Philosophie“ zeigt. Gemeinhardts Untersuchung fußt in seiner Grundausrichtung auf Arbeiten von Werner Jaeger und Henri-Irénée Marrou, aus neuester Zeit vor allem auf Erkenntnissen von Peter Brown, Averil Cameron und Christoph Marksches.

1 Vgl. zum Beispiel Jelle Wytzes: *Der letzte Kampf des Heidentums in Rom*. Leiden 1977 (*Études préliminaires aux religions orientales dans l'Empire romain* 56).

Christian Gnilkas Konzept der  $\chi\rho\eta\sigma\iota\varsigma\ \acute{o}\rho\theta\eta^2$  im Sinne einer gesteuerten Planung der christlichen Nutzung ausgewählter Aspekte der antiken Kultur unter Aussonderung des Unbrauchbaren dagegen lehnt Gemeinhardt ab, weil es von der Grundannahme eines im eigentlichen Sinne unvereinbaren Gegensatzes geprägt sei; dieser Gedanke werde der feststellbaren Bandbreite der Rezeption antiker Kultur durch das Christentum nicht gerecht. Demgegenüber will Gemeinhardt die nach Zeitumständen und beteiligten Personen durchaus unterschiedlichen, ja widersprüchlichen Stimmen zur christlichen Nutzung „heidnischer“ Bildung religions- und kulturgeschichtlich in das in die antike Welt integrierte Christentum einbetten, also von einer deskriptiven, nicht normativen Grundlage aus das Verhältnis des Christentums im lateinischen Westen des Römischen Reiches zur antiken Bildung, seine Genese, Entwicklung und Folgen beurteilen.

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht das Verhältnis von Christentum und Bildung in der Spätantike. Diesem Schwerpunkt sind zwei Abschnitte vorangestellt, in denen die Voraussetzungen für dieses Thema geklärt werden. Das erste Kapitel stellt auf der Grundlage der aktuellen Forschung<sup>3</sup> die Bildungsinstitutionen der römischen Kaiserzeit im Überblick vor. Dabei geht es um die nicht immer und überall klar getrennten Schulstufen des Elementar-, Grammatik- und Rhetorikunterrichts und dessen Ergebnis, das Bildungsideal des *litteratus*. Der Gebildete gehörte damit einer bestimmten Gesellschaftsschicht an; Bildung wirkte distinktiv gegenüber *illiterati* und gegenüber Barbaren, integrativ innerhalb der Schicht der diese Bildung Besitzenden. Sie wirkte kommunikativ durch Verständigung auf identische Bildungsideale in entsprechenden Netzwerken und konnte zugleich Karrieren gerade im Verwaltungsdienst fördern.

Mit diesem Bildungssystem waren auch die Christen im römischen Staat konfrontiert. Die dadurch bedingten Auseinandersetzungen entfaltet Gemeinhardt grundsätzlich bereits in seinem zweiten Kapitel, einem Überblick zu Christentum und Bildung in vorkonstantinischer Zeit, so daß mit diesen Ausführungen Grundlagen bereitstehen, die für die Strukturierung der Ergebnisse des Hauptteils über Christentum und Bildung in der Spätantike hilfreich sind. An drei christlichen Autoren lateinischer Sprache aus dem 2. und 3. Jahrhundert stellt Gemeinhardt bereits eine gewisse Bandbreite an Haltungen vor, die Christen gegenüber dem überkommenen römischen Bildungssystem einnehmen konnten. Der rhetorisch gebildete Tertullian repräsentiert in seinem Werk die Spannung einer „faktisch alternativlosen Verbindung von römischer Kultur und christlichem Leben“ (S. 81), die aufgrund der Notwendigkeit einer sorgfältigen Textauslegung unausweichlich erschien, von den Christen aber auf Übereinstim-

2 Vgl. Christian Gnilka:  $\chi\rho\eta\sigma\iota\varsigma$ . Die Methode der Kirchenväter im Umgang mit der antiken Kultur. 2 Bde. Basel/Stuttgart 1984/1993.

3 Vgl. zum Beispiel Konrad Vössing: Schule und Bildung im Nordafrika der römischen Kaiserzeit, Brüssel 1997 (Collection Latomus 238) und eine Anzahl von Aufsätzen desselben Verfassers.

mung mit der göttlichen Offenbarung überprüft werden müsse. Angesichts des Bewußtseins dieser Einbindung in die römische Kultur ergab sich aus der prinzipiellen Distanz zur Bildung und aus der Neubestimmung des Verhältnisses ihr gegenüber eine dialektische Beziehung in der Auseinandersetzung von Christen mit der römischen Kultur und Bildung: In ihrer Lebenswelt wurden sie mit einem „System“ konfrontiert, zu dem sie sich positionieren und in dem sie ihren je eigenen Platz suchen und definieren mußten. Minucius Felix fand in dieser Hinsicht ein konstruktives Verhältnis zur antiken Bildung, während Cyprian als ehemaliger Rhetoriklehrer mit der Vergangenheit äußerlich brach, das Bildungswissen aber trotz teilweise gegenteiliger Bekundungen, zum Beispiel durch Betonung des Gegensatzes zwischen – einer gewissen Beliebigkeit unterliegenden – Wortkunst und normativer Wahrheit, gekonnt in den Dienst christlicher Verkündigung zu stellen wußte.

Gemeinhardt vervollständigt die mit diesen drei Beispielen zur Verfügung stehende Bandbreite von inneren und äußeren Haltungen zur antiken Bildung durch Äußerungen einiger griechischer Theologen, die im Westen des Römischen Reiches wirkten. Besonders wichtig erscheint in diesem Zusammenhang die Auseinandersetzung mit häretischen Strömungen, denen eine unheilsame Affinität zum römischen Bildungssystem unterstellt wurde, während sich der wahre Christ von der paganen Bildung fernhalte. Insbesondere Christen aus höheren Gesellschaftsschichten konnten angesichts solcher Haltungen in Konflikte geraten, erst recht, wenn sie als Lehrer tätig waren. Christliche Aussagen zur Bildungsferne, die wohl zugleich für Weltferne und Konzentration auf wesentliche Inhalte des Christentums stehen sollen, verraten daher nicht selten rhetorische Topik. In Wirklichkeit sei Schulbildung nicht als solche negativ bewertet worden, sondern hinsichtlich ihrer fehlenden ethischen Fundierung, die nur das Christentum habe leisten können.

Der Befund aus vorkonstantinischer Zeit weist schon viele Elemente des Verhältnisses von Christentum und antiker Bildung auf, die in der Spätantike entfaltet und variiert wurden. Die Haltung der Christen zur überkommenen paganen Bildung wurde durch die „Konstantinische Wende“ keineswegs vereinfacht, vielmehr leitete die Wende mit der staatlichen Förderung des Christentums und der äußerlich ungehinderten, offenen Koexistenz von „Heiden“ und Christen einen Wandlungsprozeß auch im Verhältnis zur römischen Bildung ein, als vor allem nicht zuletzt die Oberschicht vom Christentum erfaßt wurde. Die Stellungnahmen von christlicher Seite zur paganen Bildung spiegeln diese einen längeren Zeitraum beanspruchende allmähliche Veränderung wider. Zugleich repräsentieren sie unterschiedliche Intentionen, je nach Person und Ansprechpartner. Insofern bedeutet es eine besondere Herausforderung, aus diesem Material diejenigen Tendenzen herauszuarbeiten, die die allmähliche Transformation dieser Bildung im christlichen Sinne vorbereiteten und dann auch für deren Umsetzung sorgten. Das ist Gemeinhardt trotz unterschiedlich-

ster und recht disparater Äußerungen zu dieser Thematik in den Quellen gut gelungen.

In fünf Unterkapiteln fächert Gemeinhardt das Thema „Christentum und Bildung in der Spätantike“ auf. Zunächst verortet er das Christentum in der spätantiken römischen Gesellschaft. Als ein wichtiger Gesichtspunkt der seit dem 4. Jahrhundert forcierten Christianisierung der römischen Bevölkerung erscheint die Frage nach der Intensität individueller Bekehrungen in Unter- wie Oberschicht. Es ist eben fraglich, ob Konversionen in Zeiten der Koexistenz von Christen und „Heiden“ in derselben Trennschärfe so grundsätzlich vollzogen wurden wie in der Verfolgungszeit und ob die Bevölkerung sich dabei sofort allein von christlichen Lebens- und Denkvorstellungen bestimmen ließ. Für die Christianisierung der Oberschicht bedeutete dies unter Umständen, daß man zwar zum Christentum konvertierte, sich aber ganz selbstverständlich in der ursprünglich nichtchristlich geprägten Lebens- und Bildungswelt zu Hause fühlte und dies auch erkennen ließ. Eine solche Haltung läßt sich an Ausonius illustrieren, dem man das Christentum seines Schülers Paulinus von Nola gegenüberstellen kann, der bei seiner Hinwendung zur Askese mit der Vergangenheit gänzlich brach.<sup>4</sup> Trotz schlechter Quellenlage will Gemeinhardt aus derartigen Befunden eher auf Koexistenz als auf Konfrontation zwischen Christen und „Heiden“ schließen, auf ein Nebeneinander mit durchaus fließenden Übergängen, in das sich auch – entgegen der Einschätzung eines Großteils der älteren Forschung – Auseinandersetzungen um römische Traditionsbewahrung mit religiösen Aspekten wie der Streit um den Victoria-Altar einordnen ließen.

Im folgenden Unterkapitel geht es um Beweise für die Koexistenz christlichen und paganen Selbstverständnisses in der Oberschicht. Gemeinhardt will die Bedeutung von Bildung für die Identität christlicher Römer der seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts mehr und mehr christianisierten Oberschicht ermitteln. Hierzu befragt er drei Quellengattungen mit methodisch durchaus unterschiedlichen Anforderungen. Epigraphische Zeugnisse auf Grabmälern lassen Kontinuität zwischen dem Selbstverständnis paganer und christlicher Verstorbener hinsichtlich der Bildung erkennen; aus den christlichen Inschriften spricht „eine produktive Aneignung römischer Sprachformen und römischer Bildungsideale“ (S. 184), sie sind beredte Beispiele für die fließenden Übergänge zwischen paganen und christlichen Vorstellungen. Die alten Muster lassen sich selbst noch bei Grabinschriften römischer Bischöfe an den indirekten Bekenntnissen zu „rhetorisch depotenzierter klassischer Bildung“ (S. 183) ablesen. Alles in allem aber sind Verallgemeinerungen angesichts der geringen Zahl christlicher Inschriften kaum möglich.

4 Vgl. hierzu vor allem Sigrid Mratschek: Der Briefwechsel des Paulinus von Nola. Kommunikation und soziale Kontakte zwischen christlichen Intellektuellen. Göttingen 2002 (Hypomnemata 134). – Rez.: David Amherdt, *Plekos* 5, 2003, 233–238.

Ein differenzierteres Bild ergibt sich aus der spätantiken Epistolographie, in der die Briefpartner einander die Zugehörigkeit zu derselben gebildeten Gemeinschaft bestätigten. Die diesem Zweck dienende Brieftopik<sup>5</sup> überdeckt nicht selten geradezu den Zugang zu spezifischen (christlichen) Inhalten, so daß wir es abermals mehr oder weniger deutlich mit fließenden Übergängen zu tun haben. Bildungsbekennnisse von Christen wurden gern nach der „Rhetorik des Paradoxen“<sup>6</sup> stilisiert: Sie vertraten aus christlicher Überzeugung die Ansicht, zur Erkenntnis des Wahren sei Bildung nicht notwendig, machten die Verfügung über Bildung aber gegenüber den Briefpartnern bei jeder Gelegenheit deutlich und versicherten einander auf diese Weise desselben kulturellen Hintergrundes. Aus den überlieferten Briefsammlungen (zum Beispiel des Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Paulinus von Nola, Sidonius Apollinaris, Ennodius von Pavia) lassen sich Kommunikationsnetzwerke unter Christen und zwischen Christen und Nichtchristen erkennen, die ihre Themen in durchaus klassischer Manier unter Beachtung des Bildungsideals, des sozialen Ranges und ggf. geistlicher Autorität behandelten. Damit eigneten sich christliche Literaten eine überkommene Literaturgattung mit ihren festen Regeln an und christianisierten sie – und damit zugleich Aspekte des spätantiken Bildungswesens.

Am Thema der Bildung in der spätantiken Hagiographie lassen sich diese Ergebnisse überprüfen und zugleich differenzieren. Dies liegt deswegen nahe, weil zwischen der weltlichen paganen Bildung und dem Leben der behandelten Heiligen eine gewisse Spannung bestand, deren Bewältigung weniger durch Ablehnung als durch Anverwandlung der Bildung viel zur Qualität ihrer Rezeption im christlichen Sinne beizutragen vermochte. Ohne daß hier auf Einzelheiten eingegangen werden kann, zeigt Gemeinhardt in diesem Unterkapitel an diversen Beispielen wiederum überzeugend, daß die pagane Bildung in unterschiedlichsten biographischen Zusammenhängen der christlichen Frömmigkeit keineswegs entgegenstand, sondern ihr geradezu als Voraussetzung diente, wie etwa die Werdegänge zahlreicher Mönche der Gemeinschaft von Lérins erweisen.<sup>7</sup>

Nach der Behandlung der Bildung als Mittel christlichen Selbstverständnisses am Beispiel unterschiedlicher Quellengattungen betrachtet Gemeinhardt in den folgenden drei Kapiteln diverse Facetten der paganen Bildung und des spätrömischen Schulwesens aus christlicher Sicht. Zunächst geht es um die Akzeptanz von Bildung für christliche Amtsträger. Einzelheiten dieses Diskurses

5 Gemeinhardt fußt hier nicht zuletzt auf Klaus Thraede: Grundzüge griechisch-römischer Brieftopik. München 1970 (Zetemata 48).

6 Begriff nach Averil Cameron: *Christianity and the Rhetoric of Empire. The Development of Christian Discourse*. Berkeley u. a. 1991 (Sather Classical Lectures 55), S. 86; 147; vgl. Gemeinhardt S. 18 f.; 210.

7 Deren Mitglied Salvian von Marseille war übrigens später kein Bischof; so aber Gemeinhardt S. 132, vorsichtiger S. 285.

sind bereits in vorausgehenden Kapiteln angesprochen worden, jetzt wird das Thema systematisch behandelt. Die Antwort auf die Frage, ob Kleriker gebildet sein durften, läuft auf eine Bejahung mit starken Einschränkungen hinaus, die an dem Widerspruch zwischen der klassischen Bildung, ihren paganen *exempla*, ihrer Meinungsvielfalt und der Erziehung zu der einen Wahrheit Gottes liegen, die zu vermitteln es keiner Rhetorik bedürfe, vielmehr ein von Wortkunst unverbildeter *sermo rusticus* bzw. *sermo piscatorius* geeignet sei. Diese Haltung trat mit dem 5. Jahrhundert nach und nach in den Vordergrund und wurde im 6. Jahrhundert bestimmend, wie die spätrömischen Rechtstexte verraten. Demgegenüber liegt der Schrift *De doctrina Christiana* des Augustinus die Auffassung zugrunde, daß eine rhetorische Ausbildung dem christlichen Amtsträger bei der Verkündigung seiner Lehre hilfreich sein könne, ihr bei der Verfolgung dieses Zieles also eine dienende Funktion zukomme, diese Art von Bildung aber kein Selbstzweck sei. Auch dies ist ein Aspekt, der christliche Aneignung von Bildung bekundet.

Ein weiterer Gesichtspunkt des paganen Bildungswesens betrifft Christen als Lehrer in diesem Schulsystem. Gemeinhardt diskutiert diverse Interpretationen des Schulgesetzes Kaiser Julians vom 17. Juni 362 und dessen Echo in der Publizistik der Zeit. Mit den vom Herrscher in einer Art Sendschreiben brieflich festgehaltenen Ausführungsbestimmungen<sup>8</sup> hält Gemeinhardt die „antichristliche Stoßrichtung“ (S. 354) dieser – durch Julians frühen Tod Episode gebliebenen – Maßnahme fest. Sodann liefert er eine Prosopographie der im spätrömischen Westen tätig gewesen christlichen Lehrer der drei Schulstufen. Deren Ergebnisse erweisen „die enge Einbindung von Christen als Lehrer und als Schüler in das pagane Bildungssystem“ (S. 394), was dafür spricht, daß die Christen die Spannung zwischen der klassischen Bildung und ihrer eigenen religiösen Ausrichtung nicht als unerträglich empfanden, auch wenn christliche Autoren sich gegen dieses Bildungssystem positionieren und, wie Augustinus (oder vorher Cyprian), gar persönliche Konsequenzen hinsichtlich ihrer beruflichen Ausrichtung ziehen mochten.

Schließlich spielten die Institutionen der paganen Bildung auch eine Rolle in der theologischen Reflexion. Gegen den Grammatikunterricht an sich mochten auch die Christen nichts einwenden, Kritik entfaltete sich vielmehr eher an den für Christen moralisch zweifelhaften Inhalten, einem Gesichtspunkt, der, wie an vielen Stellen beobachtet werden kann, die Zweckfreiheit der Bildung durch utilitaristische Bindung an die christliche „Wahrheit“ aushöhlte und auf diese Weise transformierte. In erhöhtem Maße galt dies für den Rhetorikunterricht und die Redner, deren weltliche Eitelkeiten zugunsten in einfacher Sprache vermittelter Wahrheit zurückzutreten hätten. Dabei waren sich die christlichen Autoren der Bedeutung ihrer eigenen paganen Bildung gerade für den anspruchsvollen theologischen Diskurs durchaus bewußt. Dennoch mußte

8 Vgl. Iul. epist. 61c (Bidez-Cumont), besonders 422 CD.

auf die Dauer die Frage in den Vordergrund treten, ob nicht an die Stelle der „heidnischen“ Bildung eine Bildung treten konnte, deren Grundlagen von den eigenen christlichen Quellen bereitgestellt wurde. Auch bei dieser Frage zeigt sich in den Schriften christlicher Autoren die Ambivalenz eines Themas, dem es mehr auf Inhalte denn auf Form ankam, und damit auf Argumente, die auf Dauer zugunsten genuin christlichen Materials sprachen, die Alternative des „heidnischen“ Bildungsguts also mit dem Wahrheitsargument entwertete. Die christliche Aneignung bzw. die Konversion der Bildung faßten die Kirchengeschreiber mit Argumenten aus Altem und Neuem Testament in verschiedene Bilder, die den rechten – und gebotenen – Nutzen des allgemein verfügbaren Bildungsguts durch die Christen thematisierten und damit die Konkurrenz zwischen „heidnischer“ und christlicher Bildung aufhoben. Einen letzten Schritt bereitete Cassiodor im 6. Jahrhundert mit seinem *Vivarium* vor: „die Eingemeindung der antiken Bildung in einen christlichen Lebenszusammenhang, damit aber auch die Ausbürgerung aus der antiken Schule“ (S. 465). Solange das pagane Bildungssystem die Christen auf ihre Aufgaben, es für ihre Zwecke zu nutzen, hinreichend vorzubereiten vermochte, benötigte das Christentum für die Verkündigung seiner Lehre keine Alternative. Das wurde erst anders, als diese Voraussetzungen nicht mehr selbstverständlich gegeben waren.

Zwischen ablehnender Kritik und differenzierender Annäherung gestaltete sich das mit unterschiedlichsten Antworten hochlebendige Verhältnis des Christentums zur paganen Bildung. Um die Bandbreite der christlichen Rezeption dieser in der Antike vermittelten Bildung lebendig werden zu lassen, durchmustert Gemeinhardt unter seinen Fragestellungen den gesamten verfügbaren Quellenbestand. Dabei gelingt es ihm trotz in vielfacher Hinsicht widersprüchlich erscheinender Aussagen das Thema so zu systematisieren, daß dessen verschiedene Facetten nach inhaltlichen bzw. gattungsspezifischen Gesichtspunkten in wohlgeordneter Weise präsentiert werden. So wird das Thema auch in seinen scheinbaren, vielfach dialektisch aufzulösenden Widersprüchen von allen Seiten begutachtet, wobei sich auf im Fortschreiten des Darstellungsweges unterschiedlichen, einander ergänzenden Erkenntnisebenen, doch ohne störende Wiederholungen, immer wieder Berührungspunkte mit dem bisher Behandelten ergeben. Zugleich gewinnt nach und nach auch das dem Zeitverlauf vom 5. zum 6. Jahrhundert zu verdankende Veränderungspotential von der Bildung als Kennzeichen christlicher Identität bis hin zur Bildung als Erinnerung an Bewahrenswertes aus der Vergangenheit deutliche Konturen. Das Ergebnis ist unter Einbeziehung der gesamten in Frage kommenden altertumswissenschaftlichen Literatur vollständig aus den Quellen erarbeitet, deren wesentliche, für genaue Interpretationen herangezogene Passagen wörtlich zitiert werden.

Für innertheologische Auseinandersetzungen war die antike Bildung ebenso nötig wie für die Profilierung des Christentums als einer religiösen Alternative zu paganen Kulturen nach außen. Die Teilhabe an dieser Bildung sicherte die In-

tegration des Christentums in die antike Welt und seinen Fortbestand in den ersten Jahrhunderten, die Kritik an ihr vermochte das christliche Selbstverständnis in der antiken Lebenswelt zu schärfen. Gemeinhardt generiert letztlich drei Idealtypen des christlichen Umgangs mit der antiken Bildung, die sich in die Schlagworte Abgrenzung, Aufnahme und Transformation fassen lassen. Sie umschreiben die vielfältige Antworten erlaubende Bandbreite eines flexiblen Umgangs mit Bildungseinrichtungen, die „in entscheidendem Maße zur Herausbildung und Reflexion christlicher Identität“ (S. 508) beitragen. Diese Frage unter der Voraussetzung, daß das Christentum Teil der antiken Welt war, ergebnisoffen mit gerade in ihrer Differenzierung überzeugenden Resultaten diskutiert zu haben, ist ein Verdienst Gemeinhardts, das seiner Studie Überzeugungskraft verleiht.

Ulrich Lambrecht, Koblenz  
[lambre@uni-koblenz.de](mailto:lambre@uni-koblenz.de)

Jan den Boeft, Jan Willem Drijvers, Daniël den Hengst, Hans C. Teitler: *Philological and Historical Commentary on Ammianus Marcellinus XXVI*. Leiden/Boston: Brill 2008. XXIX, 356 S. EUR 109.00. ISBN 978-90-04-16346-1.

In recht regelmäßigen Abständen – drei pro Jahrzehnt – erscheinen die Bände des großen niederländischen Kommentarunternehmens zu den erhaltenen achtzehn Büchern der *Res gestae* des Ammianus Marcellinus. Nach Abschluß der in der Hauptsache Julian nach dessen Ausrufung zum Augustus (360–363) gewidmeten Bücher 20–25 fand zur Vorbereitung auf die Kommentierung der letzten sechs Bücher 26–31 zu Ammians Darstellung der Geschichte der pannonischen Kaiser Valentinian und Valens bis zur Schlacht bei Adrianopel (364–378) eine Fachtagung statt, deren Ergebnisse vor kurzem als Sammelband veröffentlicht wurden.<sup>1</sup> Wenig später liegt nun der Kommentar zu Buch 26 vor, das die Ereignisse von der Wahl Valentinians zum Augustus bis zur Niederschlagung der Usurpation des Procopius durch Valentinians Bruder und Mitaugustus Valens (Anfang 364 bis Mitte 366) behandelt, während die teilweise gleichzeitigen, von den Alemannen ausgehenden Unruhen im Zusammenhang erst Gegenstand des Buches 27 sind. Die ersten fünf Kapitel des Buches 26 gelten im wesentlichen der Etablierung Valentinians und seines Bruders Valens als Kaiser sowie der Aufteilung des Heeres und des Hofstaates zwischen beiden, die letzten fünf Kapitel der Usurpation Prokops und ihrer Bekämpfung durch Valens.

Die Einführung zum Kommentar (S. IX–XIII) verweist auf die Stellung des Buches 26 im Kontext des Gesamtwerkes am Übergang zwischen der ausführlichen Darstellung des ammianischen „Helden“ Julian und der nicht mehr von direkter Beteiligung des Autors am Geschehen, vielmehr von deutlich größerem äußeren und inneren Abstand kündenden, infolgedessen auch weniger ausführlichen Behandlung der valentinianischen Zeit. Der nicht immer ganz klaren Chronologie der ersten zweieinhalb Jahre in der Herrschaft Valentinians und seines Bruders Valens bei Ammian gelten weitere Vorbemerkungen (S. XV–XXV). Abgeschlossen wird der Kommentarband durch eine Bibliographie des einschlägigen Schrifttums (S. 307–325) und durch Indices zu sprachlich, geographisch und historisch relevanten Begriffen und Namen (S. 327–343), gefolgt von einem Verzeichnis herangezogener Stellen aus antiken Schriften, das nach den Sprachen Lateinisch und Griechisch unterteilt ist (S. 343–356).

Die philologischen und historischen Kommentare zu den zehn Kapiteln des Buches 26 werden durch einführende Bemerkungen über den Inhalt der jeweiligen Abschnitte und deren Verankerung in der Struktur der Erzählumgebung

1 Vgl. Jan den Boeft, Jan Willem Drijvers, Daniël den Hengst, Hans C. Teitler (Hrsg.): *Ammianus after Julian. The Reign of Valentinian and Valens in Books 26-31 of the Res Gestae*. Leiden/Boston 2007 (Mnemosyne Supplementa 289); Rez. Ulrich Lambrecht, in: Plekos 11, 2009, S. 21-27 [18. 3. 2009].

eingeleitet. Bei Bedarf gibt es zwischendurch eigene Einführungen zu Gruppen von Paragraphen, die einen besonderen Sinnabschnitt bilden. Zu den auch inhaltlich genauer erörterten Themen in Kapitel 26, 1 gehören Ammians Vorwort zur letzten Hexade seines Werkes (26, 1, 1 f.) und die Vorgeschichte der Kaisererhebung Valentinians (26, 1, 3–7). Die Diskussion um Ammians „zweites Proöm“ ist von der Frage bestimmt, ob der Geschichtsschreiber sein Werk ursprünglich mit Julian und daher mit Buch 25 habe abschließen wollen. Die Autoren des Kommentars tendieren dazu, diese Frage zu verneinen. Sie sehen durchaus die Zäsur zwischen Buch 25 und 26, die zu der von ihnen abgelehnten Anschauung geführt hat (das Ende der konstantinischen Dynastie mit dem Tode Julians, die nicht mehr persönliche Beteiligung Ammians am militärischen Geschehen, die Nähe der jüngsten Vergangenheit zur Gegenwart des schreibenden Autors), plädieren aber unter Einschluß einer Besprechung der unterschiedlichen Forschungspositionen zu den inhaltlichen und sprachlichen Implikationen dieser Thematik mit durchaus gewichtigen Gründen für ein Darstellungskontinuum. Dabei zeige Ammian ein waches Bewußtsein für die mit der Behandlung der unmittelbaren Vergangenheit auch nach dem Ende der valentinianischen Dynastie im Jahre 392 verbundenen Probleme.

Schon lange hat die Art und Weise, wie Valentinian und sein Bruder Valens Kaiser wurden, die Aufmerksamkeit von Althistorikern auf sich gezogen; aus dem Bericht Ammians rekonstruierte man wesentliche Teile des Ablaufs einer solchen Wahl.<sup>2</sup> In letzter Zeit ist mehr das Interesse an der Art und Weise der Darstellung Ammians in den Vordergrund getreten: Hält der Geschichtsschreiber die Wahl Valentinians für einen Vorteil im römischen Interesse, oder wird der neue Kaiser nicht allen Anforderungen gerecht? Diese Frage ist umstritten: Hans Teitler sieht das Urteil Ammians als positiv an, Hartmut Leppin macht dagegen negative ironische Verzerrungen im Bild Valentinians bei Ammian geltend<sup>3</sup> – und für diese Sichtweise spricht vieles, wenn man an die Gesamtanlage

2 Vgl. etwa Johannes Straub: *Vom Herrscherideal in der Spätantike*. Stuttgart 1939 (Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte 18). Nachdruck Darmstadt 1964, S. 15–17; Frank Kolb: *Herrscherideologie in der Spätantike*. Berlin 2001, S. 95–99; 214–218 mit grundsätzlicher Kritik an den Auffassungen von Angela Pabst: *Comitia imperii. Ideelle Grundlagen des römischen Kaisertums*. Darmstadt 1997, besonders S. 9–26; zu diesem Werk, das die unter anderem im Wahlakt manifest werdenden Grundlagen des römischen Kaisertums der Spätantike auf republikanische Verfahrensweisen zurückführt, vgl. auch Rez. Ulrich Lambrecht, in: BJ 199, 1999, S. 561–567.

3 Vgl. Hans Teitler: *Ammianus on Valentinian. Some Observations*, in: Jan den Boeft u. a. (Hrsg.): *Ammianus after Julian* (Anm. 1), S. 53–70; Hartmut Leppin: *Der Reflex der Selbstdarstellung der valentinianischen Dynastie bei Ammianus Marcellinus und den Kirchenhistorikern*, in: Jan den Boeft u. a. (Hrsg.): *Ammianus after Julian* (Anm. 1), S. 33–51, besonders S. 34–42; ferner François Paschoud: *Valentinien travesti, ou: De la malignité d’Ammien*, in: Jan den Boeft, Daniël

der Kaisercharakterisierungen in den letzten sechs Büchern des Geschichtswerks denkt. Im Blick der historischen Kommentierung des Buches 26 finden sich vor allem aktuell erforschte Aspekte wie die letztgenannten, die mit literaturwissenschaftlichen Methoden an der Erschließung historisch relevanter Inhalte arbeiten, während die Rekonstruktion von Ereignisfolgen und die Behandlung von Sachbezügen allgemein, auch wenn ihnen vergleichsweise hohe historische Bedeutung zukommt, etwas in den Hintergrund zu treten scheinen.

Auf dem Gebiet der sachlichen Angaben unterlaufen freilich leicht auch einmal Fehler. Unauffällig und doch bezeichnend ist im Rahmen des Exkurses zum römischen Kalender bei Ammian (26, 1, 8–14) die Begründung der Gregorianischen Kalenderreform durch die Kommentatoren mit einer bis 1582 durch die nicht hinreichende Genauigkeit des Julianischen Kalenders bedingten Verschiebung des Sonnenjahres um „about ten days“ (S. 30). Wenn Gregor XIII. den Julianischen Kalender wirklich hätte wiederherstellen wollen, hätte er 13 Tage ausfallen lassen müssen; er wollte aber nur die Berechnungsgrundlagen des Osterfestes wiederherstellen, wie sie auf dem Konzil von Nicaea getroffen worden waren, und dafür reichten zehn Tage. Für die bis zum Jahr 325 aufgelaufene Verschiebung von drei Tagen zwischen dem Julianischen Kalender und dem Sonnenjahr interessierte man sich nicht.<sup>4</sup>

Einen merkwürdigen und auch mit Kompositionsgründen (vgl. S. 59) nicht befriedigend erklärbaren Einschub bildet Amm. 26, 3 mit dem Thema der römischen Stadtpräfektur des Apronianus, die zeitlich in das Buch 25 gehörte, dort aber wegen des Erzählzusammenhangs nicht habe untergebracht werden können. Allerdings stört der Einschub im Kontext der Etablierung des neuen Kaisers nicht minder. Man könnte aber daran denken, daß Ammian mit Hilfe eines retardierenden Moments an einem Wendepunkt der Kaisergeschichte indirekt an Julian erinnern will, dem der tüchtige Apronianus seine Ernennung verdankte, und das effiziente Wirken des Stadtpräfekten mit den in den *Res gestae* später behandelten exzessiven Magieprozessen unter den pannonischen Kaisern vergleicht.<sup>5</sup> Dieses Argument stützt durch den hierin angelegten immanenten Vergleich mit Julian das Argument einer negativen Beurteilung Valentinians und des Valens durch Ammian, wie sie Leppin bereits in der Darstellung des Regierungsantritts repräsentiert sieht. Die hintergründige Omni-

den Hengst, Hans C. Teitler (Hrsg.): *Cognitio Gestorum. The Historiographic Art of Ammianus Marcellinus*. Amsterdam 1992 (Verhandelingen der Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen. Afdeling Letterkunde N. R. 148), S. 67–84.

- 4 Vgl. Werner Bergmann: *Biblische Weltordnung und die Osterfestberechnung im Mittelalter*, in: Wilhelm Geerlings (Hrsg.): *Der Kalender. Aspekte einer Geschichte*. Paderborn u.a. 2002, S. 182–195, hier S. 191.
- 5 Vgl. Guy Sabbah: *La méthode d'Ammien Marcellin. Recherches sur la construction du discours historique dans les Res gestae*. Paris 1978, S. 497 f.

präsenz der ammianischen Lichtgestalt Julian erweist sich auch in 26, 4, 5, wo die Erkrankung der kaiserlichen Brüder mit magischem Wirken der Freunde Julians in Zusammenhang gebracht wird, was zu gerichtlichen Untersuchungen führte, um den Ruf Julians zu schädigen.

Erst recht kann man bei der Usurpation Prokops, die mit den Kapiteln 6–10 inhaltlich etwa drei Fünftel des Buches 26 beansprucht, an eine zum Vergleich herausfordernde Präsenz Julians denken. Diese ist ebenso bereits in den Amm. 26,5,7.12 berichteten, zeitgleich mit der Erhebung Prokops eskalierenden Problemen mit den Alemannen, vor allem in Gallien, angelegt, in der fehlenden Entscheidungskraft Valentinians, sich für die Präsenz auf einem der Kriegsschauplätze zu entscheiden, und in der Erinnerung des Kaisers an die Schnelligkeit Julians im Bürgerkrieg (vgl. Amm. 26,5,11f.). Überhaupt fügt Prokops Usurpation Ammians Berichten von Kaiserausrufern, die zum Vergleich herausfordern, noch ein weiteres signifikantes Beispiel hinzu.<sup>6</sup> Ausführlich untersucht worden ist diese Erhebung in der jüngsten Vergangenheit unter anderem in zwei Valens gewidmeten Monographien von Franz Josef Wiebe und Noel Lenski,<sup>7</sup> die im Kommentar häufig herangezogen werden. Die Kommentatoren neigen in der Einschätzung der Motive für die Usurpation Prokops dazu, im Anschluß an Lenski die von Wiebe vertretene Position einer heidnischen Reaktion gegen die neuen christlichen Kaiser abzulehnen (vgl. etwa S. 136). Diese Ansicht scheint sich in die Tendenz einzufügen, von der Vorstellung einer unversöhnlichen Konfrontation zwischen Christen und Heiden in der Spätantike Abschied zu nehmen und für das Neben- und Miteinander der verschiedenen Religionen in der Alltagswelt nach Erklärungen jenseits ideologischer Auseinandersetzungen zu suchen.<sup>8</sup> Motive für die Anhängerschaft Prokops sieht man heute daher eher allgemein in der Unzufriedenheit mit Valens, beispielsweise auch in der abschreckenden Grausamkeit des Kaisers und seines Personals, wie etwa seines Schwiegervaters Petronius.

Ein interessanter Aspekt ist Prokops Versuch, sich als Angehörigen der konstantinischen Dynastie darzustellen, obwohl seine Verwandtschaft mit Julian über dessen Mutter Basilina auf die weibliche Linie zurückgehen dürfte, nicht auf die Konstantins. Um diese Absicht propagandistisch zu untermauern, nutzte Prokop die Anwesenheit der Faustina, der Witwe des Constantius II., und

6 Vgl. bereits Straub (Anm. 2) S. 22–25.

7 Vgl. Franz Josef Wiebe: *Kaiser Valens und die heidnische Opposition*. Bonn 1995 (Antiquitas I 44); Noel Lenski: *Failure of Empire. Valens and the Roman State in the Fourth Century A.D.* Berkeley/Los Angeles/London 2002 (The Transformation of the Classical Heritage 34).

8 Vgl. etwa auch Peter Gemeinhardt: *Das lateinische Christentum und die antike pagane Bildung*. Tübingen 2007 (Studien und Texte zu Antike und Christentum 41); Rez. Ulrich Lambrecht, in: *Plekos* 11, 2009, S. 117–124 [21. 9. 2009].

ihrer nach dem Tode des Vaters geborenen Tochter Constantia im Feldlager;<sup>9</sup> er unterstrich auf diese Weise die beabsichtigte Selbstdarstellung und verpflichtete sich die dynastischem Denken zugeneigten Soldaten. Prokop baute also für sich über weibliche Angehörige der konstantinischen Dynastie, die im eigentlichen Sinne gar nicht seine Verwandten waren, eine Brücke zu Kaisern der Vergangenheit – zu denen Julian in diesem Zusammenhang gerade nicht gehörte, was in der Tat auch nicht für ein Unternehmen der heidnischen Opposition gegen die pannonischen Brüder spricht. Demgegenüber wußte Valens an einen anderen, ebensowenig verwandtschaftlichen Aspekt im Verhältnis zu den Kaisern aus Konstantins Familie anzuknüpfen: an die militärische Leistung der tüchtigen Generäle der Vergangenheit, von denen er, anders als Prokop, den renommierten *Arbitrio* auf seine Seite zu ziehen und zu reaktivieren vermochte.<sup>10</sup>

So knüpfte Valens an einen Faden an, der in nützlicher Weise Verbindungen in die Vergangenheit schuf, während für Prokop die angebliche „Verwandtschaft“ letztlich unergiebig war. Ammian scheint auf diese Weise anzudeuten, daß der Kampf zwischen dem Usurpator und dem legitimen Kaiser kaum durch ihr je eigenes Können entschieden wurde, sondern durch Rezeptionsaspekte, die bei den Soldaten nicht dynastisches Denken aufgrund angeblicher Blutsverwandtschaft, sondern Anhängerschaft durch die Erinnerung an militärische Leistungen der Vergangenheit evozierten. Damit stellt Ammian dem Prokop gewiß kein gutes Zeugnis aus, doch ebensowenig dem Valens, der zwar Legitimität für sich beanspruchen durfte, doch hinsichtlich der militärischen Leistung gegenüber Konstantin und seinen Nachfahren abfiel, offensichtlich also auf tüchtige Generäle angewiesen war. Mit diesem indirekten Urteil über Valens spielt Ammian außer auf das Schicksal dieses Kaisers möglicherweise auf erkennbare Tendenzen des Kaisertums am Ende des 4. Jahrhunderts an, auf die er nicht offen eingehen kann. Der Kaiser führte nicht mehr im Feld, er war nicht mehr im eigentlichen Sinne *Imperator* und mußte damit auf einen Grundbestandteil kaiserlichen Selbstverständnisses verzichten.

Der Kommentar zu Amm. 26 schafft alle Voraussetzungen für eine effiziente Einarbeitung in die behandelten Passagen und gute Grundlagen für deren Interpretation. Die gesamte wichtige einschlägige Literatur ist ebenso wie das sprachliche und inhaltliche Vergleichsquellenmaterial eingearbeitet, das Urteil der Kommentatoren auch aufgrund ihrer eigenen Forschungen verlässlich, selbst wenn nicht überall gleich erkennbar ist, wo sie den aktuellen Forschungsstand darlegen und wo sie diesen mit eigenen Ergebnissen anreichern. Diese Besprechung beschränkt sich weitgehend auf eine Reihe für die Komposition des Geschichtswerks nicht unwichtiger historischer Aspekte. Damit soll die in gleicher Weise zuverlässige philologische Seite des Kommentars mit den wichtigen

9 Vgl. Amm. 26, 7, 10; 9, 3 und den Kommentar S. 198–200; 245 f. zu diesen Stellen.

10 Vgl. Amm. 26, 8, 13; 9, 4 f. und den Kommentar S. 234 f.; 247–250 zu diesen Stellen.

Erläuterungen zum Sprachgebrauch Ammians, den Ausführungen zur Textkritik und zu Übersetzungsfragen nicht marginalisiert werden. Der philologische und historische Kommentar berücksichtigt die Einzelheiten ebenso wie die großen Zusammenhänge zwischen Erzählpartien innerhalb eines Buches und zwischen verschiedenen Büchern. Die Einführungen zu den Einzelkapiteln und zu zusammengehörigen Paragraphen erleichtern den schnellen Überblick und ermöglichen zugleich die gezielte Vertiefung in Einzelheiten, die durch weiteres Quellenmaterial und Literatur erschlossen werden. Die vier Kommentatoren haben mit den Erläuterungen zu Buch 26 einen Einstieg in die letzte Hexade des Geschichtswerks Ammians vorgelegt, dem in absehbarer Zeit, so ist zu hoffen, die weiteren Kommentarbände folgen werden.

Ulrich Lambrecht, Koblenz  
[lambre@uni-koblenz.de](mailto:lambre@uni-koblenz.de)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

Lukas de Blois, Elio Lo Cascio (Hrsgg.): *The Impact of the Roman Army (200 BC – AD 476). Economic, Social, Political, Religious and Cultural Aspects. Proceedings of the Sixth Workshop of the International Network Impact of the Empire (Roman Empire, 200 BC – AD 476). Capri, March 29 – April 2, 2005.* Leiden/Boston: Brill 2007. XXII, 594 S., zahlreiche Abb. EUR 139.00. ISBN 978-90-04-16044-6.

Unter dem Titel „Impact of the Empire“ findet seit 2001 – initiiert von Wissenschaftlern der Radboud Universität Nijmegen – jährlich eine Zusammenkunft von Archäologen, Historikern und Angehörigen benachbarter Wissenschaften statt, um die Auswirkungen der römischen Kultur auf bestimmte Lebensbereiche näher zu untersuchen. Das 6. Treffen, das vom 29. März bis zum 2. April 2005 auf Capri abgehalten wurde, galt der Frage, welche kulturellen, wirtschaftlichen, politischen und religiösen Auswirkungen die Römische Armee auf ihr jeweiliges Umfeld hatte. Der hier zu besprechende Band enthält, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, alle dort gehaltenen Vorträge. Dabei ist der chronologische Rahmen von 200 v. Chr. bis zum Untergang des weströmischen Reiches recht weit gespannt.

Die insgesamt 30 Aufsätze sind in 6 Kapitel untergliedert. Der erste Abschnitt des Buches ist mit der Überschrift „The impact of the Roman Republican Army“ versehen und vereinigt insgesamt 4 Beiträge zu unterschiedlichen Aspekten der Römischen Armee und ihrem Umfeld während des 2. und 1. vorchristlichen Jahrhunderts. So behandelt L. de Ligt das Thema „Roman Manpower Resources and the Proletarianization of the Roman Army in the Second Century BC“ (S. 3–20) und setzt sich dabei kritisch mit dem Standardwerk „Italian Manpower“ von P. A. Brunt auseinander. F. Vervaeet und T. Naco del Hoyo beleuchten anhand der historischen Quellen unter dem Titel „War in Outer Space: Nature and Impact of the Roman War Effort in Spain, 218–197 BCE“ (S. 21–46) die römisch-karthagischen Auseinandersetzungen in Spanien, bevor sich P. Erdkamp dem Thema „Polybius and Livy on the Allies in the Roman Army“ (S. 47–74) widmet. Den Abschluss des ersten Kapitels bildet der lesenswerte populationsgeschichtliche Beitrag von N. Rosenstein „War, Sex, and Death: From Republic to Empire“ (S. 75–88), dessen inhaltlicher Bezug zur Römischen Armee jedoch weitgehend unklar bleibt.

Der zweite Abschnitt des Buches ist mit „The Emperor and his Forces. General Issues“ überschrieben und umfasst 6 Aufsätze: O. J. Hekster beschäftigt sich unter dem Titel „Fighting for Rome: The Emperor as a Military Leader“ (S. 91–105) mit dem Verhältnis einzelner römischer Kaiser zur „ihrer“ Armee. Im daran anschließenden Beitrag von A. Eich „Das Berufsheer der Frühen und Hohen Kaiserzeit und die Verarmung der kaiserlichen Zentrale“ (S. 107–127) wird die interessante These vertreten, der Niedergang des Imperiums sei im Wesentlichen eine Folge der zunehmenden Geldknappheit, verursacht durch stetig steigende Ausgaben für den Militärhaushalt, gewesen. Auf ein gänzlich anderes

Feld, nämlich in den juristischen Bereich, führt die Untersuchung von V. Giuffrè „I ‚milites‘ ed il ‚commune ius privatorum‘“ (S. 129–147). Der daran anschließende Aufsatz von S. Demougin „De nouveaux officiers équestres“ (S. 149–167) zeichnet anhand von konkreten Einzelfällen die personellen Veränderungen innerhalb des ritterlichen Offizierskorps in der Römischen Armee nach. Unter dem recht allgemein gehaltenen Titel „Marines and Mariners in the Roman Imperial Fleets“ (S. 169–180) bietet J. Oorthuijs dann einige sehr lesenswerte Überlegungen zur inneren Organisation der römischen Marine. Und abschließend legt H. M. Schellenberg in „Einige Bemerkungen zum Strategikos des Onosandros“ (S. 181–191) recht plausibel dar, dass der Inhalt des betreffenden Werkes für militärgeschichtliche Aussagen nur mit großem Vorbehalt herangezogen werden sollte.

Im dritten Kapitel „The economic impact of the Roman Imperial Army“, das 5 Beiträge beinhaltet, stehen militärisch-wirtschaftliche Zusammenhänge im Mittelpunkt. Einen eher referierenden Charakter zum aktuellen Diskussionsstand hat der Aufsatz von E. Lo Cascio „La approvvigionamento dell’esercito romano: mercato libero o ‚commercio amministrato‘?“ (S. 195–206), der die unterschiedlichen Sichtweisen auf die mutmaßliche Organisation der römischen Heeresversorgung, insbesondere der *annona militaris*, beschreibt. Der Beitrag von K. Strobel „Vom marginalen Grenzraum zum Kernraum Europas. Das römische Heer als Motor der Neustrukturierung historischer Landschaften und Wirtschaftsräume“ (S. 207–237) bietet einen guten Überblick über die komplexe Rolle, die die Römische Armee bei der Erschließung eines neu eroberten Gebietes spielte. Mit dem Thema der Heereslogistik, diesmal jedoch hinsichtlich der militärischen Ausrüstung, beschäftigt sich P. Cosme „Les fournitures d’armes aux soldats romains“ (S. 239–260). Leider zeichnet sich dieser Artikel durch eine Vielzahl von Rechtschreibfehlern bei den Literaturzitaten aus. S. Martino untersucht anschließend unter dem Titel „Dinamiche di interscambio fra tecnologia meccanica militare e civile a Roma“ (S. 261–280) die technische Entwicklung vor allem der römischen Torsionswaffen von Caesar bis in die Spätantike. Auf ein – in geographischer Hinsicht – besonders reizvolles Forschungsfeld begibt sich dann C. Adams in seinem Beitrag „Irregular Levies and the Impact of the Roman Army in Egypt“ (S. 281–291), da sich der Autor bei seinen Ausführungen auf zahlreiche Papyri stützen und auf diese Weise ein besonders anschauliches Bild der antiken Verhältnisse nachzeichnen kann.

Der vierte Abschnitt des Buches ist mit „The impact of the roman Imperial Army: Italy and the West“ betitelt und beginnt mit dem Aufsatz von K. S. Verboven „Good for Business. The Roman Army and the Emergence of a ‚Business Class‘ in the Northwestern Provinces of the Roman Empire (1st century BCE–3rd century BCE)“ (S. 295–313), in dem die Händler, vor allem die *negotiatores*, im Umfeld des römischen Heeres näher untersucht werden. Der Beitrag hätte aufgrund seines Inhaltes eigentlich besser in das vorangegangene Kapitel gepasst. Anschließend beschreibt A. W. Busch in einem anschaulichen und gut bebilderten Aufsatz „‚Militia in urbe‘. The Military Presence in Rome“

(S. 315–341) die Entwicklung der stadtrömischen Militäreinheiten während der frühen und mittleren Kaiserzeit. Eine inhaltlich gute Fortsetzung stellt die daran anschließende Studie von S. Ortisi „Roman Military in the Vesuvius Area“ (S. 343–353) dar, in der die interessanten, jedoch bislang weitgehend unbekannteren Waffenfunde der 79 n. Chr. untergegangenen Vesuvstädte vorgestellt und diskutiert werden. Der Beitrag von A. R. Birley „The Frontier Zone in Britain: Hadrian to Caracalla“ (S. 355–370) führt den Leser dann in eine weitaus nördlicher gelegene Region des Reiches, deren geschichtliche Entwicklung vor allem anhand von Textquellen und Inschriften aufgezeigt wird. Mit dem Beitrag von G. Weiler „Römisches Militär und die Gründung niedergermanischer Städte“ (S. 371–390) geht es dann wieder zurück auf das Festland, wobei die Autorin den Fokus ihrer Betrachtungen auf die römischen Städte von Tongern, Köln und – definitiv nicht in Niedergermanien gelegen – Waldgirmes legt.

Das fünfte Kapitel trägt die Überschrift „The impact of the roman Imperial Army: The eastern and african provinces“ und setzt die im vorangegangenen Abschnitt begonnen regionalen Untersuchungen an der Süd- und Ostgrenze des Imperiums fort. Den Auftakt bildet der Beitrag von H. M. Cotton „The impact of the Roman Army in the province of Judaea/Syria Palaestina“ (S. 393–407), die das nicht immer einfache Verhältnis zwischen Römern und Juden recht anschaulich beleuchtet. Eine vorzügliche Ergänzung und Fortführung dieser Gedanken stellt der darauf folgende Aufsatz von J. P. Roth „Jews and the Roman Army: perceptions and reality“ (S. 409–420) dar. Anschließend verdeutlicht W. Liebeschütz in seinem Beitrag „The impact of the imposition of Roman rule in Nothern Syria“ wie belebend sich die römische Herrschaft auf das lokale Siedlungsgefüge ausgewirkt hat. O. Stoll hingegen untersucht in „Städte Arabiens mit herrlichen Tempeln . . .“ – oder: von Ägypten in die Provinz Arabia. Der Kulturtransfer eines Regimentsgottes nach Bostra durch römisches Militär und seine Folgen“ (S. 439–461) Geschichte und Charakter einer nach Syrien „importierten“ Gottheit. Der ortsfremde Kult des Zeus Ammon gelangte nämlich, wie er plausibel darlegt, erst mit der *legio III Cyrenaica* in den syrischen Raum um Bostra. In „The impact of the late Roman Army in Palaestina and Arabia“ (S. 463–480) zeigt A. Lewin am Beispiel der östlichen *limites* die Auswirkungen der militärischen Neustrukturierung unter Diokletian auf das jeweilige Umland auf. Der letzte Beitrag dieses Kapitels lenkt den Blick des Lesers schließlich in den nordafrikanischen Raum: A. Hilali untersucht in „L’impact de la légio IIIa Augusta dans les provinces romaines d’Afrique. L’aspect religieux“ (S. 481–493) die Götterverehrung der römischen Armee in Nordafrika. Ihre Ausführungen beschränken sich jedoch nur auf einige wenige Fundplätze sowie Einzelaspekte und bieten daher keinen Überblick über das Gesamtthema.

Das Schlusskapitel ist mit der Überschrift „The third century AD“ versehen und vereinigt insgesamt 4 Beiträge: L. de Blois beschreibt in „The Military Factor in the Onset of Crisis in the Roman Empire in the Third Century AD“ (S. 497–507) die sich ab dem frühen 3. Jh. verändernde Rolle der Römischen

Armee innerhalb der römischen Gesellschaft. Die dort stattfinden – z. T. gegenläufigen – Entwicklungen beleuchtet P. Eich in seinem Beitrag „Militarisierungs- und Demilitarisierungstendenzen im dritten Jahrhundert n. Chr.“ (S. 509–528). In einem ebenso umfangreichen wie grundlegenden Aufsatz beschäftigt sich dann J. Coulston mit dem Thema „Art, Culture and Service: The Depiction of Soldiers on Funerary Monuments of the 3rd Century AD“ (S. 529–561). Die Lektüre dieser auch gut bebilderten Studie empfand der Rezensent als außerordentlich bereichernd. Den Abschluss des Bandes bildet schließlich der Aufsatz von F. L. Sánchez „Virtus Probi: Payments for the Battle Cavalry during the Rule of Probus (AD 277–278)“ (S. 563–582), in dem der Autor auf numismatischem Wege nachzuweisen versucht, dass nach dem Ende des Gallischen Sonderreiches eine Abteilung der sog. Schlachtenkavallerie in Lyon stationiert war. Schließlich sind noch ein kurzer Namen- sowie ein Sachindex am Ende des Bandes angefügt.

Die hier nur in knapper Form vorgestellten Beiträge zeichnen sich fast ausnahmslos durch sehr aktuelle Literaturzitate aus, so dass der Leser neben den neuen Ideen der Autoren auch stets einen guten Überblick über den derzeitigen Forschungsstand des betreffenden Themas bekommt. Ein Kolloquiumsband kann jedoch nicht alle Aspekte des Tagungsthemas behandeln; sein Inhalt spiegelt vielmehr das Vortragsprogramm – und damit die seinerzeit angemeldeten Beiträge – wieder. Manch’ reizvolle Aspekte dieses weitläufigen Themas blieben daher unberücksichtigt. Dies muss jedoch nicht unbedingt als gravierender Nachteil empfunden werden.

Eine Buchrezension sollte nicht ohne einige Worte zur redaktionellen Betreuung des Werkes schließen. Hier ist leider eine kleine kritische Anmerkung unumgänglich: bei Zitaten von (mutmaßlich) fremdsprachiger Fachliteratur hat sich in vielen Beiträgen – nicht in allen! – eine Anzahl von Fehlern eingeschlichen, deren Umfang man bei einem Buch dieser Preisklasse nicht unbedingt erwarten würde. Unter diesen Unkorrektheiten finden sich auch einige orthographische Kuriositäten, von denen hier stellvertretend nur zwei Beispiele genannt seien. So mutierte etwa das Werk von H. Halfmann, *Itinera principum. Geschichte und Typologie der Kaiserreisen im römischen Reich* (Göttingen 1986) zu H. Halfmann, *Itinera principum. Geschichte und Typologie der Kaiserreichen im Römischen Reich* (Göttingen 1986) (S. 400 Anm. 25). Bemerkenswert ist auch das Zitat: L. Wierschowski, *Das römische Heer der Prinzipatszeit als Wirtschaftskaktor* [sic!] (S. 246 Anm. 38). Ungeachtet dieser kleinen Beeinträchtigung ist die Lektüre des Bandes aber in jedem Fall gewinnbringend.

Marcus Reuter, LVR-RömerMuseum im Archäologischen Park Xanten  
[Marcus.Reuter@lvr.de](mailto:Marcus.Reuter@lvr.de)

Bruno Bleckmann: *Die Germanen. Von Ariovist bis zu den Wikinger*. München: Beck 2009. 359 S., 40 Abb., 28 Karten. EUR 24,90. ISBN 978-3-406-58476-3.

Im Zusammenhang mit der Erinnerung an die Varus-Schlacht im „Teutoburger Wald“ vor 2000 Jahren ist die Anzahl der für einen breiteren Leserkreis bestimmten Publikationen, die das Verhältnis von Römern und Germanen seit der späten römischen Republik und die Auseinandersetzungen auf germanischem Terrain zur Zeit des frühen Prinzipats behandeln, sprunghaft angestiegen.<sup>1</sup> Andere althistorische Publikationen behandeln das Germanenthema allgemeiner, stellen es aber unter einen besonderen Blickwinkel und blenden dabei die Zeit der Spätantike, in der sich die Verhältnisse zwischen dem Römischen Reich und den Germanen grundlegend änderten, weitgehend aus.<sup>2</sup> Eine die Spätantike einbeziehende, doch auf einen bestimmten geographischen Raum fixierte Ausnahme stellt dabei Klaus-Peter Johnes an ein Fachpublikum gerichtete wissenschaftliche Untersuchung zu den Römern an der Elbe dar.<sup>3</sup> Im Umfeld dieser Veröffentlichungen ist eine Publikation wie Bruno Bleckmanns Buch sehr willkommen, die das Germanenthema aus althistorischer Sicht allgemein und umfassend, von den Anfängen bis zum Übergang der Spätantike ins Frühmittelalter behandelt und mittels dieser Sichtweise der Germanienpolitik des frühen Prinzipats und damit auch der Varus-Schlacht ihren Platz zuweist, sie aber zugleich in Zusammenhänge einordnet, die dieses Thema angesichts des derzeitigen Interesses der Öffentlichkeit sachlich relativieren.

In der Einleitung problematisiert Bleckmann den Germanenbegriff, ohne so weit zu gehen, ihn für gänzlich unbrauchbar zu erklären.<sup>4</sup> Er liefert einen guten

- 1 Vgl. beispielsweise Reinhard Wolters: *Die Schlacht im Teutoburger Wald. Arminius, Varus und das römische Germanien*. München 2008; *2000 Jahre Varus-schlacht. Imperium – Konflikt – Mythos*. 3 Bde. Stuttgart 2009; Boris Dreyer: *Arminius und der Untergang des Varus. Warum die Germanen keine Römer wurden*. Stuttgart 2009; Michael Sommer: *Die Arminius-schlacht. Spurensuche im Teutoburger Wald*. Stuttgart 2009.
- 2 Vgl. etwa Ulrike Riemer: *Die römische Germanienpolitik. Von Caesar bis Commodus*. Darmstadt 2006 (hierzu Rez. Ulrich Lambrecht, in: *Gymnasium* 114, 2007, S. 494 f.); Helmuth Schneider (Hrsg.): *Feindliche Nachbarn. Rom und die Germanen*. Köln/Weimar/Wien 2008 (hierzu Rez. Ulrich Lambrecht, in: *Gymnasium* 117, 2010, im Druck).
- 3 Vgl. Klaus-Peter Johnes: *Die Römer an der Elbe. Das Stromgebiet der Elbe im geographischen Weltbild und im politischen Bewusstsein der griechisch-römischen Antike*. Berlin 2006; hierzu Rez. Ulrich Lambrecht, in: *Sehepunkte* 7, 2007, Nr. 5 (15. 5. 2007).
- 4 Wie z. B. Jörg Jarnut: *Germanisch. Plädoyer für die Abschaffung eines obsoleten Zentralbegriffes der Frühmittelalterforschung*, in: Walter Pohl (Hrsg.): *Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters*. Wien 2004 (*Forschungen zur Geschichte des Mittelalters* 8), S. 107–113.

Überblick über die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Germanen, die sprachlichen Gemeinsamkeiten, den engen und weiten Germanenbegriff einschließlich seiner politischen Implikationen, kulturelle und religiöse Gemeinsamkeiten, die historische Entwicklung der Auffassung über die Germanen als „Volk“ und schließlich das spezifisch althistorische Interesse an den Germanen. Dieser Gesichtspunkt hat vor dem Hintergrund des Gegensatzes zwischen Römern und Barbaren die Verschränkung des Germanenthemas mit der römischen Geschichte zur Folge. Dabei arbeitet Bleckmann aber durchaus ganzheitlich und bezieht Ergebnisse der vor- und frühgeschichtlichen Nachbardisziplin ebenso mit ein wie der Frühmittelalterforschung. Der politischen Brisanz des Themas und seiner Erforschung trägt er gleichfalls Rechnung, indem er die Folgen der Germanenrezeption in der Frühen Neuzeit sowie im 19. und 20. Jahrhundert nicht ausblendet.

In sechs Kapiteln entfaltet Bleckmann sein Thema. Der erste Teil gilt den Anfängen bis zu Caesars Auseinandersetzungen mit den Germanen. Die vermutlich ersten in antiken Quellen genannten Germanen sieht Bleckmann in den bei Polybios bzw. Livius erwähnten Bastarnern, die um die Wende vom dritten zum zweiten Jahrhundert v. Chr. ihren Teil zur Destabilisierung Makedoniens beitrugen. Demgegenüber sind die Kimbern und Teutonen als unmittelbare Gefahr für das römische Italien Ende des 2. Jahrhunderts ebenso wie Caesars Umgang mit dem Sueben Ariovist und dessen Söldnern im allgemeinen wohlbekannt. Bleckmann stellt die römische Begegnung mit diesen Germanen nicht nur erzählerisch dar, sondern führt zugleich in die mit den Quellenberichten einhergehenden Deutungsprobleme ein, nämlich die spezifisch römische Sichtweise, der das Korrektiv durch eine anderweitige Überlieferung fehlt. Archäologische Quellen können diese kaum ersetzen, ohne zu gefährlichen Zirkelschlüssen zu verleiten. Bei Caesar ergibt sich die Notwendigkeit, die mit Sicherheitserwägungen motivierte und geographisch mit der Rheingrenze gut vermittelbare Unterscheidung zwischen Galliern und Germanen zu kommentieren. Mit *Germani cisrhenani* führt Caesar die Trennung selbst ad absurdum; die Existenz rechtsrheinischer Kelten zeigt überdies die unzulässige Vereinfachung der Sachlage durch Caesar. Schon bei Caesar beobachtet Bleckmann die die römisch-germanischen Beziehungen insgesamt durchziehende Ambivalenz, daß „bei den Römern auf der einen Seite Germanen als gefährliche Feinde betrachtet wurden, auf der anderen Seite aber als kampfkraftige Söldner Verwendung fanden“ (S. 86).

Der in Veröffentlichungen jüngster Zeit vielfach präsentierte und auch in der römischen Überlieferung verhältnismäßig gut dokumentierte Zeitabschnitt über die Germanen während des frühen Prinzipats kulminiert in dem letztlich gescheiterten Versuch der Römer, den Raum zwischen Rhein und Elbe zu provinzialisieren. Bleckmann gelingt es gut, in die ereignisgeschichtlich-erzählenden Partien Argumente einzustreuen, die für den römischen Willen einer Ausdehnung des Machtbereichs bis zur Elbe sprechen, was in der althistorischen Forschung keineswegs ganz einhellig so gesehen wird. Desgleichen stellt er an

Arminius Machtambitionen heraus, die mit einer dem Cherusker lange Zeit zugeschriebenen nationalgermanischen Bedeutung nichts zu tun haben; mit dieser neuen Einschätzung hat bereits Dieter Timpe in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts eine breitere Öffentlichkeit vertraut zu machen gesucht.<sup>5</sup> Am Bataver-Aufstand fängt Bleckmann die besondere Färbung ein, die Tacitus dieser Rebellion angesichts der Kombination von Bürgerkrieg und Barbarengefahr in den *Historien* gibt. Die von Domitian initiierte und von seinem Nachfolger Trajan nicht veränderte endgültige Ordnung der römischen Rheingrenze stellt – unter anderem mit einem Blick auf die *Germania* des Tacitus – den Abschluß dieses Kapitels dar.

Der nächste Abschnitt behandelt die Zeit von den Markomannenkriegen bis zum Ende der Soldatenkaiserzeit. Vor dem Hintergrund der Theorien, die die zunehmende Unruhe unter den germanischen Völkern und deren Druck auf das Römische Reich zu erklären suchen, behandelt Bleckmann die Kriege Marc Aurels an der mittleren Donau und hält dabei Provinzialisierungspläne des Kaisers für wahrscheinlich. Die neuen Großstämme der Alemannen und der Franken und auch die Goten bedeuten schließlich im dritten Jahrhundert ein neues Gefahrenpotential, nicht zuletzt angesichts zunehmender Unruhen im Innern des Römischen Reiches. Ungeachtet dessen kommt es in dieser Zeit „zu engeren Verbindungen und Wechselbeziehungen zwischen der germanischen Welt und dem Römischen Reich“ (S. 186 f.), zum Beispiel indem als Söldner im römischen Dienst gewonnene militärische Erfahrungen sich bei Raubzügen ins Römische Reich als nützlich erweisen konnten. Mit sicheren und zugleich vorsichtigen, die Verlässlichkeit von Quellenbelegen abwägenden und mögliche Gegenargumente einbeziehenden Einschätzungen erläutert Bleckmann Zustandekommen und Zusammensetzung der neuen großen Verbände und die Auswirkungen dieser Veränderungen.

Mit zwei Fünfteln seiner Gesamtdarstellung verwendet Bleckmann einen verhältnismäßig großen Teil des Buches auf die Darstellung der Verhältnisse in der Spätantike und am Übergang zum Frühmittelalter, was für das Thema und seine Gesamtbedeutung gerade auch aus althistorischer Sicht und nicht zuletzt zur Beurteilung von Rezeptionsaspekten, die bis in die jüngere Vergangenheit reichen, nur von Vorteil ist. Im vierten Jahrhundert nahm die Bedeutung der Germanen im römischen Staat in zuvor ungeahntem Maße zu. Im Zusammenhang mit der Politik Diokletians diskutiert Bleckmann die Ersterwähnung der Sachsen, im Kontext der Regierungszeit Konstantins des Großen die Rolle der Franken, Alemannen und Goten und vor diesem Hintergrund die der Germanen allgemein im römischen Heer der Spätantike, die einerseits Römer entlastete, Rekruten stellen zu müssen, andererseits hohe Erwartungen bei den in

5 Vgl. Dieter Timpe: Neue Gedanken zur Arminius-Geschichte, in: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 42, 1973, S. 5–30, wiederabgedruckt in: Dieter Timpe: Römisch-germanische Begegnung in der späten Republik und frühen Kaiserzeit. Voraussetzungen – Konfrontationen – Wirkungen. Gesammelte Studien. München/Leipzig 2006 (Beiträge zur Altertumskunde 233), S. 216–241.

Dienst gestellten Nichtrömern aufbaute. Dies zeigt sich deutlich an der nachkonstantinischen Germanenpolitik etwa gegenüber den Alemannen und Franken. Schlußpunkt des Kapitels über die Germanen im vierten Jahrhundert ist die zu der Schlacht bei Adrianopel führende Entwicklung der Wanderbewegungen von Hunnen und Goten, deren Folgen Kaiser Theodosius durch das *Gotenfoedus* von 382 aufzufangen bemüht war. Dies leitete die Geschichte der germanischen Nachfolgereiche auf römischem Boden ein.

Wohin diese Entwicklung führte, zeigt das die Zeit von Stilicho bis zum Ende des Weströmischen Reiches behandelnde nächste Kapitel: die weströmische und die oströmische Politik gegenüber dem wandernden Gotenheer unter Führung Alarichs, der Übergang der Barbaren über den Rhein am Jahresende 406, die Plünderung Roms durch die Goten 410 und schließlich die Niederlassung der Westgoten im Süden Galliens und der Vandalen in Nordafrika. Anschließend betrachtet Bleckmann die Rolle des Zerfalls der Hunnenmacht für die Entfaltung germanischen Potentials, namentlich der West- und der Ostgoten, zu Lasten des Römischen Reiches. Zudem wußten sich auch in Italien Germanen wie Ricimer und Odoaker als Heermeister und Machthaber zu etablieren und das weströmische Kaisertum überflüssig zu machen.

Die auf das Ende des Weströmischen Reiches folgenden germanischen Herrschaftsbildungen in Europa wiesen den Weg von der Antike ins Mittelalter, lösten sie sich doch immer mehr von strukturellen Voraussetzungen, die dem Altertum verpflichtet waren: Dies gilt noch nicht für das ostgotische Reich Theoderichs in Italien, sehr wohl aber schon für die Gründung des merowingischen Großreichs der Franken durch Chlodwig, erst recht für die Langobarden in Italien nach dem Ende des Ostgotenreichs, die Nordsee germanen in England und die nordeuropäischen Germanen.

Ungeachtet des chronologischen Erzählstrangs liefert Bleckmann eine in den Einzelheiten wie in der Gesamtausrichtung differenzierte und facettenreiche Germanendarstellung für ein breites Lesepublikum. Zum einen leistet er dies, indem er neuzeitliche Aspekte (national)politisch motivierter Germanenrezeption einfließen läßt. Deren – fehlende – Quellenbasis führte zu einer Revision des Germanenbildes, zu der Althistoriker, Mediävisten und Archäologen in den letzten Jahrzehnten wissenschaftlich vieles beigetragen haben, ohne daß dieses Bild als allgemeines Wissen in wünschenswerter Breite überall rezipiert worden wäre. Um derartige Lücken zu schließen, ist Bleckmanns Darstellung bestens geeignet. Zum anderen trägt der Autor zur Revision des alten Germanenbildes auch dadurch bei, daß er, auch ohne die Ethnogeneseforschung der Wiener mediävistischen Schule<sup>6</sup> in den Vordergrund zu stellen, immer wieder auf die Vielgestaltigkeit und Veränderungsbereitschaft der germanischen Völkerwelt hinweist. Zwar verfügt das Buch über keine Anmerkungen, doch wird die Forschungsorientierung und -aktualität Bleckmanns in dichter Folge dadurch

6 Vgl. die zahlreichen einschlägigen Untersuchungen vor allem Herwig Wolframs und Walter Pohls.

belegt, daß er auf praktisch alle relevanten offenen Forschungsfragen ausdrücklich hinweist, ob er sich nun selbst eindeutig positioniert oder nicht. Um den Forschungsproblemen gerecht zu werden, ist es unumgänglich, Methoden und Ergebnisse von Nachbarwissenschaften wie der Vor- und Frühgeschichte und der Mediävistik einzubeziehen. So rät Bleckmann bei der ethnischen Interpretation von Bodenfunden zu methodischer Vorsicht, lehnt sie aber nicht grundsätzlich ab.<sup>7</sup>

Ein dritter Gesichtspunkt ist der Anteil der Germanen am Ende des Römischen Reiches. Auch er steht in dieser Geschichte der Germanen aus althistorischer Sicht nicht im Vordergrund, wird aber in den die Germanen in der Spätantike behandelnden Kapiteln immer mitbedacht, wenn Bleckmann die Ambivalenz des Verhältnisses zwischen Rom und den Germanen zwischen Abwehr und Indienstnahme der Barbaren in den Vordergrund stellt: So könnte man als ein nicht unwesentliches Moment der Auflösung des Römischen Reiches ebenso die gescheiterte Abwehr der Germanen wie deren verfehlte Integration ansehen<sup>8</sup>, ohne daß hier eine eindeutige Antwort möglich wäre. Das damit verbundene Problem vermag auch Bleckmann nicht zu lösen, wenn er, darüber hinausschauend, jenseits des zur Auflösung des Römischen Reiches führenden Prozesses den Wandel zum frühmittelalterlichen Europa in den Blick nimmt. Der Komplexität des Germanenthemas wird er jederzeit gerecht, indem er vielfältige Faktoren mit Auswirkungen auf diesen Wandel namhaft macht.

Ulrich Lambrecht, Koblenz  
[lambre@uni-koblenz.de](mailto:lambre@uni-koblenz.de)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

- 7 Vgl. Bleckmann S. 42–44; 175 f.; 182 Abb. 37. Bleckmann sieht, ohne selbst Wissenschaftler zu nennen, die den Ethnogenese-Ansatz rundheraus ablehnen, in Positionen wie der von Michael Kulikowski: *Die Goten vor Rom*. Stuttgart 2009, S. 49–75 (Rez. Ulrich Lambrecht, in: *Plekos 11, 2009*, S. 141–145), vertretenen Ansicht im Vergleich zu den Postulaten des im Dritten Reich vielfach nachgedruckten Prähistorikers Gustaf Kossinna ein „entgegengesetztes Extrem erreicht, das vielleicht auch nicht völlig plausibel ist“ (S. 43).
- 8 Vgl. Alexander Demandt: *Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian. 284–565 n. Chr.*, 2. Aufl. München 2007 (*Handbuch der Altertumswissenschaft III 6*), S. 606.

Michael Kulikowski: *Die Goten vor Rom*. Aus dem Englischen v. Bettina von Stockfleth. Stuttgart: Theiss 2009. 208 S., 4 Karten. EUR 24,90. ISBN 978-3-8062-2198-5.

Das 2007 in englischer Sprache erschienene Buch des amerikanischen Historikers Michael Kulikowski<sup>1</sup> fängt zu Beginn die Situation des Gotenführers Alarich im August des Jahres 410 unmittelbar vor der Entscheidung, die Stadt Rom zu plündern, ein, um vom chronologischen Schlußpunkt seiner Darstellung aus in lockerer Sprache einem breiteren Leserkreis als Rückblende die Geschichte der Goten im Zusammenhang mit dem Römischen Reich vor allem des dritten und vierten Jahrhunderts aufzubereiten. Die wichtigste Prämisse seines Werkes formuliert er gleich im Vorwort zur deutschen Ausgabe mit dem Hinweis „auf die eindeutige Kontinuität der ‚Barbarenforschung‘ der Vor- und Nachkriegszeit“ (S. 8) und zieht auf diese Weise eine Linie durch das ganze 20. Jahrhundert von dem Prähistoriker Gustaf Kossinna bis zu der von Herwig Wolfram und Walter Pohl repräsentierten Ethnogeneseforschung der Wiener mediävistischen Schule. Hinter alldem sieht er die Kontinuität wissenschaftlicher – nicht politischer – Traditionen der germanischen Altertumskunde seit der Frühen Neuzeit wirken.

Kulikowski negiert dabei ganz und gar die Vorstellung, man könne anhand von homogenen vor- und frühgeschichtlichen Funden in einem bestimmten Gebiet auf feststehende ethnische Gruppierungen und ihre Wanderungen schließen, also etwa die Wielbark-Kultur im unteren Weichselraum den frühen Goten und die Černjachov-Sintana-de-Mureş-Kultur dem gotischen Siedlungsgebiet des dritten und vierten Jahrhunderts nördlich der unteren Donau zuweisen. Ausschlaggebend für ihn ist, daß man für diese Zuweisung auf Angaben über diese Wanderbewegungen in der „Gotengeschichte“ des Jordanes angewiesen sei. Hierfür gebe es keine Parallelüberlieferung, die Darstellung basiere nach Angaben des Jordanes auf einem – nicht erhaltenen – Werk Cassiodors und konstruiere aus großem zeitlichem Abstand im sechsten Jahrhundert eine Vergangenheit der Goten, die sich mit der der Römer messen wolle. Die argumentative Kombination archäologischer Befunde mit als unzuverlässig und damit nicht berücksichtigungswert geltenden literarischen Quellen lehnt er als methodisch ungerechtfertigt rundheraus ab. Statt dessen begnügt er sich mit der Feststellung, die Goten seien eine Sammelbezeichnung für Barbaren, die sich im dritten Jahrhundert auf ähnliche Weise zusammengefunden hätten wie die Großverbände der Franken und der Alemannen, die ihre „Existenz“ nicht zuletzt einer – von den Barbaren schließlich akzeptierten – Zuschreibung seitens der Römer zu verdanken hätten.

Dieser Ansatz wischt wissenschaftliche Traditionen beiseite und sucht eine Neubestimmung dessen, was die Goten ausmacht, auf anderen Grundlagen zu erreichen: Kulikowski will nicht auf Quellen zurückgreifen, die er als kaum

1 Michael Kulikowski: *Rome's Gothic Wars. From the Third Century to Alaric*. Cambridge 2007.

vertrauenswürdig einstuft, weil sie keine wissenschaftliche Eindeutigkeit zu vermitteln vermögen und er in der Kombination von Befunden vor- und frühgeschichtlicher Archäologie und historisch-kritischem Verfahren bei der Auswertung literarischer Quellen hier keine Erkenntnismöglichkeiten sieht, die Plausibilität für sich beanspruchen können. Für ihn haben sich die Barbaren nördlich der unteren Donau im Laufe des dritten Jahrhunderts in einem Raum zu Goten formiert, der durch das Gebiet der Černjachov-Sîntana-de-Mureş-Kultur umrissen wird; von hier aus ergaben sich die Kontakte mit dem Römischen Reich.

Scheint Kulikowski im Prolog mit den Gedanken Alarichs über die Beweggründe zur Plünderung Roms zunächst spannend aufbereitete und auf einen Kulminationspunkt zulaufende Ereignisgeschichte zu bieten, lenkt er danach mit den Kapiteln über „Die Goten vor Konstantin“, „Das römische Imperium und die barbarische Gesellschaft“ und „Die Suche nach dem Ursprung der Goten“ zurück zu den historischen und vor allem ideologischen Wurzeln der Goten, ihrem eigenen Selbstverständnis und dem Selbstverständnis, mit dem die Römer sich diesen Barbaren näherten. Als ausschlaggebend für die Bildung „neuer und differenzierterer politischer Gemeinwesen der Barbaren“ (S. 48) im Grenzraum des Römischen Reiches betrachtet Kulikowski das Vorbild provinzialrömischer Lebensweise und das von der römischen Armee ausgehende Bedrohungspotential, so daß er den Aufstieg der Goten „als ein Produkt der Provinzialisierung Dakiens und des unteren Donaauraums“ (ebd., ähnlich S. 61) versteht. In dem für seine methodischen Prämissen ausschlaggebenden Kapitel über „Die Suche nach dem Ursprung der Goten“ entwickelt Kulikowski die Grundzüge seiner Sichtweise über das Zustandekommen des Barbarenverbandes der Goten. Dadurch, daß er die Rezeptionstradition der Neuzeit und deren (national)politische Bedeutung als falsches Vorverständnis bezüglich der Herkunft der Goten ausklammert, die Überlieferung des Jordanes als pures Konstrukt verwirft, die archäologische Theorie zur Migration gegen die des Diffusionismus ausspielt, die Ethnogeneseforschung der letzten Jahrzehnte in diesen Zusammenhängen ebenfalls diskreditiert<sup>2</sup> und selbst Peter Heathers Forschungen zu den Goten<sup>3</sup> eine gewisse Bindung an die traditionelle Gotenrezeption vorwirft, sucht er einen bislang nicht ausgetretenen Weg für eine – seine – neue, von alledem freie und unbelastete, methodisch keine Angriffsflächen bietende Interpretation der Formierung des Gotenverbandes und seiner Geschichte. Nach Kulikowski gab es daher „keine Gotengeschichte vor dem dritten Jahrhundert n. Chr.“ (S. 72). Römische Wahrnehmungen verwandelten danach durch den Übergang der Fremdwahrnehmung in Eigenwahrnehmung diverse Gruppie-

2 Vgl. Kulikowskis Urteil über Herwig Wolfram: *Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts. Entwurf einer historischen Ethnographie*. 4. Aufl. München 2001: „eine Mischung von seltsamen philologischen Spekulationen, fehlerhafter Dokumentation und orakelhaften Behauptungen“ (S. 201). Vgl. auch die Polemik gegen den Begriff „Traditionskern“ bei Kulikowski S. 163.

3 Vgl. Peter Heather: *Goths and Romans 332–489*. Oxford 1991.

rungen von Barbaren in Goten, geformt durch bestimmte Herkunftsregionen, römischen Militärdienst und Auseinandersetzungen mit dem Römischen Reich.

Auf diesen Voraussetzungen beruht Kulikowskis recht eigenwillige Sicht der Goten. Nach Klärung der Prämissen im dritten Kapitel entwickelt er in chronologischer Folge die Geschichte der Kontakte dieser Goten mit dem Römischen Reich und ihren Anteil an dem Eindruck des Niedergangs, den dieses Reich beim zeitgenössischen Betrachter und nicht zuletzt aus der – für die Rezeption wichtigen – Retrospektive hinterließ. Er beginnt mit der Reformepoche der diokletianisch-konstantinischen Zeit und dem – damit zusammenhängend gedachten – Aufstieg der gotischen Macht, der Konsolidierung des gegenseitigen Verhältnisses im Friedensschluß von 332 und dessen Vorteilen für die Etablierung der Goten nördlich der unteren Donau, wie sie sich in der Černjachov-Sintana-de-Mureş-Kultur und ihren Befunden erweist: Hier „schlossen sich in dem Schmelztiegel römischer Grenzpolitik Menschen verschiedenster Herkunft unter Führern zusammen, die im Verlauf ihrer ständigen Interaktion mit dem Imperium als Goten definiert wurden“ (S. 103). Vor diesem Hintergrund bespricht Kulikowski die Entwicklung des gotisch-römischen Verhältnisses von den Konstantin-Söhnen bis zum Vorabend der Schlacht bei Adrianopel; er trägt dabei der wichtigsten Quelle Ammianus Marcellinus Rechnung, der Christianisierung der Goten, der Unterteilung in Terwingen und Greutungen usw. Die Schlacht bei Adrianopel ist ebenso Gegenstand eines eigenen Kapitels wie die theodosianische Gotenpolitik, die 382 zur Ansiedlung auf römischem Boden führte. Hieran schließt sich die Geschichte Alarichs an, die in der dreimaligen Belagerung und schließlich in der Plünderung Roms im Jahre 410 kulminiert. Dieser Druck auf die römische Regierung machte letztlich den Weg frei für Lösungen, wie sie dann mit der Ansiedlung der Goten im Südwesten Galliens gefunden wurden.

Kulikowski popularisiert in diesem Buch seine Meinung über die Genese der Goten; der Aspekt, dieser Einzel- bzw. Minderheitsmeinung gegenüber der von ihm mit harten Konturen versehenen und über Jahrhunderte bis in die jüngste Vergangenheit als homogen, daher simplifizierend dargestellten traditionellen Forschungsrichtung ein deutliches Profil zu verleihen, scheint in diesem Buch wesentlich schwerer zu wiegen als die erzählerische Absicht einer Gotengeschichte des dritten und vierten Jahrhunderts bis zur Plünderung Roms, in die dieses Anliegen geschickt integriert ist, es zunächst vermuten läßt. Stark vereinfacht und dadurch teilweise falsch erscheinen auch manche anderen Angaben in diesem Werk: die Wiederauflage der Sittenspiegeltheorie für die Erklärung der Germania des Tacitus (S. 50), die doch so gut zu der von Kulikowski vehement bekämpften Interpretation der Goten im Gefolge der Anschauungen früherer Zeiten paßt, sodann die Vernachlässigung bzw. Abwertung der Bedeutung von Sprache für Identität (S. 52 f., 65), die Verkennung von ideologischen Grundlagen der Tetrarchie durch die Behauptung, Konstantin und Maxentius, die Söhne des Constantius Chlorus und des Maximian, seien „lange auf die Thronfolge vorbereitet worden“ (S. 84), der Gedanke, die Thronbesteigung des Theo-

dosius sei „das Ergebnis eines stillen Putsches“, ohne daß Gratian „überhaupt etwas damit zu tun gehabt haben“ (S. 151) muß, ferner die Einschätzung des Valens als inkompetent (S. 117) und des Theodosius als durch die – vor allem christliche – Tradition stark positiv überzeichnet (S. 150), mit entsprechenden Folgen für die Rezeption dieses Kaisers, auch hinsichtlich seiner militärischen Fähigkeiten.

Neben anderen sachlichen Fehlern<sup>4</sup> fallen gelegentlich sprachliche Ungeheimheiten<sup>5</sup> auf, die auf das Konto der Übersetzung gehen dürften. An einigen Stellen benutzt Kulikowski den von ihm so sehr verdächtigten Jordanes allen Vorbehalten zum Trotz als Quelle, mit der er argumentiert (S. 83 f., 90) – warum sind dann mit der gebotenen Vorsicht auf dieser methodischen Grundlage keine Einschätzungen erlaubt, die seitens der Goten „eine Erinnerung“<sup>6</sup> an die Wanderung festhalten? Läßt sich hier kein Mittelweg finden? Es bleibt eine gewisse Skepsis gegenüber den von Kulikowski so selbstsicher vorgetragenen Anschauungen, auch wenn es ein faszinierender Gedanke sein mag, in den Goten Barbarenverbände zu sehen, die sich wie die Franken oder Alemannen seit dem dritten Jahrhundert im Grenzgebiet des Römischen Reiches nicht zuletzt durch römische Zuschreibung gebildet haben. Wie so oft erweist sich eine solche einfach erscheinende Lösung aber vielleicht doch nur als Teilwahrheit.

Ulrich Lambrecht, Koblenz  
[lambre@uni-koblenz.de](mailto:lambre@uni-koblenz.de)

- 4 Die auf dem Augsburger Siegesaltar verewigte Juthungenschlacht geht gewiß nicht auf einen Sieg des Postumus zurück, der daraufhin die Usurpation habe wagen können, wie Kulikowski S. 37 in wohl gründlichem Mißverständnis der einschlägigen deutschsprachigen Literatur meint. – In der bei Euseb. vita Const. 4, 24 überlieferten Selbstbezeichnung des Kaisers Konstantin als τῶν ἔκτοϛ . . . ἐπίσκοπος sieht Kulikowski S. 110 einen Bischof der „außerhalb des Kaiserreichs Stehenden“, der hieraus den Auftrag zur Mission jenseits der Reichsgrenzen ableite. Sachlich angemessen erscheint vielmehr eine Interpretation als Aufseher über die Reichsangehörigen hinsichtlich ihrer weltlichen Rechtsverhältnisse; vgl. hierzu Johannes Straub: Konstantin als ἐπίσκοπος τῶν ἔκτοϛ, in: *Studia patristica* 1, 1957, S. 678–695, wiederabgedruckt in: Johannes Straub: *Regeneratio imperii. Aufsätze über Roms Kaisertum und Reich im Spiegel der heidnischen und christlichen Publizistik*. Darmstadt 1972, S. 119–133, hier S. 132.
- 5 Das Balkengebirge heißt „Haemus“ statt „Hemus“ (passim), das Adjektiv zu Nicæa „nicänisch“ oder „nicäisch“, nicht „nicäanisch“ (S. 146); in Constantius II. sehen wir einen Anhänger des homöischen oder homoiischen, nicht „homoianischen“ (S. 111f.) Glaubens; es heißt richtig „provinziale Eliten“ statt „provinzielle Eliten“ (S. 32), „Konversion“ statt „Konvertierung“ (S. 125), „lateinischsprachig“ statt „latinisch“ (S. 139). Solche und andere Beispiele für Verstöße gegen die deutsche Sprache ließen sich vermehren, außerdem auch Druckfehler anführen.
- 6 Bruno Bleckmann: *Die Germanen. Von Ariovist bis zu den Wikingern*. München 2009, S. 175; vgl. hierzu Rez. Ulrich Lambrecht, in: *Plekos* 11, 2009, S. 135–139.

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---

Gérard-Henry Baudry: *Les Symboles du Christianisme ancien I<sup>er</sup>–VII<sup>e</sup> siècle*. Paris: du Cerf 2009. 240 S., zahlr. Abb. EUR 44.00. ISBN 978-2-204-08893-0.

Bei dem zu besprechenden Buch „*Les Symboles du Christianisme ancien I<sup>er</sup>–VII<sup>e</sup> siècle*“ handelt es sich um eine Einführung in die Symbole der frühen Christen in französischer Sprache<sup>1</sup> aus der Feder des Priesters Gérard-Henry Baudry. B. unterteilt den umfangreichen Stoff in acht Kapitel; hinzu kommen eine ausführliche Einleitung und ein kurzer Epilog. Das Werk wird durch einen Anhang vervollständigt, der sich aus einigen wenigen Anmerkungen, einer äußerst gerafften Bibliographie, einem Index zu den Symbolen und den Bildnachweisen zusammensetzt.

Gleich im ersten Satz der Einleitung hebt B. hervor, dass es sich bei dem vorliegenden Werk um eine Einführung in die Welt der christlichen Symbole handle. Sodann legt er den zeitlichen Rahmen der Untersuchung (S. 11) fest, den er mit dem Tod Isidors von Sevilla enden lässt. Dieser Zeitrahmen, so führt B. aus, sei durch die Quellen vorgegeben, die zum größten Teil aus Texten (im weitesten Sinn) und zu einem weit geringeren Anteil aus archäologischen Quellen bestünden. Die Ursache dieser ungleichen Verteilung der Quellen liegt in den Augen des Autors im Bilderverbot des Alten Testaments (Ex 20, 4; Dt 4, 15–18) begründet, dessen ungebrochene Kontinuität er u. a. durch den 36. Kanon der Synode zu Elvira i. J. 306 bestätigt sieht.<sup>2</sup> Jedenfalls behauptet B., die Quellen wiesen trotz der gravierenden Veränderungen in der constantinischen Zeit bis in das 7. Jh. eine gewisse Homogenität auf.<sup>3</sup> An diese Präliminarien schließen sich „quellenkritische“ Überlegungen an. B. beschließt die Einführung mit einer Erklärung des Begriffs „Symbol“ (S. 15–20). Es handle sich um einen Begriff, der „s’applique à un objet qui représente une autre réalité . . .“ (S. 18). B. veranschaulicht zudem, wie der Terminus für die vorliegende Arbeit verwendet wird (ebda): „Ce sens général peut être l’équivalent de signe, d’image, d’emblème, de figure, de type“.<sup>4</sup> An dieser Stelle ist anzumerken, dass nach dieser Definition Symbole erst seit dem späten 2. Jahrhundert belegt sind

- 1 Italienische Originalausgabe: *Simboli cristiani delle origini*. Mailand 2009.
- 2 Vorher schon: Aristid. apol. 15, 5; Clem. Alex. strom. 1, 4, 25, 4; Ps.Clem. hom. 12, 12, 1–3 (= recogn. 7, 12, 1–3); Paul. Nol. epist. 32. Auch die Authentizität dieses Kanons ist bereits seit längerer Zeit umstritten. Siehe bereits M. Meigne: *Concile ou Colection d’Elvire?* RHE 70, 1975, 361–387.
- 3 Dagegen aber P. C. Finney: *The Invisible God. The Earliest Christians on Art*. New York/Oxford 1994, I–III und 292; D. R. Cartlidge/J. K. Elliott: *Art and the Christian Apocrypha*. London 2001, XV und 1–20; J.-M. Spieser: *Die Anfänge der christlichen Ikonographie*, in: R. Hoeps (Hrsg.): *Handbuch der Bildtheologie*. Bd 1: *Bild-Konflikte*. Paderborn 2007, 140.
- 4 Zu dieser Definition vgl. etwa Aug. doct. christ. 2, 1, 1; B. Luscher: *Einführung in das symbolische Denken. Hermeneutik und elementares Bibelverstehen*. Berlin 2008, v. a. 3–10 und 163–169.

und nicht – wie etwa der Titel des vorliegenden Buches suggeriert – seit dem 1. Jahrhundert.<sup>5</sup>

B. beginnt das erste Kapitel (S. 28–52) seiner Darstellung mit den Symbolen für Christus, da sich in den ersten Jahrhunderten alle Symbole „directement ou non“ auf ihn bezogen hätten (S. 29). Christusmonogramm, Kreuz, die verschiedenen Darstellungsformen von Christus, Hetoimasia und die göttliche Hand sind die Themen, die in diesem Kapitel behandelt werden.

Die Symbolhaftigkeit der Buchstaben (konkret: Tau; Alpha/Omega; Zeta; Ypsilon), der Zahlen (konkret: 1–4; 6–8; 10; 12; 40) und der geometrischen Figuren werden im zweiten Kapitel dargestellt (S. 53–80).

Das dritte Kapitel (S. 81–116) handelt von den Symbolen, die aus der Natur entlehnt sind. B. unterteilt das Kapitel in vier Unterkapitel: Himmlische respektive irdische Welt, symbolhafte Tiere und Vögel. Weshalb B. für die Vögel ein eigenes Kapitel gleichberechtigt neben jenes für die Tiere stellt, ist nicht ganz nachvollziehbar.<sup>6</sup> Denn wollte man die Bedeutung der Vögel in der christlichen Symbolik durch ein eigenes Kapitel würdigen, so müsste man konsequenterweise unter anderem auch eines für die Fische anlegen.<sup>7</sup>

Das folgende Kapitel (S. 117–151) steht ganz im Zeichen der Symbole, die sich auf den „milieu culturel“ (S. 117) beziehen. Hier finden sich unter anderem Ausführungen zu den Themen „Oranten“, „Nimbus“, „weiße Kleidung“, „Anker“, „Wasser“, „Brot“ und „Öl“.

Im fünften Kapitel (S. 152–175) legt B. die Bedeutung verschiedener Episoden aus dem Alten Testament für die frühe christliche Welt dar, wobei er der Genesis (S. 152–158) und dem Danielzyklus (S. 169–173) besondere Aufmerksamkeit schenkt.

Das Leben Jesu und dessen Nachhall in der Theologie beschäftigt B. in Kapitel sechs (S. 176–192). Die Geburt Jesu, die Anbetung durch die drei Magier, die Taufe, verschiedene Wundergeschichten, die Passion, der Aufstieg in den Himmel und der Abstieg in die Hölle sind die zentralen Themen.

Im Zentrum der Betrachtung des siebten Kapitels (S. 193–216) steht die Ecclesia. B. geht auf die Personifizierungen der Kirchengemeinschaft genauso ein wie auf konkrete (Darstellungen von) Kirchenbauten. Zugleich werden auch Darstellungen von Gemeindeversammlungen berücksichtigt, sodass das Wortfeld „Ecclesia“ in seiner ganzen Breite berücksichtigt wird.

Im letzten Kapitel (S. 217–225) setzt sich B. mit den eschatologischen Symbolen auseinander. Nach B. sei vor allem die „marche vers son accomplissement final dans la vie éternelle en Dieu avec le Christ“ der Gläubigen die Ursache

5 Dazu etwa J.-M. Spieser (wie Anm. 3), 139 f.; M. Charles-Murray: *The Emergence of Christian Art*, in: J. Spier (Hrsg.): *Picturing the Bible. The Earliest Christian Art*. New Haven/London 2009, 51 f.

6 Dazu v. a. P. C. Finney (wie Anm. 3), 178, 204, 223, 250.

7 F. J. Dölger: *ICHTHYS. Der heilige Fisch in den antiken Religionen und im Christentum*. 5 Bde. Münster 1922–1957 (Ndr. Oberhausen 1999).

für eine „tension eschatologique“ (S. 217). Mit Unterkapiteln zu Symbolen des ewigen Lebens und für die Auferstehung, für Abrahams Schoß, für das Paradies, für das irdische und himmlische Jerusalem und für den funeralen Riten/Symbolen leuchtet B. diesen Themenkomplex aus.

Positiv fällt die souveräne Beherrschung der beachtlichen Stoffmenge auf. Zudem ist das Werk sehr benutzerfreundlich. B. verwendet keinerlei Quellenabkürzungen und Fachtermini, auch Fremdwörter werden von ihm erklärt oder übersetzt. Dass B. die Verweise auf schriftliche Quellen ausschließlich in französischer Übersetzung angibt, ist insofern zwar konsequent, könnte sich jedoch als schlechter Dienst erweisen, da er damit vor allem den Laien die Quellensuche nicht unbedingt erleichtert.

Der Autor entwirft ein homogenes und übersichtliches Bild frühchristlicher Symbole, was dem Einsteiger entgegenkommen dürfte. Wenn B. dabei nahezu zur Gänze auf die Dokumentation komplexer Forschungsdiskussionen verzichtet, so ist dies wohl der Tatsache geschuldet, dass es sich um eine Einführung in das Thema handelt. Allerdings hätte B. seine Leser darüber nicht im Unklaren lassen dürfen, dass viele, ja die allermeisten der von ihm dargebotenen Interpretationen und Deutungen in der Forschung durchaus umstritten sind, was nicht zuletzt dem Verständnis des Begriffes Symbol (S. 18: „... un objet qui représente une autre réalité ...“) geschuldet ist.<sup>8</sup> Diese Definition ermöglicht zwar einen breiten Deutungsspielraum, was jedoch ohne Ver- bzw. Hinweise auf alternative Interpretationen dazu führt, dass vor allem die Ausführungen zu den Buchstaben, Zahlen und geometrischen Figuren (S. 53–80) apodiktisch klingen.

Man kann wohl sagen, dass es im Allgemeinen ein zentrales Anliegen von Einführungen ist, dem Leser den Zugang zu einem bestimmten (neuen) Thema zu ermöglichen oder zumindest zu erleichtern. Größte Bedeutung kommt hierbei offenkundig den weiterführenden Literaturverweisen zu, die im vorliegenden Werk jedoch nahezu gänzlich fehlen.<sup>9</sup> B. gibt zwar im Anhang eine knappe Auswahlbibliographie, jedoch ohne Bezug zum Text. Eine Verbindung hätte man aber wenigstens durch die Gliederung der angeführten Titel nach Kapiteln auf recht einfache Weise herstellen können. Zudem besteht die Bibliographie nahezu ausschließlich aus italienisch- und französischsprachigen Titeln und enthält dem Leser sowohl mehrere Standardtitel wie auch neueste Literatur vor.<sup>10</sup>

8 Vgl. J. Engemann: Deutung und Bedeutung frühchristlicher Bildwerke. Darmstadt 1997, 95.

9 Die Ausnahmen: Kap. 2, Anm. 1; Kap. 3, Anm. 12; Kap. 4, Anm. 6; 8; 11; 14; Kap. 5, Anm. 1; Kap. 7, Anm. 5.

10 Unerwähnt bleiben etwa: F. J. Dölger (wie Anm. 7); G. Benedetti, U. Rauchfleisch (Hrsgg.): Welt der Symbole. Göttingen 1988; N. Duval (Hrsg.): Naissance des Arts chrétiens – Atlas des monuments paléochrétiens de la France. Paris 1991; A. Beyer (Hrsg.): Die Lesbarkeit der Kunst. Zur Geistes-Gegenwart der Ikonologie. Berlin 1992; P. C. Finney (wie Anm. 3); N. Gauthier: Les premiers siècles chrétiens. Paris 1995; J. Engemann (wie Anm. 8); T. F. Mathews: The Clash of

Positiv fallen wiederum die reichlich vorhandenen und fast durchweg qualitativ-vollen Farbphotos auf. Das Buch bietet mehr als 300 Abbildungen. Viele der Photos stammen zwar aus älteren Werken des Jaca Book Verlags, doch wurden die Bilder für das vorliegende Buch neu bearbeitet. Störend ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass zwischen den schriftlichen Ausführungen und den Abbildungen kaum Bezüge hergestellt werden. B. hat zwar für jede Abbildung eine knappe Bildbeischrift mit den wichtigsten Angaben verfasst, bezieht aber das Bildmaterial in seinen Überlegungen und Argumentationen kaum mit ein.<sup>11</sup> Dies führt besonders auf den ersten Seiten (S. 10–26) dazu, dass man sich mit einer Reihe von Bildern konfrontiert sieht, deren Bedeutung für die jeweiligen Ausführungen des Autors sich dem Leser nicht ohne Weiteres erschließen.<sup>12</sup>

Abschließend bleibt festzuhalten: Dieses Buch weist B. als Kenner der Materie aus, kann jedoch auf Grund seiner manifesten Schwächen nicht als Einführung zu frühchristlichen Symbolen empfohlen werden.

Peter Kritzinger, Jena  
[pietrokritzinger@yahoo.it](mailto:pietrokritzinger@yahoo.it)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#)   [Startseite Plekos](#)

---

Gods – A Re-Interpretation of Early Christian Art. Princeton <sup>2</sup>1999 (erw. Aufl. 1995); R. Hoeps (Hrsg.) (wie Anm. 3); J. Spier (Hrsg.) (wie Anm. 5) mit neuer Lit.

11 Siehe aber die methodischen Überlegungen bei J. Engemann (wie Anm. 8), 9–23.

12 So etwa auf S. 10, Abb. 1; S. 12, Abb. 1; S. 13, Abb. 2; S. 14, Abb. 1

Sven Günther: „Vectigalia nervos esse rei publicae“. Die indirekten Steuern in der Römischen Kaiserzeit von Augustus bis Diokletian. Wiesbaden: Harrassowitz 2008. IX, 197 S., 5 Abb. EUR 48.00. ISBN 978-3-447-05845-2.

Der vorliegende Band stellt die bearbeitete Fassung der Dissertation Günthers (G.) vom Februar 2008 an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz dar.<sup>1</sup> Ziel des Bandes ist, die Regelungswerke, die Reformen und die Verwaltung der indirekten Steuern dia- wie synchron zu untersuchen und durch diese historische wie systematische Untersuchung und die Exemplifizierung dieser Ergebnisse in der Praxis des Erhebungsverfahrens den Charakter der jeweiligen indirekten Steuer im Kontext der damaligen Wirklichkeit deutlich zu machen.

Es geht um indirekte Steuern für römische Bürger; provinziale Steuern bleiben unberücksichtigt. Das antike Verständnis von indirekten Steuern unterscheidet sich sehr von der modernen wirtschaftswissenschaftlichen Umwälzungstheorie. Im behandelten Zeitraum sind die untersuchten Steuern als indirekt zu sehen, weil sie aufgrund der Veranlagungs- und Erhebungstechnik nicht ertragsfest sind und nicht auf Basis einer Zensusliste erhoben werden. Die zeitliche Eingrenzung der Arbeit auf die Zeit von Augustus bis Diokletian ist vor allem durch die völlige Umgestaltung des Steuersystems in der diokletianischen Tetrarchie begründet.

Nach einem kurzen Quellen- und Forschungsüberblick und einer Begriffsuntersuchung der Begriffe *vectigal/vectigalia* kontrastierend zu *tributum/tributa* wendet sich G. zunächst der Erbschaftssteuer zu und legt in Auseinandersetzung mit der Forschung schlüssig dar, daß es keinen Grund gibt, anzunehmen, bereits die *lex Voconia* von 169 v. Chr. habe eine Erbschaftssteuer eingeführt; nach einer sehr kurzlebigen Erbschaftsabgabe im Bürgerkrieg habe auch zur Zeit Caesars keine Erbschaftssteuer bestanden, es sei aber für Augustus aus propagandistischen und taktischen Gründen sinnvoll erschienen, die Einführung einer Erbschaftssteuer mit *acta Caesaris* zu begründen. Die *lex <Iulia de> vicesima hereditatum* sei von Augustus in unmittelbarem Zusammenhang mit der Einrichtung des *aerarium militare* als regelmäßiger Geldzufluß zur Veteranenversorgung eingerichtet worden. Auftauchende Probleme bei der Steuererhebung muten uns z. T. recht bekannt an. Wenn sich auch die fünfprozentige Erbschaftssteuer aufgrund ihres Regelwerks als einträgliche Einnahmequelle erwies, gab es Freigrenzen<sup>2</sup>, Versuche der Steuervermeidung durch die Steuer-

1 Index und Einleitung unter: [http://www.harrassowitz-verlag.de/dzo/artikel/201/001/1686\\_201.pdf?t=1225731513](http://www.harrassowitz-verlag.de/dzo/artikel/201/001/1686_201.pdf?t=1225731513).

2 Wahrscheinlich blieb die Erbschaft der *decem personae* frei; Begräbniskosten waren absetzbar; wie heute war die Freigrenze aber kein Geschenk des Staates, sondern ab einer zu geringen Summe überschritten die Verwaltungskosten die Einnahmen.

pflichtigen und zunehmende Versuche des Staates, den Zugriff besser kontrollieren zu können (z. B. durch die staatlich kontrollierte Testamentseröffnung). Fraglich ist das Ausmaß privaten Mitwirkens bei der Erbschaftssteuererhebung ( evtl. Ablösung der privaten Steuerpächter durch die kaiserlichen *procuratores XX hereditatium*?) wie auch evtl. ein gemeinsames Verpachtungssystem dreier indirekter Steuern.<sup>3</sup> Das höhere Erbschaftssteueraufkommen in Italien und besonders in Rom brachte ausgefeiltere Ausgestaltung der Verwaltungsstrukturen und Kontrollfunktionen mit hierarchischer Struktur zwischen ritterlichen Prokuratoren, kaiserlichen Freigelassenen und kaiserlichen Sklaven hervor; die genaue Ausgestaltung bleibt mangels entsprechender Zeugnisse z.T. spekulativ. Die Gliederung der Verwaltung in den Provinzen ist noch deutlich schlechter belegt; G. gibt eine nützliche Aufstellung der Zeugnisse zu den Unterbeamten der einzelnen Provinzen. Die Grenzbedrohungen im 3. Jh. belasteten das *aerarium militare* erheblich; daher versuchte Caracalla durch Anhebung der Erbschaftssteuer auf 10%, Aufhebung sämtlicher Freigrenzen und Verleihung des Reichsbürgerrechts der militärischen Bedrohung des Reichs durch Sicherung des Zahlungsstroms ins *aerarium militare* Rechnung zu tragen. Allerdings brachte die erhöhte Steuerbasis auch erhöhten Verwaltungsaufwand mit sich. G. argumentiert, daß „das System aus direkten und indirekten Steuern, Abgaben und sonstigen Sonderzahlungen mit seiner systematischen Struktur und der Ausrichtung allein auf die Stadt Rom wenig geeignet war, sich den neuen dezentralen Gegebenheiten flexibel anzupassen“ (S. 91) und daher mit den Steuerreformen Diokletians Steuern mit dem bürokratischen und organisatorischen Aufwand der *vicesima hereditatium* sich überlebt hatten.

Die *vicesima libertatis vel manumissionum* wurde nach G., entgegen der Meinung der liviuskritischen Forschung, bereits 357 v. Chr. eingerichtet. G. macht den Zufluß der Freilassungssteuer, für die zahlreiche Quellen private Verpachtung bezeugen, ans *aerarium Saturni* wahrscheinlich und stellt klar, daß Berechnungen über Ertrag der Steuer und Anzahl der Freilassungen nur spekulativ sein können. Das Unterpersonal der Pachtgesellschaften ist relativ reich belegt und G. führt die einzelnen Ämter des Unterpersonals aus den Inschriften, nach Regionen gegliedert auf. Trotz zahlreicher interessanter Einblicke in die Verpachtungsmodalitäten scheint eine Rekonstruktion des Verpachtungssystems bei gegebener Quellenlage nicht mehr möglich zu sein; allerdings ist die vollständige Ablösung der privaten Steuerpächter durch staatliche Prokuratoren ebenso wie bei der *vicesima hereditatium* auch bei der *vicesima libertatis* unwahrscheinlich. Die Freilassung lag häufig durchaus im wirtschaftlichen Interesse des Freilassers, so daß staatlichen Versuchen, die Freilassung zu beschrän-

3 Es lassen sich z. B. auch bei den *quattuor publica Africae* Prokuratoren nachweisen, die in irgendeiner Weise neben den Publikanen agiert und diese möglicherweise kontrolliert haben.

ken bzw. zu kontrollieren, auf Dauer kein Erfolg beschieden war. Durch Dokumentation der Freilassung bei allen drei Freilassungsarten durch staatliche Beamte bestand allerdings eine Kontrollmöglichkeit, zumal sowohl Erben als auch Feigelassene erhebliches Interesse an der staatlichen Dokumentation hatten, um rechtlich zukünftig abgesichert zu sein.

Die Verkaufssteuer gehörte zu den *vectigalia nova* des Augustus mit Zufluß ins *aerarium militare*. Der genaue Zeitpunkt der Einführung muß hypothetisch bleiben. G. meint, daß sich die *centesima rerum venalium* auf die von den Publikanen leichter zu kontrollierenden Auktionen beschränkt haben wird und daher mit der *ducentesima auctionum* identisch ist. Ein Exkurs über die *lex metalli Vipascensis* faßt neuere Forschungsergebnisse zusammen; für G. spricht einiges für die Deutung als Maklergebühr. Der Charakter der *centesima rerum venalium* in späterer Zeit ist nach G. „nicht der einer weiteren Umsatzsteuer, sondern eher der eines Zolls für die Hauptstadt Rom auf Waren, die innerhalb des *pomerium* gebracht wurden“ (S. 143).

Die *quinta et vicesima venalium mancipiorum*, erstmals i. J. 7 n. Chr. von Augustus erhoben, nach Cassius Dio im Zusammenhang mit erhöhten Aufwendungen des Pannonienfeldzugs und der Einführung der *cohortes vigilum*, sei zum Großteil zur Finanzierung der *vigiles* verwendet worden mit Zufluß ans *aerarium Saturni*. G. konstatiert, daß Regelwerk, Verwaltung und Erhebungsverfahren wie bei der Verkaufssteuer, so auch bei der Sklavenverkaufssteuer nur in Bruchstücken rekonstruiert werden können. Ein kurzer Exkurs zu Steuermaßnahmen Caligulas und Vespasians schließt sich an, bevor G. im abschließenden Kapitel „Zusammenfassung und Bewertung“ zu einer Synthese seiner Ausführungen kommt.

G. zeigt erfreulicherweise eine in der heutigen Zeit nicht mehr selbstverständliche solide Beherrschung der klassischen Sprachen; lateinische und griechische Texte werden ohne Übersetzung geboten;<sup>4</sup> daher sind Kenntnisse der alten Sprachen auch für den Leser unabdingbar. Die durch ihre interdisziplinäre Ausrichtung (archäologisch, epigraphisch, juristisch, literarisch, numismatisch) über die Vorgänger hinausreichende Arbeit dokumentiert eindrucksvoll die Interdependenz der Steuern mit dem gesamtgesellschaftlichen Kontext ihrer Zeit. In der Auseinandersetzung mit kontroversen Forschungspositionen kommt G. stets zu einem abgewogenen und begründeten Urteil. Die Abbildungen beweisen instruktiv die Nutzung finanzpolitischer Maßnahmen der Kaiser zu Propagandazwecken. Bibliographie und Stellenregister schließen den Band ab.

Michael Hesse, Witten  
[sallustius-crispus@gmx.de](mailto:sallustius-crispus@gmx.de)

4 Nur wenige Druckversehen (S. 23 *locuplebant* statt *locupletabant*; S. 69 *contrascriptor* statt *contrascriptor*; S. 109 *XX vena[lium]* statt *XXV vena[lium]*) sind hierbei unterlaufen.

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---